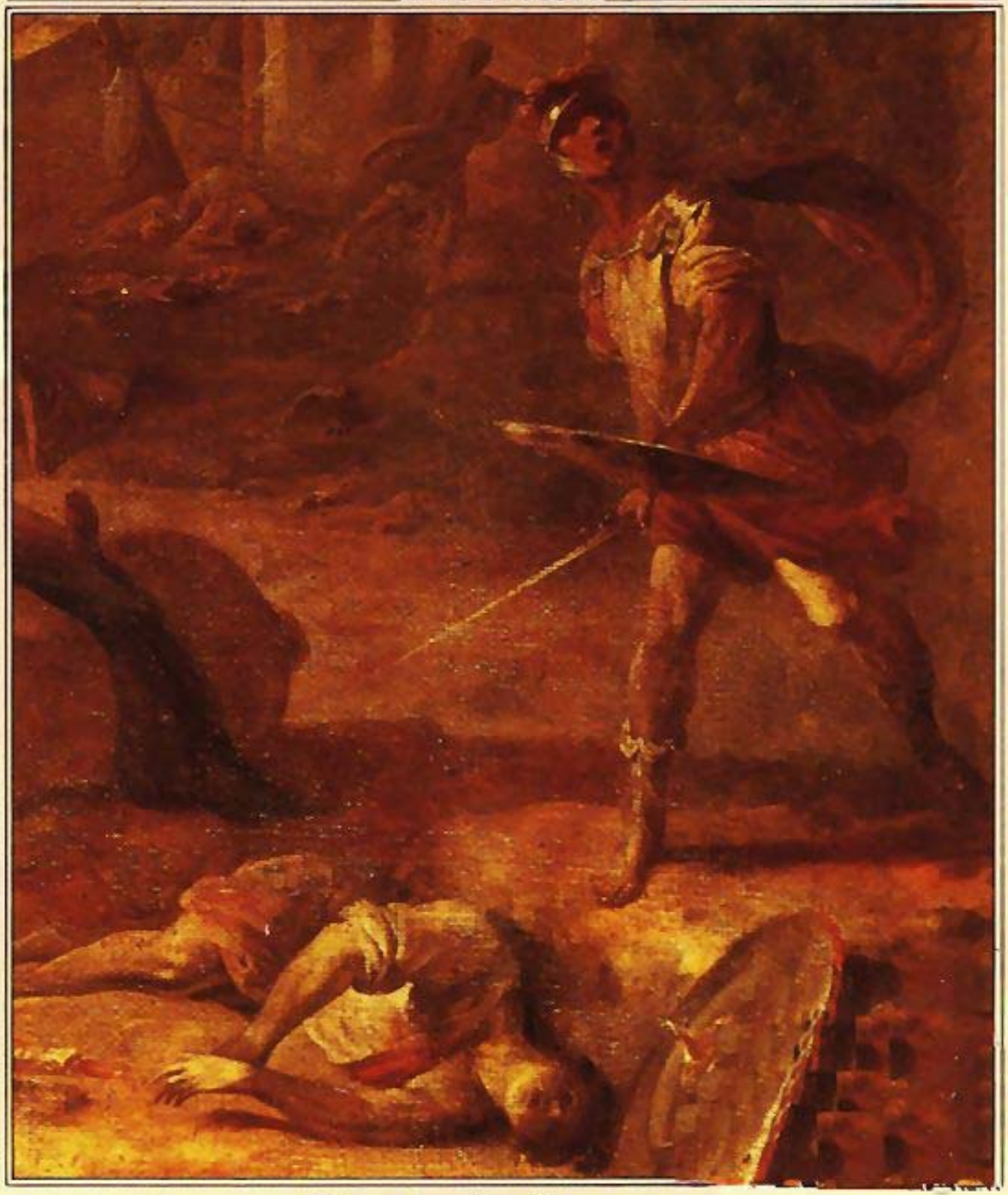
Dieses E-Book ist nicht für den Verkauf bestimmt.

L. SPRAGUE DE CAMP

Bessas der Krieger

Roman



Ullstein Abenteuer

Ullstein Abenteuer

Persepolis, während der Herrschaftszeit des Großkönigs Xerxes. Angeblich soll der hünenhafte Krieger Bessas an der Vergewaltigung einer Prinzessin beteiligt gewesen sein. Bereits zum Tode verurteilt, wird er jedoch von Xerxes begnadigt, um zusammen mit dem griechischen Lehrer Myron im Herzen des unerforschten afrikanischen Kontinents drei geheimnisvolle Gegenstände zu beschaffen – einen Drachen, das Ohr eines Königs und das Herz eines Helden. Aus diesen Zutaten will der Magier des Großkönigs einen lebensverlängernden Trank brauen. Gegen alle Widerstände gelingt es Bessas und Myron tatsächlich, bis zu den Quellen des Nils vorzustoßen, ohne jedoch einen Drachen finden zu können. Währenddessen planen enttäuschte Höflinge in Persepolis die Ermordung des Großkönigs …

Ullstein Abenteuer

L. Sprague de Camp
Bessas der Krieger

Roman

Ullstein Abenteuer

Ullstein Abenteuer
Lektorat: Hans-Joachim Neumann
Ullstein Buch Nr. 21094
im Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt/M – Berlin
Titel der amerikanischen
Originalausgabe:
The Dragon of the Ishtar Gate
Übersetzung:
Rainer Schmidt

Vom selben Autor in der
Reihe der Ullstein Bücher:

Die Reisen des Eudoxos (21084)
Von glorreichen Zeiten (31147)
Drachenmond (31150)
Der Stein der Weisen (31158)
Schwerter und Magie (31160)
Der große Fetisch (31165)

Umschlaggestaltung:
Hansbernd Lindemann
Titelillustration:
Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
© der Originalausgabe
1961,1968, 1982 by L. Sprague de Camp
© der deutschen Übersetzung
1988 by Verlag Ullstein GmbH,
Frankfurt/M – Berlin
Printed in Germany 1988
Scan by Brrazo 10/2005
Gesamtherstellung:
Presse-Druck Augsburg
ISBN 3 548 21094 5

Oktober 1988

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek
De Camp, Lyon Sprague:
Bessas der Krieger: Roman/
L. Sprague de Camp. [Übers.: Rainer Schmidt]. –
Frankfurt/M.; Berlin : Ullstein, 1988
(Ullstein-Buch; 21094 : Ullstein-Abenteuer)
Einheitssacht.:
The Dragon of the Ishtar Gate ‹dt.›
ISBN 3-548-21094-5
NE:GT

Für Sam Freiha aus Beirut,
den besten Touristenführer
im ganzen Nahen Osten

1

Die Kammer des Zauberers

Goldene Lampen, die an Ketten von der rußigen Decke hingen, flackerten und verströmten den Duft von Oliven. Die gelben Flämmchen brannten eine Weile stetig; dann begannen sie zu züngeln und zu flattern, als habe ein jäher Luftzug sie erfaßt. Doch kein Windhauch konnte in diese abgeschiedene Kammer dringen, denn die einzige Öffnung zur Außenwelt war mit einer schweren, hölzernen, kupferbeschlagenen Tür verschlossen.

An einem Ende des mit Gerümpel vollgestopften Raumes lief eine gestreifte Hyäne in ihrem Käfig hin und her. Ihre Krallen klickten auf dem Steinboden, und wenn sie sich am Ende ihres kurzen Weges umwandte, leuchteten ihre Augen grün im Lampenlicht.

Es war vor dem Morgengrauen am dritten Tag des Monats Nisanu im zwanzigsten Jahr der Regierungszeit des Xerxes. Xerxes, der Großkönig, der König der Könige, König der Perser und der Meder, König der weiten Welt, Sohn Darius', Oberhaupt des Klans der Achämeniden. Die Kammer lag im Westteil des kleinen Palastes, den Darius zu Persepolis hatte erbauen lassen, in den zerklüfteten Bergen von Parsa.

Zwei Männer saßen einander auf Schemeln an einem schweren Tisch gegenüber. Drei tote Mäuse lagen zwischen ihnen.

Der eine der beiden war König Xerxes selbst. Der Großkönig

war hochgewachsen und kräftig, wenn auch ein wenig gebeugt und füllig. Anstelle seines purpurnen Königsmantels trug er ein weißes Gewand über karmesinroten Hosen und spitze, safrangelbe Schuhe. Und statt der hochaufragenden königlichen Tiara zierte sein Haupt nur ein blaues, gepunktetes Band, das sein langes Lockenhaar zusammenhielt.

Leicht vorquellende, blutunterlaufene Augen blickten unter kräftigen schwarzen Brauen hervor. Die lange Hakennase der Achämiden ragte über einem festen, schmallippigen Mund; die geschwungenen Spitzen des buschigen Schnurrbartes waren gewichst und zu spitzen Stacheln verzwirbelt. Ein lockiger, schon ergrauender Bart reichte ihm bis auf die Brust.

Der Gesichtsausdruck des Königs war mürrisch, unzufrieden und müde. Er sah älter aus als seine fünfundfünfzig Jahre. Mit kurzsichtigem Blick starrte er erst die Mäuse und dann den Mann, der ihm gegenübersaß, an.

Dieser war größer, schlanker und älter als Xerxes. Seinen langen weißen Bart hatte er sich in den Bausch des schwarzen, staubigen Mantels gestopft, und auf dem Kopf trug er einen spitzen schwarzen Hut.

»Also«, sagte der König, »hast du wieder versagt? «

Der andere spreizte die Hände und lächelte mit gewölbten Brauen. »Es war nicht der Wunsch des Guten Gottes, daß ich mein Ziel auf diesem Wege finde, Hoheit. Doch wird Euer Sklave nicht nachlassen und es auf alle erdenkliche Weise versuchen.«

»Ahriman zerschmettere dich!« donnerte Xerxes und hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Mäuseleichen in die Höhe

sprangen, als wären sie wieder zum Leben erwacht. »Versprechungen, Versprechungen – die lieferst du mir im Übermaß. Aber wann wirst du mir Ergebnisse bringen? Es könnte wohl sein, daß ein glühendes Eisen dich in deinem Streben ein wenig anspornen würde.«

»Oh, Großkönig!« rief der andere in breitem medischen Akzent und verneigte sich dabei ein ums andere Mal wie eine Marionette an ihren Fäden. »Ich tue mein Bestes, ich tue es wahrlich. Es mag geschehen, wie Ihr wünscht – doch wer kann die Götter zwingen, verborgene Wahrheiten zu enthüllen? Diesmal indessen ist Euer Sklave dem Erfolg hart auf der Spur. Meine Eingeweide mögt Ihr schmoren, wenn der Erfolg sich nicht einstellt, Hoheit! Ich versichere meinem Herrn und Meister –«

»Schon gut, schon gut«, unterbrach der König. »Ich wollte dich ja nicht erschrecken, mein guter Ostanas. Niemals würde ich einem treuen Diener und Freund ein Haar krümmen. Ist mir verziehen?«

Ostanas holte tief Luft. »Was immer der König tut, erfreut seinen Sklaven. Was meinen Schrecken angeht –« er lächelte furchtsam »- das ist der Preis für die Gunst, mit dem König plaudern zu dürfen.«

»Meinen einzigen wahren Freund würde ich nicht vertreiben«, sagte Xerxes, »denn Einsamkeit ist das Los der Könige. Doch es stellt meine Geduld auf eine harte Probe, zu spüren, wie meine Kräfte mit jedem Tag weiter schwinden. Hier sitze ich, der Beherrscher der zivilisierten Welt; ich verfüge über größere Reichtümer als je ein König vor mir. Und doch verrotten meine Zähne Jahr um Jahr mehr, die Haare fallen mir

aus, die Luft wird mir knapp, und mein Blick wird trüb, als wäre ich ein gemeiner Bauernlümmel.«

»Der Gott der Arier schenke Euch Leben, Hoheit! Niemand würde meinen Meister einen Tag älter als vierzig schätzen –«

»Spare dir deine Schmeicheleien, guter Ostanas; ich sehe den Putz auf meinem Schädel so gut wie jeder andere. Mein Haarkünstler tut sein Bestes, aber ich glaube nicht, daß er mit all seinen Pulvern, Schminkpasten und Haarfarben irgend jemanden zum Narren hält. Mein Vater – möge Gott ihn gnädig aufnehmen – fand Gefallen daran, sich dreihundertfünfundsechzig königliche Konkubinen zu halten. Aber was habe ich von einer solchen Schar Weiber? Ich käme mit bloßen zwanzig aus und müßte dieselbe nicht zweimal im Jahr herbeirufen: Was also vermag ich mit all meinem Reichtum und meiner Macht auszurichten gegen das Vorrücken der Zeit?«

Ein leises Lachen kam vom anderen Ende der Kammer, ein aufsteigendes Ha-ha-ha ohne Heiterkeit. Der König fuhr auf seinem Schemel herum. Die Hyäne starrte ihn mit grünen Augen an und nahm ihr Wandern wieder auf.

»Ich wünschte, du würdest dieses Vieh entfernen«, sagte Xerxes. »Ich schwöre bei Gandarevas goldenen Fersen, es versteht, was ich sage, und macht sich darüber lustig. Außerdem stinkt es.«

»Machtvolle Arzneien bereitet man aus den Organen der Hyäne«, erklärte Ostana. »So mag mein Tierchen sich eines Tages noch als nützlich erweisen. Wie ich eben sagen wollte –«

»Ich«, unterbrach ihn der König, »herrsche durch die Gunst des Auramazda – des einzigen und wahren Gottes, der alles

sieht und alles vermag –, und ich habe mich bemüht, ein guter König zu sein. Warum also, bei der Seele des Heiligen Ochsen, bin ich so unglücklich? Speichellecker und Schöntuer umgeben mich massenweise, aber echte Freunde habe ich keine außer dir. Meine Söhne – die ehelichen – beobachten mich, wie die Geier ein verendendes Kamel beobachten. Und du weißt, wie es mit der Königin und mir steht. Ich schlafe schlecht, und wenn ich doch einmal einschlummere, besucht er mich in meinen Träumen, triefend von schwarzem Blut. Und *sie* –«, der König schlug die Hand vor die Augen und erschauerte.

»Wenn es Euer Majestät beliebt«, sagte Ostanas, »dann wird Euer Sklave Euch von seiner Entdeckung berichten, die Eurem Kopfzerbrechen, wenn sie stimmt, ein Ende bereiten und Eure Jugend wiederherstellen wird.«

»So rede, Mann.«

»Ich habe in zerfallenden Rollen aus gegerbter Menschenhaut gelesen, die mit Blut in der alten Bilderschrift der Ägypter beschrieben waren. Und gesprochen habe ich im Licht des Dreiviertelmonds mit nie gesehenen Wesen in den Ruinen uralter Tempel. Berechnet habe ich die Zeichen der funkelnden Sterne nach den geheimen Regeln der weisen Babylonier. Gesucht habe ich die Hilfe der Götter im Schlaf, betäubt von entsetzlichen Drogen aus Kush und Hind. Ge –«

»Ich weiß, du hast furchtbare Dinge getan«, fiel der König ihm ins Wort. »Aber komm zur Sache.«

»Endlich hat meine unwürdige Wenigkeit die Formel für das wahre Elixier gefunden.«

»Warum hast du es dann nicht gebraut?« Xerxes streckte die

von Ringen funkelnde Hand nach den toten Mäusen aus.

»Weil etliche der Ingredienzien, Hoheit, so selten und fremdländisch sind, daß ich nicht weiß, wo sie zu bekommen sind. Uralte Überlieferung und moderne Wissenschaft bekräftigen, daß diese Dinge unbedingt beschafft werden müssen, soll das große Werk gelingen. Überdies ist mir ein heiliger Geist im Traum erschienen und hat mir versichert, daß mein Plan der richtige ist.«

»Was sind das für Ingredienzien?«

»Mein Herr wird nicht glauben, daß ich mich über ihn lustig mache?«

»Schluß mit den Ausflüchten, mein guter Ostanas. Wenn du mir sagst, du brauchst ein Stück vom Mond, dann, das schwöre ich beim Berge Lapis Lazuli, werde ich Männer aussenden, ein solches Stück zu holen.«

»So wisset, Großkönig, daß das Elixier aus drei raren Ingredienzen gebraut werden muß – abgesehen von gebräuchlicheren Zutaten wie etwas gemahlenen Smaragden. Diese drei Dinge sind erstens, das Blut eines Drachen, zweitens, das Ohr eines Königs, und, drittens, das Herz eines Helden.«

Xerxes lachte herzhaft und zeigte dabei schwarzfleckige Zähne. »Fürwahr, da ist ein feines Hühnchen zu rupfen! Ich danke dem Herrn des Lichts, daß du nicht etwa die Milch einer Jungfrau oder das Fell eines Fisches verlangst. Erkläre es mir genauer.«

»Das Blut des Drachen ist nötig, weil das wichtigste Element des Lebens die Hitze ist, und weil dem Drachenblut eine solche Gluthitze innewohnt wie keinem lebenden –«

»Was für ein Drache muß es sein? Eine der geflügelten Schlangen Arabiens?«

»Die wären zu klein. Noch würde eine gemeine Echse oder ein Kockandrill reichen, Hoheit. Kennt Ihr das Reptil, das die Babylonier als das heilige Tier ihres falschen Gottes Marduk ausgeben?«

»Und das sie mit glasierten Ziegeln am Großen Tor von Ishtar abbilden? Ja. Ich habe sogar ein lebendes gesehen.«

»Tatsächlich? Wann?«

»Bevor sich die Babylonier im fünften Jahr der Regierung Meiner Majestät erhoben, betrat ich den Tempel des Marduk, um den Priestern dort meine Achtung zu erweisen. Denn auch wenn wir Arier vom erhabenen Zoroaster den wahren Glauben empfangen haben, nötigt uns doch die Staatskunst, die falschen Götter fremder Völker unter unserem Zepter zu tolerieren. Als ich dieses Ungeheuer erblickte, dargestellt mit emaillierten Ziegeln an der Mauer des Tempels, da befragte ich die Priester. Es sei, so sagten sie, ein *Sirrush,* die göttliche Bestie des Marduk. Überdies erboten sie sich, mir einen lebenden Sirrush zu zeigen. Ich war durchaus nicht abgeneigt und folgte ihnen in eine finstere kleine Kammer unter der Cella. Dort lag in einem Käfig etwas, das in jeder Hinsicht aussah wie eine große graue Eidechse, etwa drei Kubit* lang. Als ich dies bemerkte, versicherten die Priester mir, die Kreatur sei noch ein Küken, und beizeiten werde sie zur Statur eines Kamels mit den Ausmaßen eines Büffels heranwachsen; auch die Hörner und anderen Anhängsel, die auf den Reliefs zu sehen seien, würden

* 1 Kubit = 70 Zentimeter

ihm bis dahin sprießen.«

»Wo ist diese Bestie jetzt?« Ostanas beugte sich eifrig vor.

»Was weiß ich? Sie verschwand bei der Plünderung Babylons nach dem Aufstand. Aber man hat mir gesagt, wo diese Tiere leben.«

»Wahrhaftig, Hoheit?«

»Ja. Als ich wissen wollte, wo ich ein solches Tier für meinen Zoo bekommen könnte, behaupteten die Priester, es lebe an den Quellen des Nils.«

»Gott sei Euch wohlgesonnen!« rief Ostanas. »Das ist weiter, als ein Drachen fliegt. Wer war denn je am Oberlauf des Nil? Nicht einmal die Ägypter, die doch an seinen Ufern wohnen, wissen, woher er kommt.«

»So ist es«, sagte der König. »Niemand ist schon dort gewesen, soviel ich weiß. Aber was ist mit den anderen Zutaten?«

»Nun, Hoheit, das Ohr eines Königs brauchen wir aus folgendem Grund: Die Weisen glauben, daß der Ton auf allem, was er berührt, einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt. Um sicherzugehen, daß das Elixier die Weisheit und geistige Kraft dessen, der es trinkt, tatsächlich stärkt, müssen wir ein Stück von einer Substanz hinzugeben, durch die Worte von schwerwiegender Bedeutung gegangen sind. Und wer hörte wohl Worte von größerem Gewicht als ein König?«

»Aber das ist kaum zu machen«, wandte Xerxes ein. »Ich kann ja nicht gut den tributpflichtigen König Cilicia kommen lassen und ihm das Ohr abschneiden. Eine derart unsanfte Behandlung würde ihn sicher zur Revolte treiben.«

»Dann muß mein Herr dieses Ohr eben außerhalb seines Reiches zu erlangen trachten. Zum letzten ist da das Herz eines Helden. Das Herz ist der Sitz von Leidenschaften, Vorlieben, Gefühlen und Tugenden. Um den Patienten mit makellosem Mut und Seelengröße auszustatten, brauchen wir deshalb das Herz eines furchtlosen Helden.«

»Das wäre noch weniger leicht«, meinte der König. »Zwar weiß ich ein paar gute Männer unter meinem Satrapen und Generälen, doch es wäre mir zuwider, einen von ihnen zu opfern; auch wäre solche Behandlung nicht gerecht. Hingegen besitzt jemand, der den Tod verdient, weil er ein Verbrechen begangen hat, kein Herz von der erforderlichen Beschaffenheit.«

Ostanas lächelte schmal. »Hoheit, wenn Ihr einen Mann finden könntet, der Euch einen Sirrush herbeischafft – lebendig natürlich, damit das Blut auch frisch ist – und das Ohr eines Königs bringt, dann würde sich das dritte Erfordernis von selbst einstellen.«

Xerxes runzelte die Stirn und lachte dann. »Ostanas, ich bin erschrocken. Für jemanden, der bei einem Jünger des Großen Magus selbst in die Schule gegangen ist, bist du ein boshafter alter Halunke.«

»Stets zum Wohle des Reiches, Hoheit. In solchen Fällen muß das Wohlergehen des einzelnen zurückstehen.«

»Nein, nein, der Herr des Lichtes würde mich hassen für solche Tücke. Wir müssen einen anderen …«

Das vertraute Klopfen, wie es die Leibwachen des Königs und seine engen Vertrauten benutzten, ertönte an der Tür.

»Herein!« rief der König.

Knarrend öffnete sich die Tür, und einer der königlichen Leibwächter schob den Bart herein. »O König! Prinz Tithraustes erbittet eine Audienz.«

»Um diese Stunde? Bei den Brüsten Anahitas! Was will er?«

Gemurmel erhob sich draußen im Gang. Dann sagte der Leibwächter. »Er spricht nicht für sich selbst, Hoheit, sondern für Myron den Milesier.«

»Für den Lehrer? Nun, was will er?«

Neuerliches Gemurmel, dann: »Es geht um Bessas von Zariaspa.«

»Ahriman!« fluchte der König. »Ich habe meine Entscheidung gefällt, und das Gesetz der Perser und Meder kann nicht außer Kraft gesetzt werden.«

Xerxes brach ab und starrte Ostanas mit schmalen Augen an. »Weißt du, alter Freund«, sagte er, »mich dünkt, der Gute Gott hat uns die Lösung unserer Probleme gesandt.« Er wandte sich wieder zur Tür. »Sag ihnen, der König wird Tithraustes und Myron unverzüglich im Audienzgemach empfangen.« Xerxes griff nach seinem juwelenbesetzten Stock mit dem goldenen Knauf, erhob sich und verließ die Kammer.

Ostanas starrte ihm nach; er lächelte. Die Hyäne lachte aus ihrem Käfig. Der Magier raffte die drei toten Mäuse auf, ging zum Käfig und warf sie hinein. Man hörte sanftes Schmatzen und das leise Krachen winziger Knochen; dann herrschte Stille.

Der alte Palast Darius' des Großen stand auf einer geräumigen Plattform aus natürlichen Kalksteinblöcken, die sich vierzig Fuß hoch über die Ebene erhob und ihrerseits vom Berg des

Erbarmens überschattet wurde, der dahinter aufragte. Im Norden, Süden und Osten des Darius-Palastes standen weitere königliche Bauten, die meisten von ihnen weit größer als dieses bescheidene Bauwerk. Einige waren noch unvollendet und von einem Gerüst umgeben.

Am Fuße der Felsenplattform, in der Ebene, drängten sich die Villen, in denen Xerxes' Edle wohnten, aber auch die Hütten ihrer Diener und die Läden und Behausungen der Einheimischen. Persepolis war nur eine Kleinstadt. Der König hatte noch andere Paläste in den menschenüberfüllten Metropolen – in Shushan und Babylon und Hagmatana. Wenn er, wie es mehrmals im Jahr geschah, vom einem zum anderen umzog, übersiedelten seine Gefolgsleute, Frauen, Sklaven, Berater, Beamten, Generäle und Aristokraten zwangsläufig mit ihm.

In der Nacht, da König Xerxes sich mit Ostanas beriet, schlief ein anderer Mann in einer Kammer, die er von einem Ladenbesitzer in Persepolis gemietet hatte. Er schlief, bis ein heftiges Klopfen ihn weckte. Gähnend und fluchend rappelte er sich auf, stieß mit dem Zeh an ein Möbel und taumelte zur Tür. Ein Blick durch das Guckloch offenbarte ihm eine verschleierte Frau und hinter ihr einen Sklaven, der eine brennende Fackel aus asphaltgetränktem Tauwerk in die Höhe hielt.

»Myron aus Miletos!« rief die Frau. »Dies ist doch deine Wohnung, oder nicht?« Sie sprach Persisch, wie man es im fernen Nordosten sprach; »Miletos« sprach sie »Miretusch« aus.

»Ja. Wer bist du?«

»Ich bin Zarina, die Witwe des Phraates und Mutter des Bessas. Laß mich ein. Es geht um das Leben meines Sohnes.«

»Warte, ich muß meine Blöße bedecken.« Gleich daraufschob Myron den Riegel zurück.

Die Frau trat ein und schob den Schleier zurück, und üppiges weißes Haar wallte hervor. Das Licht der frisch entzündeten Lampe beleuchtete eine karg eingerichtete Kammer, die von Manuskripten übersät war. Myron war ein breitschultriger, mittelgroßer Mann in einer griechischen Tunika über seinen persischen Beinkleidern. »Es ist Monate her, daß dein Sklave dich zuletzt gesehen hat, Herrin Zarina. Was ist mit Bessas?«

»Er – er soll im Morgengrauen gepfählt werden, weil er dabei war, als Tamyra die Daduchidin geschändet wurde.«

»Was!« rief Myron. »Ich habe munkeln hören, daß man Sataspes verhaftet habe, aber ich wußte nicht, daß Bessas –«

»Er war ja nicht – das heißt, er wußte nicht –« Zarina brach in Tränen aus.

»Gnädige Frau«, sagte Myron, »bis zum Morgengrauen sind es nur wenige Stunden. Setze dich, und wenn du Hilfe suchst, bemühe dich, mir eine verständliche Erklärung zu geben.«

Zarina gewann ihre Beherrschung zurück und setzte sich; ihre Armreifen klapperten. »Ich weiß nicht, was du gehört hast. Zwei Tage ist es her, daß der König den Jubel seiner Edlen und die Gaben der Tributpflichtigen zum Neuen Jahr entgegennahm –«

»Ich war dabei«, sagte Myron.

»Danach kam der Neujahresschmaus. Die Edlen praßten und zechten, wie es Brauch ist, in der großen Speisehalle. Kennst du den Vetter des Königs, Sataspes, Sohn des Teaspes?«

»Ich habe ihn schon gesehen«, sagte Myron.

»Nun, dieser Narr betrank sich mehr, als er vertragen konnte,

und verließ das Gelage. Er wanderte durch die Gänge und begegntete Tamyra, der Tochter des Zopyrus. Was sich dann zutrug, wissen wir nicht, denn Sataspes berichtet bald dies, bald jenes, und das Mädchen war so verängstigt, daß es überhaupt keine sinnvolle Aussage machen konnte. Es scheint aber, daß er sich in einem leeren Vorzimmer mit ihr niedersetzte und sie in väterlicher Weise auf den Schoß nahm. Schließlich hat er Kinder, die älter sind als sie. Aber schon bald erwachte in ihm Leidenschaft, und er warf sie zu Boden, riß ihr die Hosen herunter und machte sie sich zu Willen. Er versuchte es wenigstens, wenngleich ich eingedenk ihres Sträubens und seiner Trunkenheit nicht glaube, daß er –«

»Aiai!« unterbrach Myron. »Weshalb mußte er sich im ganzen Reich ausgerechnet sie zum Opfer erwählen? Nicht, daß ich es je gutheißen würde, einem Weib Gewalt anzutun, und wäre es auch die niederste Dienstmagd. Aber der jungfräulichen Tochter der Daduchiden! Er muß rasend wie eine Mänade gewesen sein. Wie ging es weiter?«

»Tamyras Schreie riefen die Wache herbei. Ihr Eintreffen ernüchterte Sataspes; als sie in die Kammer stürzten, trat er ihnen mit einer Geschichte von einem Dämon entgegen, der das Kind erschreckt habe. Sie zauderten noch, denn sie wußten, daß er Achämenide ist, und da lief er davon und suchte als alter Freund und entfernter Vetter Zuflucht in unserem Hause. Ich war ausgegangen, um meine Freundinnen zu besuchen. Bessas versuchte, Sataspes aus Persepolis hinauszuschmuggeln, und beide wurden gefaßt.«

Zarina schwieg, und Myron stellte fest: »Die Torheit ist das selbstgewählte Unglück der Sterblichen. Sprich weiter.«

»Gestern nachmittag saß der König über die Angelegenheit zu Gericht. Die Daduchiden wollten Sataspes zum Tode durch die Boote oder durch die Asche verurteilt sehen. Der König hat sich jedoch für den Pfahl entschieden, als Sataspes' Mutter hereinstürmte. Solches Geschrei hat man in des Königs Gegenwart seit Salamis nicht mehr gehört! Aber der König konnte seine Tante nicht einfach hinauswerfen, ohne sie zu Worte kommen zu lassen. Sie schlug vor, Sataspes solle sich sein Leben verdienen, indem er Afrika umschiffe und dann berichte, was er gefunden habe – wie man es sich von den Phönikiern berichtet, die dies unter der Herrschaft eines alten Ägypterkönigs getan haben sollen. Nach einigem neuerlichen Geschrei waren Bagabyxas und Zopyrus einverstanden.«

»Und dann?« fragte Myron.

»Damit war nur noch mein Sohn übrig. Bessas behauptet unentwegt, er habe von der Vergewaltigung nichts gewußt; Sataspes habe ihm lediglich gesagt, die Daduchiden hätten die Messer gegen ihn gewetzt, und er müsse flüchten. Ich glaubte angesichts der königlichen Milde gegen Sataspes, daß Bessas mit dem Verlust seines Amtes bei den Unsterblichen davonkommen werde. Aber Bessas besitzt weder Reichtum noch Einfluß, und niemand außer mir kann für ihn bitten, und so brauchte der König keine zehn Herzschläge, um ihn zum Tod durch den Pfahl zu verurteilen.«

»Ich will verflucht sein, aber das ist schrecklich«, stellte Myron nüchtern fest. »Was begehrt meine Herrin nun?«

»Rette ihn!« jammerte Zarina. »Rette meinen einzigen Sohn!«

»Ich? Ihr guten Götter, wie kann ich das?«

»Woher soll ich das wissen? Du, Meister Myron, bist bekannt als einer der schlauesten eures umtriebigen Volkes. Du kannst einen Weg finden; rette mir nur meinen Jungen!«

Myron seufzte. »Ihr Perser sprecht von der gewöhnlichen menschlichen Intelligenz wie von einer verbrecherischen Eigenschaft. Ich trauere mit dir, aber ich bin weder so reich wie Krösus noch so tapfer wie Kodros. Ich bin nur ein armer Schulmeister, und ich habe weniger Einfluß bei Hofe als Bessas. Ich bin nicht einmal ein Arier, geschweige denn ein persischer Edler. Kannst du mir einen logischen Grund nennen, weshalb ich meinen Kopf riskieren soll, um den vermutlich vergeblichen Versuch zu unternehmen, deinen nichtsnutzigen jungen Ha –«

»Möge Ghu, der König der Dämonen, dich in Öl braten, du habgieriger Grieche!« schrie Zarina. »Du willst also bestochen werden! Hier, nimm meine Ohrringe –«

»Herrin Zarina!« rief Myron. »Du tust mir Unrecht! Behalte deine Ohrringe, ich bitte dich. Ich bat doch nur um einen logischen –«

»Du und deine Logik!« kreischte Zarina händeringend. »Sagt dir denn dein Herz nicht, was du tun sollst? Oder hast du vielleicht keines?«

Qualvolle Unentschlossenheit zeigte sich auf Myrons Gesicht. »Es ist nicht, daß mir das Herz fehlte, liebe Frau, aber da ist auch eine gewisse unbestimmte Zuneigung zu meiner eigenen Haut. Anderen erscheint es vielleicht nicht der Mühe wert, sie mir abzuziehen, um Börsen daraus zu machen, aber mir ist das alte Ding ans Herz gewachsen. Zudem habe ich kein Talent, den Sinn der Mächtigen umzustimmen.«

Zarina beugte sich ihm entgegen, und ihre großen dunklen Augen kamen ihm vor wie bodenlose schwarze Teiche, in denen sich die flackernde gelbe Flamme der kleinen Lampe spiegelte. »Wenn du logische Gründe brauchst, dann bedenke einmal dieses, mein lieber Herr. Wenn es mit einem deiner früheren Schüler ein böses Ende nimmt, dann wirft das ein gewisses Licht auch auf das, was du ihn gelehrt hast. Du gibst vor, Weisheit zu vermitteln, doch die Ereignisse strafen deine Reden Lügen. Hätte Bessas Weisheit besessen, sähe er sich nun nicht einem schändlichen und qualvollen Tod gegenüber.«

Myron atmete tief, und seine Miene klärte sich. »Deine Argumente sind nicht zu widerlegen, Herrin. Ich will tun, was ich kann. Laß mich nachdenken.«

Eine Zeitlang saß Myron da und befingerte seinen kurzen braunen, graugesträhnten Bart. Die Witwe rutschte unruhig hin und her. Endlich sagte der Hellene: »Warum soll man den König nicht drängen, er möge Bessas auf eine ähnliche Expedition schicken wie Sataspes?«

Zarina klatschte in die Hände. »Ein ausgezeichneter Vorschlag! Und du kannst ihn begleiten, um auf ihn aufzupassen.«

Myron erschrak so heftig, daß er sich an einem Speicheltropfen in seiner Luftröhre verschluckte. Als sich sein Husten gelegt hatte, rief er: »Mir scheint, mein Gehör läßt mich im Stich, liebe Frau! Ich glaube fast, du hättest gemeint, ich solle deinen jungen Flegel auf seiner Expedition begleiten. Welch ein absurder Gedanke –«

»Dein Gehör hat dich nicht getäuscht. Denke nach! Erinnerst du dich, wie Bessas dich im vorigen Jahr zum Essen in unser Haus brachte? Du hieltest große Reden. Erzähltest uns, wie sehr

das unablässige Unterrichten dich langweile. Du sprachst von den großen Forschern, von Skylax und Kolaios, und davon, wie sehr du sie um die Gelegenheit beneidest, das Wissen der Menschheit zu erweitern. Erinnerst du dich?«

»Ich rede manchmal zuviel, zumal wenn guter syrischer Wein mich anregt. Aber im Ernst – ich bin ein Mann in den mittleren Jahren! Die Zeit meiner Tollkühnheiten ist vorbei –«

»Unfug, mein lieber Myron! Du bist ein Jüngling von gerade vierzig Jahren. In meinem Alter wäre es etwas anderes. Aber wie wir alle wirst auch du mit den Jahren nicht jünger. Hier hast du eine Gelegenheit, die wahrscheinlich nicht noch einmal wiederkommen wird! Wirst du dich nicht für den Rest deines elenden Lebens hassen, wenn du sie versäumst?«

Myron seufzte. »Herrin, aus Ehrfurcht vor deinem Rang versage ich mir den Gebrauch einiger hübscher, bildhafter Flüche, die ich in Babylon gelernt habe. Du mußt wahrhaft eine Hexe sein, so scharfsinnig erahnst du die geheimen Schwächen eines Mannes, und so gnadenlos setzt du auf sie! Also gut, ich werde gehen, wenn es möglich ist. Nun laß uns über den nächsten Schritt nachdenken.«

»Über welchen nächsten Schritt? Mitternacht ist vorüber. Der König schläft wie die meisten ehrlichen Leute. Es bedürfte wohl einer Invasion der Skythen, um seine Leute zu überreden, ihn jetzt noch zu wecken. Wenn er aber aufsteht, wird man mein Kind schon auf den Pfahl gespießt haben.«

»Meine Schüler hinterbringen mir manchen Klatsch, und diesem Klatsch zufolge ist der König ein so regelmäßiger Schläfer nicht. Manche Nacht verbringt er zurückgezogen mit Ostanas. Der alte Hexenmeister hat dem König vermutlich

weisgemacht, er könne Exkremente in Gold verwandeln – was uns eine winzige Chance gibt. Durch wen können wir an den König herankommen ?«

»Ich nehme an, wir könnten uns an den Oberbefehlshaber wenden.«

Myron schüttelte den Kopf. »Artabanus wird ebensowenig entzückt sein wie der König, wenn man ihn aus dem Schlummer reißt. Überdies würde er uns, selbst wenn wir bei ihm Gehör finden könnten, ungeheuerliche Bestechungsgelder abpressen und uns dann Tag für Tag vertrösten, bis wir unsere Audienz endlich bekämen. Wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.«

»Oh, beeile dich doch!« rief Zarina. »Mithra! Willst du denn die ganze Nacht mit Reden vertun?«

»Beruhige dich, Herrin. Es hat keinen Sinn, kopflos durch die Straßen zu laufen und Unsinn zu brüllen. Wen außer Artabanus kennst du noch?«

»Wie wär's mit Aspamitres?«

»Behüte Gott! Gibt man sich erst den Eunuchen in die Hände, werden sie einen bluten lassen, härter und länger selbst als Artabanus. Im Palast sitzt ein Skorpion unter jedem Stein.«

»Hast du einen der Söhne des Königs unterrichtet?«

Myron überlegte. »Nicht, daß es der Rede wert wäre … den jungen Darius hatte ich zehn Tage, aber dann trennten wir uns, weil ich in meiner Klasse auf Disziplin beharrte und er auf seinen königlichen Vorrechten. Doch halt! Tithraustes war einmal mein Schüler, der Bankert des Königs. Er ist kein übler Kerl für einen Prinzen.«

»Es heißt in der Tat, der König sei vernarrt in den jungen Herrn Tithraustes – trotz der Tracht Prügel, die die Hellenen ihm vor der Küste Zyperns verabreicht haben.«

»Der Grund liegt auf der Hand«, meinte Myron. »Tithraustes ist unehelich, und so hat er keinen Anspruch auf den Thron. Wenn er also ›lieber Vater‹ sagt, weiß Xerxes, daß er es so meint und seine Liebe nicht etwa vorschützt, um eine Messerklinge zwischen die königlichen Rippen zu bohren.« Er stand auf und nahm seinen schlichten braunen Mantel vom Haken. »Teure Herrin, ich glaube, wir haben's. Wie ich höre, ist der Bastard-Prinz ein Nachtvogel, der sich in den Schänken herumtreibt, bis das erste graue Licht der Dämmerung am Osthimmel erscheint. Laß uns also Tithraustes suchen.«

Die Nacht war dunkel; Wolken bedeckten den Himmel und versprachen einen der letzten Regenschauer des Frühlings. Myron und seine Begleiterin bewegten sich wachsam durch die Straßen und hielten zwei Pechfackeln hoch, auf daß nicht irgendein nervöser Unsterblicher sie versehentlich für Räuber hielte und einen Pfeil auf sie abschösse.

Eine Stunde und drei Schänken lagen hinter ihnen, seit sie Myrons Kammer verlassen hatten, als sie das Weinhaus des Hutrara am Stadtrand von Persepolis betraten. Hutrara, ein stämmiger, glatzköpfiger Elamiter, saß mit einem Ellbogen auf seinen Weintresen gestützt und beäugte seine wenigen verbliebenen Gäste mit geduldiger Unbewegtheit.

Zwei der Tische waren leer. An einem dritten führte ein untersetzter babylonischer Bankier in erregtem Flüsterton eine hitzige Diskussion mit einem mageren Mann, der aussah wie ein kassitischer Halsabschneider. Nebenan saßen drei parthische

Kameltreiber; sie hatten einander die Arme um den Hals gelegt und sangen ein klagendes Lied.

Ein Soldat mit schwarzen Brauen in der kurzen weißen Jacke, den weißen Hosen und dem goldenen Halsband des Meder-Bataillons der Unsterblichen, das Gewand weinbefleckt, den birnenförmigen Hut schief auf dem Kopfe, hatte einen anderen Tisch für sich allein. Dort starrte er über seinem Weinbecher finster nach rechts und nach links, als suche er Streit.

Den letzten Tisch teilten sich ein rundlicher junger Perser und eine grell geschminkte Dirne. Der Mann hatte rotgetönte Wangen, einen gewichsten Schnurrbart und eine goldene Halskette; er hatte den Arm um die kichernde Frau gelegt. Abwechselnd trank er einen Schluck Wein und knabberte an seiner Tischgenossin, flüsterte ihr ins Ohr und kitzelte sie mit seinem Bart.

»Da ist unser Mann«, sagte Myron leise und zwängte sich an den anderen Tischen vorbei. »Heil Euch, edler Tithraustes!«

Der Perser blickte auf, blinzelte und bewegte die Brauen auf und ab, als habe er Mühe, deutlich zu sehen. »Wer bist du?«

»Ich bin Euer alter Lehrer, Myron Perseos ist mein Name – Myron der Milesier.«

»Ach? Ja richtig. Sehr erfreut. Sehr erfreut. Setz dich her.«

»Ich danke Euch. Dies ist die edle Zarina. Eure Sklaven brauchen Eure Hilfe.«

Der Perser hatte sich wieder seiner Hure zugewandt. »Hilfe? Dank dir, Meister, aber ich brauche keine Hilfe. Komme gut zurecht.« Er bekam einen Schluckauf.

»Nein, Herr – wir sind es, die Eure Hilfe brauchen. Ihr könnt

uns beistehen. Versteht Ihr jetzt?«

»Wer bist du?«

»Zeus, Apollon und Demeter!« knurrte Myron. Er nahm einen Schluck Wein und redete den Perser erneut an. »Ich bin Euer alter Lehrer Myron. An den erinnert Ihr Euch, oder?«

»Ja. Was ist ihm zugestoßen?«

»Nichts ist ihm zugestoßen; er sitzt hier. Nun denn, ich, brauche Eure Hilfe.«

»Ich sage doch, ich brauche keine Hilfe.« Tithraustes befingerte den Smaragd an seinem linken Ohrläppchen.

»Schlage diese Laus besinnungslos«, wisperte Zarina lautstark über Myrons Schulter hinweg. »Dann schleifen wir ihn nach draußen und bringen ihn wieder zu sich.«

»Geht weg und kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten«, schimpfte die Hure. »Sonst kratze ich euch die Augen aus.«

»Versuch's nur, Schlampe!« versetzte Zarina. »Dann reiße ich dir die Perücke herunter.«

»Herrin Zarina«, bat Myron, »tu mir einen Gefallen und setze dich dort an den freien Tisch. Bestelle dir etwas. Das hier kann noch ein Weilchen dauern. So«, fuhr er, zu Tithraustes gewandt, fort, »Hoheit sind ein wahrer persischer Edelmann, nicht wahr?«

»Sagt irgendein Dreckschwein etwas anderes?« grollte Tithraustes.

»Nein. Das bedeutet, daß Ihr ein ausgeprägtes Ehrgefühl habt, oder nicht?«

»Zum Donner, das weiß jeder Tölpel!«

»Wenn Euch Euer alter Lehrer um Hilfe bittet, gebietet Euch also die Ehre, ihm zu helfen. Ist es nicht so?«

Tithraustes dachte darüber ein Weilchen nach. Dann fragte er: »Und wer bist *du?«*

Myron schloß die Augen und strich sich mit der Hand über die Stirn. »Manchmal, bei der Erde und allen Göttern, frage ich mich das selbst.« Dann änderte sich seine Miene. Sein tiefer Ernst fiel von ihm ab, und er wurde lärmend und leutselig. Er lachte laut und schlug Tithraustes auf die Schulter.

»Paß auf, mein Sohn«, sagte er, »weißt du, was ich dir besorgen kann?«

»Nein. Was?«

»Ich kann dich zu einer Frau bringen, bei der die Spalte quer sitzt« – er machte eine entsprechende Handbewegung – »statt senkrecht. Hast du Lust?«

»Ob ich Lust habe?« Tithraustes nestelte eine kleine Münze aus seinem Geldbeutel und warf sie auf den Tisch. »Auf geht's!«

Myron stand auf und wandte sich zur Tür. Die Hure fluchte hinter ihm her. Eine Hand griff nach seinem Mantel und drehte ihn halb um. Es war der mürrische Meder-Soldat.

»Sagtest du etwas?« knurrte er.

»Nein, General. Euer Sklave hat nichts gesagt«, antwortete Myron. »Es ist mein Mißgeschick, daß ich Euch nicht kenne. Ohne Zweifel hat der Mann neben Euch etwas gesagt.«

Der Meder drehte sich um und starrte neben sich ins Leere. Er glotzte noch immer, als Myron und seine Gefährten die Weinschänke verließen, derweil Hutrara und die Hure sich um die Münze auf dem Tisch zankten.

Sie waren ein paar Straßen weit auf die Paläste zugegangen, als Tithraustes den Griechen anstarrte und ausrief: »Ja, Meister Myron! Man soll mir die Eier braten, wenn das nicht der gute alte Myron ist! Wo kommst du her?«

»Na, Dank sei allen Göttern und Göttinnen!« seufzte Myron.

»Ich bin in einer verzweifelten Lage…«

Myron folgte Tithraustes die breite, serpentinenförmige Treppe an der Westflanke der Plattform hinauf. Im Osten zeigte sich das erste matte Licht und offenbarte die Umrisse des Berges des Erbarmens, der sich zerklüftet über die Palastbauten erhob.

»Spute dich!« flüsterte Zarina. »Der Morgen dämmert jetzt rasch.«

Oben hielt ein Wächter sie an und brachte seinen Speer in Anschlag. Es war eine hellebardenähnliche Waffe mit breiter Klinge, unhandlich und eher dazu geeignet, die Untertanen des Großkönigs zu beeindrucken, als damit wirklich zu kämpfen.

Tithraustes sprach leise murmelnd mit dem Wächter. Dann führte er seine Gefährten zu dem großen Tor Aller Völker, das von zwanzig Fuß hohen, aus Kalkstein gehauenen Stieren flankiert wurde.

»Setzt euch hin und wartet«, sagte er und deutete dabei auf eine Bank an der Mauer.

Der Bastardprinz verschwand. Die Fackeln warfen ihren ockergelben Flackerschein auf die geflügelte Scheibe des Auramazda, über der sich der gekrönte, bärtige Kopf und der Oberkörper des Herrn des Lichtes erhob.

Sie saßen da, und Zarina nagte an ihren Fingerknöcheln.

»Wenn er uns noch viel länger warten läßt, werde ich schreien, König hin, König her«, sagte sie leise.

»Einen König zur Eile zu treiben, liebe Zarina«, bemerkte Myron, »das ist, als wollte man den Wind in einem Ziegenfell bewahren.«

»Du kannst leicht geduldig sein. Es ist nicht dein Sohn.«

»Ich habe keinen, leider. Aber für den deinen will ich mein Bestes tun.«

»Versuche zu erreichen, daß er Bessas in irgendein sicheres, friedliches Land schickt.«

»Weißt du eines?« erwiderte Myron trocken. »Selbst im königlichen Reich Parsa ist es, wie sich gezeigt hat, nicht so sicher wie daheim im Bett.«

Irgendwo im Labyrinth der Paläste brüllte Rustam, der zahme Löwe des Königs. Es war heller geworden, als Tithraustes zurückkam.

»Kommt mit«, sagte er.

Sie ließen Zarinas Sklaven im Tor zurück, und Tithraustes führte sie nach hinten hinaus, wo ein Paar geflügelter Steinbullen mit Menschenköpfen stand. Zwei Wächter folgten den Bittstellern. Die ledernen Pfeilköcher der Soldaten, mit aufgeklebten Stücken von farbigem Leder fröhlich bunt geschmückt, stießen gegen ihre Hüften.

Zwei Palastdiener standen gähnend neben einem Wasserbecken auf einem steinernen Sockel. Sie wuschen Myron und Zarina die Hände und legten ihnen lange, weiße Mäntel um die Schultern.

Die Bittsteller erklommen die Treppe an der Nordseite der

Audienzhalle, wo in Stein gehauene Soldaten der Unsterblichen, Edle und tributüberbringende Delegationen aus allen Teilen des Reiches auf einem Steinrelief abgebildet waren, das sich auf den Stützmauer dahinzog. Dann stand die kleine Gruppe vor dem Portikus des großen Apadana, den Darius begonnen und Xerxes vollendet hatte. Schlanke Säulen ragten fünfundsechzig Fuß hoch in die Luft und trugen das Dach. Die Kapitelle dieser Säulen waren geformt wie die Vorderteile kniender Tiere – Stiere und gehörnte Löwen –, die paarweise Rücken an Rücken angeordnet waren.

Das Innere der Audienzhalle erfüllte ein schattiger Wald von Säulen mit ähnlichen Kapitellen. Das Licht von Fackeln und Kohlenbecken schimmerte rötlich auf den bronzenen Hörnern und in den goldenen Augen der steingemeißelten Tiere, und glänzte auf den vergoldeten Waffen und Rüstungen der bewegungslosen Wachen.

Jenseits des Säulenwaldes, am südlichen Ende der Halle, stand ein goldener Prunksessel auf einer Estrade. Darüber schwebte, von goldenen Pfeilern getragen, ein juwelenbesetzter Baldachin. Hier warteten die Bittsteller neuerlich, derweil ein Sklave die Glut in den hohen, goldenen Weihrauchschalen wieder entfachte, die den Thron flankierten.

Endlich trat Aspamitres, der Obereunuch, ein. Er stieß mit seinem Stab auf die Steinplatten des Fußbodens und rief: »Still! Verneigt euch vor der furchtbaren Pracht des Königs!«

Myron, Zarina und der Bastardprinz sanken auf die Knie und berührten den Boden mit der Stirn. Zarinas Schmuck klirrte. Fußgetrappel ertönte, und rauschende Gewänder und der Duft von schwerem Parfüm verrieten, daß der König gekommen war.

Seine Stimme ertönte. »Erhebt euch.«

Xerxes saß auf seinem Thron, die Füße auf einem goldenen Schemel, der auf goldenen Stierhufen stand. Rechts und links neben dem Thron stand jeweils ein Diener. Obgleich es Nacht war und sie sich in der Halle befanden, hielt ihm der eine Diener den königlichen Sonnenschirm über das Haupt, und der andere stand mit einer Fliegenklatsche und einem Schnupftuch daneben – für den Fall, daß ein lästiges Insekt den König plage oder daß er geruhe, sich schneuzen zu wollen.

Weiter abseits zu beiden Seiten standen Wachen des Elamiter-Bataillons der Unsterblichen, angetan mit knielangen, bestickten Mänteln, enganliegenden Hosen und flachen Turbanen. Auf ihren Zehenspitzen ruhten die goldenen Kugeln an den Schäften ihrer Speere. An die zwanzig Sklaven hielten sich möglichst unauffällig nahebei; sie drängten sich in die Ecken und warteten, ob der König etwa einen von ihnen mit einem Botengang betraute.

Die vorquellenden Augen des Königs waren so blutunterlaufen wie nie, und die hastig aufgetragene Schminke und der Puder ließen sein Alter nur noch deutlicher erscheinen. Er war in ein altes Staatsgewand gehüllt, dessen Farben vom Staub verblaßt und das zudem mit Speiseflecken übersät war. Kurzsichtig spähte er in den Saal.

»Du bist Myron, der Lehrer, nicht wahr?« schnarrte er.

Myron und Zarina hatten sich erhoben und die Hände in die Ärmel geschoben, wie es die Sitte bei Hofe verlangte. Myron ergriff das Wort. »Es ist so, wie der Großkönig sagt.«

»Nun, so rede!«

»Gott gebe Eurer Hoheit Leben –«

»Laß es gut sein damit, Ionier. Sag, was du sagen willst.«

»Es ist weithin bekannt, daß mein Herr die Erweiterung des menschlichen Wissens fördert. Wie Euer großer Vater den Kylax aussandte, auf daß er den –«

Zarina fiel ihm ins Wort. »König der Könige, verschont mein Kind!« rief sie. »Er hat tapfer für Euch gekämpft-«

»Wache!« sagte Xerxes. »Schafft die Dame Zarina in ein Vorzimmer und behaltet sie dort, bis ich anderes befehle. Sprich weiter, Ionier.«

»Euer Sklave wollte sagen: Wie der große Darius den Skylax aussandte, auf daß er den Indus hinunterfahre, so habt Ihr Sataspes ausgesandt, auf daß er Afrika umschiffe. Aber noch mehr ließe sich tun, um den Ruhm königlichen Namens zu mehren und dem Reiche Nutzen zu bringen – nämlich: Man könnte noch eine solche Expedition aussenden. Es ist eine alte und ausgezeichnete persische Sitte, alles paarweise zu tun, so daß, wenn die eine fehlschlägt –«

»Woran denkst du?«

»Es gäbe mehrere Möglichkeiten. Eine wäre die Umschiffung des Hyrkanischen Meeres, um herauszufinden, ob es, wie manche behaupten, mit dem Ozean zusammenfließt. Mein eigentlicher Vorschlag aber betrifft keine solche Unternehmung, sondern ihre Führerschaft. Wenn –«

»Zweifellos hast du an den jungen Bessas gedacht«, stellte Xerxes fest.

»Das ist wahr, Herr; woher wißt Ihr das?«

»Mir ist so manches bekannt.«

»Nun, wir haben hier einen Mann von außergewöhnlicher Größe und Körperkraft, einen gefürchteten Streiter und erfahrenen –«

Xerxes hob sein goldenes Zepter. »Genug, mein guter Myron. Ich hatte bereits einen Entschluß gefaßt. Die Gerechtigkeit erfordert, daß Bessas ebenso Gelegenheit erhält, sich sein Leben zu verdienen, wie sein Komplize. Er soll indessen nicht die stürmische See von Varkana befahren. Ich habe einen anderen Auftrag für ihn. Was weißt du über den Ursprung des Nils?«

»Ein Ägypter hat Eurem Sklaven berichtet, der Nil komme jenseits von Kush aus einem Paar Kegelberge, geformt wie die Brüste eines Weibes, an deren Spitze jeweils ein Quell entspringe.«

»Sehr gut. Mein Gelehrter Ostanas benötigt zwei rare Dinge für seine Arbeit. Das eine ist das Ohr eines Königs.«

»Sagtet Ihr, das Ohr eines Königs, Herr?«

»Du hast richtig gehört. Das andere ist ein Drache gleich denen, die am Ishtar-Tor zu Babylon abgebildet sind…«

Und Xerxes wiederholte, was er schon Ostanas über den Sirrush berichtet hatte.

»… und daher muß das Tier lebendig herbeigeschafft werden«, schloß er. »Es ist keine Kleinigkeit, was ich da verlange, aber das läßt sich nicht ändern. Wenn Bessas leben will, soll er mir diesen Dienst erweisen.«

Myron schlug das Herz bis zum Halse; er holte tief Luft und nahm all seinen Mut zusammen. »Darf ich ihn auf diese Expedition begleiten, Herr?«

»Weshalb könnte dir daran gelegen sein?«

»Nun – Bessas ist ein mächtiger Krieger, dessen Auge Blitze schleudert. Aber zu schreiben versteht er nicht, und Ihr werdet einen gut geschriebenen Reisebericht für Eure Archive haben wollen.«

Der König lächelte knapp. »Kein übler Grund. Aber ich möchte meinen, du hast noch einen besseren – einen, der deinen eigenen Vorteil berücksichtigt. Nenne ihn mir.«

Myron lächelte zurück. »Eure Majestät sieht eine Maus noch durch einen Mühlstein. Ich will sehen, was noch keiner gesehen hat, und lernen, was noch niemand weiß. Auch gehöre ich zu einem Stamm, der manchen Helden zu seinen Ahnen zählt. In den Hauptstädten des Reiches zu unterrichten, das ist angenehm – vor allem, wenn ich hin und wieder einen Blick auf Eure Majestät erhaschen darf-, aber heldenhaft ist es kaum. Ich bitte Euch also, erlaubt Eurem Sklaven, Bessas zu begleiten.«

»Ich sehe nicht, was dagegenspräche.«

»Darf ich dann –« begann Myron, der darauf brannte, zum Richtplatz zu eilen, um Bessas zu retten, denn dessen Zeit ging jetzt zur Neige. Aber der König schnitt ihm das Wort ab.

»Diese hellenische Leidenschaft, alles zu sehen und überall die Nase hineinzustecken, ist eine kuriose neue Form des Irrsinns. Wie ich höre, gibt es sogar Leute unter euch, die man Weisheitsliebende nennt und die ihr ganzes Leben dieser Beschäftigung gewidmet haben. Wie sagt ihr? Fir… Firo –«

»Philosophen, Herr. Euer Sklave hat bei einem der großen unter ihnen studiert – bei Herakleitos von Ephesos. Ich hoffe, eines Tages selbst als Weisheitsliebender zu gelten. Darf ich nun –«

»Kurios, beharrte Xerxes und kämmte sich mit den Fingern den Bart. »Ich hätte keine Lust, ein ganzes Volk dieser Weisheitsliebenden zu regieren. Bei jedem Befehl würden sie den Grund wissen wollen, ehe sie ihm gehorchten, und nichts würde je erledigt werden… Zunächst aber müssen wir eine Frist für diese Expedition festsetzen, denn sonst ließe Bessas es sich vielleicht einfallen, in der Wildnis Afrikas zu verschwinden und niemals wiederzukehren. Wie weit ist es bis zu diesem Land der Drachen?«

Myron runzelte in angestrengtem Nachdenken die Stirn. »In den Archiven könnte ich es Euch genauer sagen, Hoheit, denn dort sind Landkarten und Manuskripte. Aber bei einer groben Schätzung würde ich vermuten, es sind etwa zwölfhundert Meilen von hier bis Memphis, noch einmal dreihundert bis Kush und etliche hundert – niemand weiß, wie viele – von dort bis zu den Quellen des Nil. Für die einfache Strecke würde ich mindestens dreitausend Meilen ansetzen. Darf ich jetzt –«

»Bei dreißig Meilen pro Tag könntet ihr die Strecke also in hundert Tagen zurücklegen – das heißt, in zweihundert Tagen wieder hier sein. Aufenthalte miteinberechnet, könnt ihr euren Drachen fangen und mühelos im nächsten Jahr um diese Zeit wieder hier sein.«

»O König!« rief Myron aus. »Niemals könnten wir es so schnell vollbringen.«

»Warum nicht? Meine Boten legen täglich sechzig, achtzig Meilen zurück.«

»Aber Herr – Eure Kuriere reiten auf gut befestigten Straßen, und wenn ein Tier oder ein Gespann erschöpft ist, wechseln sie es am nächsten Schirrposten. Solche Einrichtungen werden uns

nicht zur Verfügung stehen, und wir werden durch zusätzliche Leute, durch Waffen und notwendige Ausrüstungsgegenstände behindert sein. Wir können diese gewaltige Strecke nicht im Galopp zurücklegen. Überdies führt uns der letzte Teil der Reise tief in ein unbekanntes Land, wo es vielleicht keine Straßen gibt und wo uns gar ein Barbarenkönig einkerkert oder wilde Völkerstämme uns überfallen. Strengen wir uns mit jeder Faser an – gut, dann können wir vielleicht in zwei Jahren wieder hier sein. Und jetzt mit Erlaubnis Eurer Majestät –«

»Lächerlich!« grollte der König. »Ich sehe nicht ein, weshalb ihr im schlimmsten Fall mehr als eineinviertel Jahr brauchen solltet. Ich sage dir: Seid am ersten Tag des Duuzu im kommenden Jahr wieder hier in Persepolis, und zwar mit eurem Drachen. Nun werdet ihr Dokumente benötigen – Mann, wieso hüpfst und zappelst du denn herum wie die Maus im Nachtgeschirr? Hast du den Dünnfluß im Gedärm?«

»Großkönig!« rief Myron; mit wachsender Nervosität hatte er immer wieder zum Eingang der großen Halle geschaut, wo das Tageslicht immer heller hereinschien. »Bessas soll im Morgengrauen hingerichtet werden, und der Morgen graut bereits!«

»Ja, warum sagst du das nicht eher? So mach dich auf! Du wirst schon noch zur rechten Zeit kommen. *He!* Komm zurück! Du glaubst doch nicht, die Henker werden auf dein bloßes Wort hin innehalten, oder? Zeige ihnen diesen Ring. Und bringe ihn mir zurück, zusammen mit deinem Mann!«

Xerxes warf ihm seinen Siegelring zu. Myron sprang hoch, fing ihn auf und stürzte hinaus. Es regnete. Auf den nassen Stufen des Apadana glitt er aus und wäre fast von der Plattform

gefallen: mit knapper Not konnte er sich an einer der Dreieckszinnen der Brüstung festhalten. Er wich einer Gruppe von Steinmetzen aus, die schon in aller Frühe da waren, um an einem unvollendeten Relief zu arbeiten, und rannte die Treppe zum Tor aller Völker hinunter. Hier stellten sich ihm zwei Wachen in den Weg, bis ein anderer Wächter von der Plattform des Apadana herunterbrüllte, es habe alles seine Ordnung.

»Meister Myron!« schrillte ein Eunuch. »Ihr müßt Euer Audienzgewand hierlassen!«

Myron riß sich den weißen Umhang von den Schultern, warf ihn dem Eunuchen zu, raffte seinen eigenen, schlichten braunen Mantel von der Bank und stürmte weiter. Am Fuße der Haupttreppe sah er sich nach einem Pferd, einem Maultier oder einem Wagen um, aber er entdeckte nichts dergleichen.

So rannte er nach Westen und schlug, wie er hoffte, den kürzesten Weg ein. Persepolis begann sich zu regen; das Tagwerk begann. Myron wich einigen Sklavenmädchen aus, die mit Krügen auf den Köpfen unterwegs zum Stadtbrunnen waren.

In einer engen Gasse geriet er unversehens hinter ein mächtiges, dunkelbraunes zweihöckriges Kamel, von dem das winterliche Wollkleid in großen Placken abfiel. Das Tier schwankte gemächlich voran und füllte die Gasse völlig aus. Der Kameltreiber, ein Arachosier in Turban, Pluderhosen und einem Schaffellmantel, hockte auf einem Ballen Ware und schaute ungerührt herunter.

»Schaff das gottverlassene Vieh beiseite!« schrie Myron und schwenkte den Siegelring. »Ich bin in Geschäften des Königs unterwegs!«

Der Kameltreiber spuckte aus und schaute weg. Das Kamel

schlenderte weiter.

Myron zog sein Messer, hob es und stach dem Tier ins Hinterteil. Das Kamel stieß einen gurgelnden Schrei aus und fiel in einen wogenden Trab; dabei stieß es mit seiner Last gegen die Fassaden der Häuser. Die Last begann zu rutschen. Der Kameltreiber suchte verzweifelt Halt und fluchte kreischend im Namen von Imrâ, Gish und anderen alten Göttern, die hier vor der Ankunft der Arier geherrscht hatten. An der nächsten Straßenecke huschte Myron an ihm vorbei und duckte sich vor einem Fußtritt, mit dem der Kameltreiber nach seinem Kopf gezielt hatte.

Myron rannte weiter. Sein Atem ging schwer; so war er schon seit Jahren nicht mehr gerannt. Das Universum begann vor seinen Augen zu verschwimmen.

Bald hatte er die Mauer erreicht. Es war eine kleine Mauer, verglichen mit anderen – aus Lehmziegeln und gerade zehn, zwölf Fuß hoch, die Brustwehr mitgerechnet. Am Shushan-Tor brauchte Myron nur den Ring zu zeigen, um an den Wachen vorbeizugelangen. Er lief hinaus auf die Landstraße, die zwischen einzelnen Häusern und beackerten Feldern hindurch nach Shushan führte. Vor sich auf dem Exerzierplatz sah er eine Menschenmenge, die sich dort versammelt hatte; einige hielten Schirme über sich, andere hatten Kapuzen über die Köpfe gezogen.

Als Myron näherkam, sah er zu seiner großen Erleichterung, daß die Hinrichtung noch nicht stattgefunden hatte. Grob drängte er sich durch die Menge, ohne auf die Flüche und Beschimpfungen der Beiseitegestoßenen zu achten.

Ein Dutzend Schritte weit vor ihm auf dem Boden lag Bessas

von Zariaspa, nackt und gefesselt. Nicht weit neben ihm ragte der Pfahl aus den Boden. Man hatte ihn in flachem Winkel eingerammt, so daß die Spitze nur einen Fuß hoch über den Boden ragte. Zwei große graue Ochsen standen rechts und links neben dem Pfahl. Die Schergen banden Bessas Fußknöchel eben an die Geschirre der Ochsen.

Wenn man ihm die Spitze hinterrücks eingeführt hatte, würden die beiden Ochsen Bessas so weit nach vorne ziehen, bis sich der Pfahl etwas mehr als einen Fuß hoch in seine Eingeweide bohrte. Dann würde man das Zuggeschirr vom Opfer lösen und am Pfahl befestigten, damit die Ochsen Pfahl samt Opfer in die Senkrechte ziehen könnten, wo man das Ganze festkeilen würde.

Myron blieb vor einem Unsterblichen stehen. Er wedelte mit dem Ring des Königs hin und her und versuchte, etwas zu sagen, doch er bekam keine Luft.

»Ihr – der König – begnadigt –« keuchte er und bekam dann einen Hustenanfall.

»Tritt zurück, und hör auf zu drängen, du!« befahl der Soldat.

Die Henker hatten Bessas Knöchel gefesselt, und jetzt packte jeder einen und schleifte den am Boden Liegenden auf den Pfahl zu. Bessas entwand ihnen das eine Bein, woraufhin ein anderer Scherge ihm einen Fußtritt in die Rippen versetzte. Weitere Hände umfaßten seine Beine und zerrten ihn weiter, bis die Spitze des Pfahles sein Fleisch berührte. Die Ochsenführer ließen ihre Tiere vorangehen, um die Seile zu straffen, die von ihnen zu ihrem Opfer reichten, und stellten sie dann gleichmäßig nebeneinander. Der oberste Henker, ein vierschrötiger, in braunes Leder gekleideter Mann mit nackten

Armen, hob die Hand.

»Urteilsumwandlung!« keuchte Myron. »Laßt mich durch, im Namen des Königs!«

»Einen Hellenen durchlassen, mit einem solchen Märchen?« höhnte der Soldat. »Wir alle wissen, was für Lügner –"

Myron duckte sich unter seinen Speer hindurch und lief auf die Henkersknechte zu. Der Soldat brüllte wütend über die Schulter, aber er verließ seinen Posten in der Absperrkette nicht, denn er fürchtete, die gesamte Menschenmenge könnte dann durch die entstandene Lücke quellen. Die anderen Unsterblichen stimmten in sein Gebrüll ein. Ein Offizier kam auf Myron zu, das Schwert halb aus der Scheide gezogen.

Der oberste Henker senkte den Arm. Die Ochsenführer traten zurück und hoben ihre Peitschen.

Myron lief vor die Ochsen, entfaltete seinen Mantel und schwenkte ihn vor ihren Köpfen. Die Tiere schnaubten erschreckt und rollten die Augen, sie wichen zurück und wandten sich ab.

»Schlagt diesen Wahnsinnigen nieder!« brüllte eine Stimme.

Der Offizier kam heran, das Schwert vollends gezückt. Myron hielt ihm den Ring des Königs vor das Gesicht.

»Sieh doch das Siegel des Königs!« schrie er. »Das Urteil ist umgewandelt!«

Als Myron es zum drittenmal gesagt hatte, begriff der Offizier, was es zu bedeuten hatte. Bald darauf hatte man Bessas' Knöchel losgebunden; seine Handgelenke allerdings blieben gefesselt. Ein zorniges Gemurmel erhob sich in der Menge.

»Meine Hose, verflucht!« brüllte der Mann am Boden mit baktrischem Akzent.

Bald war Bessas wieder auf den Beinen. Seine Zähne blitzten durch einen dichten, schmutzigen, schwarzen Bart. »Guter alter Myron!« rief er. »Wenn ich frei bin, kaufe ich dir genug Wein aus Halpa, um einen Elefanten darin zu ersäufen!«

Bessas, Sohn des Phraates, überragte alle anderen auf dem Platz. Zarinas Kind war ein Mann mit kräftigen Zügen; er maß sechseinhalb Fuß und hatte mächtige Muskeln. Unter einem zerzausten schwarzen Haarschopf lag eine breite Stirn mit buschigen schwarzen Brauen, darunter tiefliegende braune Augen, breite Wangenknochen, eine lange Nase (die einmal gerade gewesen war, bis ein Schwertstreich sie eingekerbt hatte) und volle Lippen. Abgesehen von den Pockennarben in seinem Gesicht sah er auf eine rauhe, dunkle Art gut aus.

Bessas war erst dreißig, aber er trug die Narben eines Veteranen. Eine reichte von der linken Schläfe hinunter in den Bart, eine andere zog sich quer über die rechte Wange, und weitere prangten am Hals, an den Armen und in dem lockigen schwarzen Pelz, der seine Brust bedeckte.

Als die Schergen den Baktrier entkleidet hatten, war seine Jacke in Fetzen gegangen, weil sie nicht gewagt hatten, seine Hände loszubinden. Deshalb warf Myron ihm seinen Mantel um die bloßen Schultern.

»Der Regen stört mich nicht«, erklärte Bessas. »Vielleicht spült er ein bißchen von diesem Dreck ab. Du da!« fauchte er den obersten Henker an. »Willst du uns den ganzen Morgen hier herumstehen lassen? Du stinkender Trottel, hast du nicht gehört? Der König erwartet mich!«

Der Henker preßte die Lippen zusammen und trat einen Schritt vor, als wolle er den Baktrier für seine Unverschämtheit bestrafen. Bessas entblößte seine blinkenden Zähne. Der Henker wandte sich ab, um zu beaufsichtigen, wie der Pfahl und die übrigen Gerätschaften eingepackt wurden. Wenig später stapften Zuschauer, Soldaten, Henker, Bessas und Myron gemeinsam durch den Schlamm zurück zur Stadt.

2
Am Rande der Welt

Während der Barbier und der Badediener des Königs damit beschäftigt waren, Bessas wieder ansehnlich zu machen, sprach Myron mit seinem ehemaligen Schüler. Da er sicher war, daß die Diener kein Griechisch verstanden, benutzte er seine Muttersprache.

»…und wirst freigelassen unter der Bedingung, daß du diese beiden Raritäten herbeischaffst«, erklärte er. »Was sagst du dazu?«

»Klingt wie die Suche nach der sagenhaften Burg von Kangdiz«, antwortete Bessas langsam in stark gefärbtem Griechisch. »Aber es ist besser, als wenn der Ionier einen von hinten nimmt.« Er nannte den Pfahl bei seinem persischen Spitznamen. »Ich bin kein wimmernder Säugling, aber, bei Mithra, die Berührung dieses verdammten Zahnstochers hat mich doch ganz schön nervös gemacht!«

»Dein Griechisch ist schlechter geworden«, tadelte Myron. »Es heißt *me,* nicht *moi.«*

Bessas lachte leise und grollend. »Immer noch der alte Myron! Es ist nur gut, daß du nicht auf diese Reise mitkommst. Wenn irgendein wilder Häuptling dabei wäre, sich zu überlegen, ob er uns nun den Kopf abschlagen will oder nicht, würdest du seine Sprache verbessern und dafür sorgen, daß wir auf jeden Fall erschlagen würden.«

»Aber ich komme mit, mein Lieber.«

»Was?«

»Ja. Der König hat seine Einwilligung bereits erteilt.«

Bessas stöhnte. »Wie, im Namen der Sieben Beschützenden Sterne, ist dir dieser Floh ins Ohr geraten?«

»Seit fast dreißig Jahren lehre ich in Shushan und in anderen Städten des Reiches, erst als Arsaces' Sklave, dann als Freigelassener. Du, der du jung genug bist, um mein Sohn zu sein, hast überall in den Ostmarken des Reiches Abenteuer erlebt. Bevor ich sterbe, gedenke ich auch ein wenig Aufregung und Abenteuer zu erleben. Und ich will ein paar ferne Länder sehen und neue Wahrheiten erlernen, auf daß die Milesier sich meines Namens erinnern. Zum Henker, ich habe keine Lust mehr, unverschämten Gören Kultur einzuprügeln!

»Aber sieh dich doch an, o Myron – du mußt ein alter Mann von fünfzig Jahren sein. Wie willst du eine so harte Reise überleben?«

»Erstens bin ich noch nicht fünfzig, wenngleich es bis dahin nicht mehr weit ist. Zweitens habe ich meinen Körper in unserer kleinen Turnhalle bei Kräften gehalten.«

»Angetan zweifellos mit einem Lendenschurz, um den sittsamen Persern keinen Schrecken einzujagen.« Bessas grinste. Die ersten Bestrebungen der Hellenen zu Shushan, ihre athletischen Gebräuche aufrechtzuerhalten, hatten wegen der unschuldigen Einstellung der Griechen zur Nacktheit einen mächtigen Skandal hervorgerufen.

»Und drittens«, fuhr Myron fort, »war ich heute früh in der Lage, den ganzen Weg vom Palast bis zum Exerzierplatz im Laufschritt zurückzulegen, um dich vor dem Pfahl zu retten. Und zu guter Letzt: Wer sonst, der seine Sinne einigermaßen

beieinander hat, würde dich begleiten, gar sich darum bemühen, es zu tun?«

»Da hast du nicht ganz unrecht«, brummte Bessas. »Und ich gebe auch zu, du bist in vieler Hinsicht schlauer als ich. Selbst wenn es nicht so wäre, könnte ich dem Mann, der mir eben das Leben gerettet hat, kaum etwas abschlagen. Und trotzdem, alles –«

»Überdies hat deine Mutter mich dazu genötigt.«

»Oh. Dann ist es etwas anderes. Keine Schminke und keinen Puder!« befahl er den Dienern. »Aber noch ein bißchen von diesem Duft. Bei den Klauen des Totendämons, es braucht ein ganzes Fuder Parfüm, den Gestank des Kerkers zu überdecken!«

Die Diener rieben ihm noch mehr Salbe auf die behaarte Brust, und Bessas fuhr fort: »Nun, als Nächstes müssen wir Mittel und Wege finden. Wer soll für diesen blöden Scherz bezahlen?«

»Erhebt euch!« befahl der König.

Jetzt, da Xerxes geschlafen und sein Gewand gerichtet hatte, war er eindrucksvoller als bei der Audienz im Morgengrauen. Über einem purpurroten Hemd mit weißen Punkten trug er sein bestes Gewand, den großen purpurgefärbten Kandys, schwer von goldenen Stickereien, die Greife und andere Ungeheuer im Kampf darstellten. Man munkelte, daß dieses Gewand, in Babylon gewoben und von den geschicktesten Stickern dortselbst verziert, zwölftausend Talente gekostet habe. Juwelen glitzerten an dem goldenen Ohrring in seinem linken Ohr und an seinen Fingerringen. Eine Tiara aus dünnem Gold, mit aufrecht stehenden goldenen Federn geschmückt, krönte seinen Kopf.

»Mögen die Götter dem Großkönig Leben schenken«, sagte Myron. »Euer Sklave hat Bessas die Bedingungen erklärt, zu denen das Urteil umgewandelt worden ist.«

»Bist du einverstanden, Bessas?« Der König richtete den Blick seiner immer noch blutunterlaufenen Augen auf den Baktrier.

»Euer Sklave ist einverstanden«, antwortete Bessas.

Xerxes hob einen Mundwinkel zu einem knappen Lächeln. »Und denke nicht, daß du fliehen kannst, wenn du erst die Grenzen des Reiches hinter dir gelassen hast. Ich behalte deine Mutter bei mir, damit ich sicher bin, daß du zurückkehrst.«

»Ihr –« platzte Bessas wütend heraus, doch dann schluckte er seine Worte herunter. Seine Lippen zuckten, und die Adern an seinen Schläfen wölbten sich in leidenschaftlicher Erregung. Myron befürchtete einen Augenblick lang, Xerxes werde den Baktrier wegen Majestätsbeleidigung bestrafen, so offenkundig war es, was dieser dachte, selbst wenn er kein Wort sagte.

Dann erschlaffte Bessas pockennarbiges Gesicht. Myron beobachtete ihn mit scharfem Blick, und er war sicher, daß er einen solchen Fluchtplan in Erwägung gezogen hatte.

»Euer Sklave hat verstanden«, würgte der junge Mann endlich hervor. »Aber wie sollen die Kosten für eine solche Reise bestritten werden? Der Herr Sataspes ist reich, aber ich habe nichts als meinen Sold als Truppführer.«

Xerxes runzelte die Stirn. »Ich dachte, du besitzt ein Anwesen in Baktrien?«

»Nein, Majestät. Die Toktarier überrannten jenen Teil des Landes, als sie meinen Vater erschlugen.«

»Ach so. *Dieser* Phraates war also dein Vater. Schön, Meine Majestät wird dich bevollmächtigen, dem Staatsschatz zehn Danken zu entnehmen.«

»Zehn? Damit werden wir nicht weit kommen, Herr. Ihr sprecht von einer viele tausend Meilen langen Reise.«

»Nun, dann fünfzehn, aber nicht mehr.«

»Großkönig!« rief Myron, erschrocken über seine eigene Tollkühnheit. »Mein Herr und Meister hat doch den ernsthaften Wunsch, daß diese Expedition erfolgreich sein möge, oder? Nun, kein Hindernis ist so groß wie die Mittellosigkeit. Was nützt es, wenn man sich Hunderte von Meilen weit durch wildes, exotisches Land kämpft, nur um schließlich aus Geldmangel zu stranden? Um sicherzugehen, brauchen wir mindestens fünfzig –«

»Fünfundzwanzig, und keinen Shekel mehr«, entschied Xerxes. »Wenn Bessas Erfolg hat, werde ich ihn nicht nur begnadigen. Ich werde dann auch dafür sorgen, daß er den Besitz seines Vaters zurückbekommt. Und ich gebe ihm ein Dokument, das ihm dies versichert. Wenn er es vorlegt, kann er sich bei den Bankiers in Babylon borgen, was er benötigt, und sein Land als Sicherheit einsetzen.«

»Aber Herr!« wandte Bessas ein. »Um unsere Ländereien zurückzugewinnen, brauchte man eine Armee –«

»Stellst du die Macht des Großkönigs in Frage, Sirrah? Überdies kann ich dir, sollte es sich tatsächlich als unmöglich erweisen, immer noch ein gleichwertiges Lehen auf Lebenszeit aus den Ländereien der Krone übereignen, um für deine Bedürfnisse zu sorgen. Nein, kein Wort mehr darüber. Ist denn

der König der Könige ein tyrischer Teppichhändler? Und jetzt macht euch auf. Aspamitres wird euch mit Dokumenten ausstatten, die euch den Satrapen empfehlen und euch ermächtigen, Speise für euch und Futter für eure Tiere aus den königlichen Speichern zu beziehen. Möge Gott euch freundlich gesonnen sein; ihr werdet Auramazdas Gunst auf dieser Reise nötig haben.«

Die Villa der Daduchiden stand dicht unterhalb der großen Plattform von Persepolis. Fackeln loderten im Dunkel des Abends, derweil die herrschaftlichen Besitzer in ihrem Kontor saßen. Kostbare Behänge bedeckten die Wände, und auf den kahlen Streifen dazwischen hingen allerlei Waffen. Gelber Lampenschein ließ Edelsteine und goldenes Filigran an den Griffen von Schwertern und Dolchen erglühen. Ein schwerer Teppich, auf dem der Held Haoshyaha abgebildet war, wie er die Zauberer von Hyrkanien vernichtete, lag auf dem Boden.

Bagabyxas, ein hohes Mitglied der Familie, Befehlshaber eines der sechs Heere, Mitglied im Rat der Sieben und viertmächtigster Mann im Reich, war etwa so alt wie Myron. Er war ein hagerer, sehniger Mann mit schmalem, scharfgeschnittenem Gesicht und geschmeidigen, beherrschten Bewegungen. Obgleich er sich nach Art persischer Edelleute das Gesicht bemalte, vermittelte er den Eindruck von Härte, Gerissenheit und ungeheurer Macht.

Zopyrus, der Sohn des Bagabyxas, sah aus wie sein Vater, nur war er jünger und schwerer. Er fuhr sich mit den Fingern durch den lockigen Bart, während er sprach.

»Du magst nur immerhin von Abwarten reden, Vater, von einer Entschädigung, die wir annehmen sollen. Wäre Tamyra

eine erwachsene Frau, die diesen Schwarzbart bezaubert hätte, so ließe ich mich vielleicht überreden. Aber ein Kind von elf Jahren! Nein, hier geht es um die Ehre – um meine Ehre und um die der Familie. In meinen eigenen Augen wäre ich schlimmer als ein Weib, wollte ich nicht danach trachten, die erbärmlichen Seelen dieser Leute von ihren Körpern zu trennen.«

»Kann sein, daß sie beide auf ihren Expeditionen zugrundegehen«, sagte Bagabyxas. »Warum wollen wir es nicht den Göttern überlassen?"

»Weil ich Rache will, bei den Haaren in Auramazdas Bart!« brüllte Zopyrus. Er sprang auf und wanderte auf und ab wie ein gefangener Leopard. »Es gelüstet mich, ihr Blut fließen zu sehen, ihre Schmerzensschreie zu genießen, mit ihren Köpfen Ball zu spielen, ihre frischabgezogene Haut an die Wand zu nageln. Sollte das Schicksal mich hindern, sie selbst zu foltern, so werden es andere für mich tun. Verstehst du jetzt?«

»Ja. Aber Sataspes ist bereits aufgebrochen; wie willst du ihn ergreifen? Eine Hetzjagd ist eine lange Jagd.«

»Ich weiß jemanden in Shushan, der die Barrieren von Raum und Zeit überwinden kann.«

»Meinst du Ardigula von Bagdad?«

»Ja. Du kennst ihn?«

»Ich habe von ihm gehört, und zwar nichts Gutes. Wir setzen unsere Seelen aufs Spiel, wenn wir uns mit diesem Dämonenanbeter einlassen.«

»Ich fürchte nicht Menschen noch Dämonen.«

»Wer glühende Kohlen an seinen Busen drückt, der wird sich das Gewand versengen«, beharrte der Ältere. »Wäre es nicht

besser, zu warten, bis Sataspes auf dem Rückweg ist, und dann Männer zu dingen, die ihm auflauern?«

Der junge Perser schnaubte. »Wie können wir Männer zur rechten Zeit am rechten Ort postieren, wenn wir nicht wissen, wann der Kerl kommt – und woher. Nein, es gibt nur einen Weg, die Ehre des Hauses Daduchus wiederherzustellen.« Zopyrus setzte sich wieder, hielt sich einen Granatapfel unter die Nase und sog den Duft ein. »Was mir die Galle mehr als alles andere hochtreibt, ist die Tatsache, daß der König diesen Abschaum laufenläßt, ohne uns etwas davon zu sagen. Hätte Xerxes – möge Ahriman ihn zerschmettern! – diesen Schurken nicht solche Aufträge erteilt, hätte ich sie selber aufgestöbert und erschlagen! So aber werde ich auf dem Weg nach Shushan Vorkehrungen treffen, daß Meister Bessas der Garaus gemacht wird.«

»Keine Bluttaten in Persepolis!« mahnte Bagabyxas.

Zopyrus grinste. »Sei unbesorgt. Ich werde nur eine Dankesschuld eintreiben, die Puzur der Ouxier mir begleichen muß.«

Als Myron die Tür zu Hutraras Weinschänke öffnete, schlug ihm eine Woge von Lärm und der Geruch von Schweiß und schalem Bier mit Wucht entgegen. Großes Gedränge herrschte in der Spelunke, und alle, die da waren, schienen gleichzeitig zu brüllen und zu trinken. Einige hatten sich ihr Abendbrot mitgebracht und aßen auch. Myron entdeckte erst nach einer Weile Bessas' kantiges, pockennarbiges Gesicht in einem entlegenen Winkel.

»Platz für meinen Freund!« brüllte Bessas.

Als keiner von denen, die neben ihm auf der Bank saßen, Anstalten machte, sich zu rühren, stieß er den nächstbesten mit der Schulter an, so daß alle auf der Bank entlangrutschten und der letzte hinten hinunterfiel. Fluchend rappelte sich der Mann auf und griff nach seinem Messer. Dann erkannte er Bessas und trollte sich.

»Kümmere dich nicht um diese Knaben«, rief Bessas. »Setz dich und trink ein Bier. Grieche oder nicht, du solltest lieber lernen, Bier zu mögen, denn etwas anderes haben sie in Ägypten nicht.«

»Danke«, erwiderte Myron, »aber ich denke, es wäre wünschenswert, wenn wir hinausgehen könnten, um uns zu unterhalten. Hier muß man brüllen, um sich Gehör zu verschaffen, und es geht nicht an, daß wir unsere Pläne für jedermann von Karia bis Karthago offenlegen –«

»Zum Ahriman mit deiner griechischen Mäßigung! Dies ist für mich die letzte Gelegenheit zu einem anständigen Gelage, und ich gedenke sie auszunutzen.« Bessas wischte sich den Schaum vom Schnurrbart, schloß die Augen und bewegte lautlos Finger und Lippen. Dann deklamierte er:

»Der Schatten weht dahin und sagt: ›Schnell läuft die Zeit, und grüßt dich bald, wo keine Sonne weit und breit. ‹ Wohlan, und ich, ihr Sklave? Nein, ich spotte ihrer Macht und freue mich des Lebens voller Heiterkeit.«

»Wir können zurückkommen und weitertrinken, wenn das

Gedränge nicht mehr so groß ist«, schlug Myron vor. »Wenn du dich jetzt betrinkst, wirst du mich nicht verstehen, wenn –«

Bessas gab ein vulgäres Geräusch von sich. »Du kannst hier mit mir trinken oder in den Kurush springen.«

»Es kümmert dich also nicht, was aus deiner Mutter wird?«

Bessas funkelte den Älteren erbost an. »Solche Einfälle hast nur du. Ich komme.«

Der Baktrier erhob sich rülpsend und schwankte zur Tür. Als sie draußen waren, erklärte er: »Nur weil ich dir diesmal gehorche, darfst du nicht denken, daß du der Anführer bist. Dies ist meine Expedition, und ich befehlige sie. Hast du verstanden?«

»Wie ist es mit dem Geld gegangen?« erkundigte sich Myron.

Sie stiegen die Treppe zur Stadtmauer hinauf, lehnten sich oben mit den Ellbogen auf die Zinnen an der Brustwehr und schauten über die Ebene hinaus. Der Himmel war jetzt klar. Ein schmaler Streifen von Gold und Apfelgrün über dem zerklüfteten Horizont am Westen zeigte an, daß der Tag versank. Die Sterne waren hervorgekommen; eine silberne Mondsichel hing eine Handbreit hoch über den Gipfeln im Westen. Fledermäuse schwirrten durch die Luft, als es dunkler wurde. Von den Feldern, die sich vor ihnen ausbreiteten, ertönte das Summen und Zirpen von Insekten und das Schreien von Nachtvögeln. Schakale kläfften in der Ferne.

»Ich habe die fünfundzwanzig Dariken von Vaus bekommen«, berichtete Bessas. »Meinem Bataillonskommandanten habe ich noch einmal fünf abschwätzen können, als Vorschuß auf meinen Sold. Ich mußte mir die Kehle wundreden, um einen

Teil des Geldes in Gold zu bekommen, damit ich nicht zehn Pfund Silber durch die Welt schleppen muß. Diese Knaben im Schatzamt lieben es, ihr Gold herauszurücken, so wie Xerxes die Athener liebt.«

»Hast du keine Ersparnisse?«

»Nur ein paar Shekel, und die muß ich bei Norax lassen, damit er kaufen kann, was Mutter braucht.« Norax war Bessas sardischer Sklave – der Mann, der Zarina mit der Fackel zu Myrons Wohnung begleitet hatte. »Wenn ich mehr Geld hätte, dann hätte ich Pferde gekauft.«

Myron schlug nach einer Mücke. »Es ist wirklich betrüblich, daß all das hat geschehen müssen, nachdem du deine Pferde verspielt hattest.«

»Jawohl, Schulmeister. Aber du solltest mir meine Torheiten nicht unter die Nase reiben, es sei denn, es gelüstete dich nach einem Sprung von der Mauer. Nun denn – vielleicht finden wir zufällig Gelegenheit, die Schatzkammer irgendeines fremden Königs oder Edelmannes auszuplündern. Aber ich habe dafür Sorge getragen, daß wir wenigstens bis Shushan kommen.«

»Wie denn?«

»Einer meiner Offiziersbrüder hat sich bereitgefunden, mir zwei seiner Rösser zu überlassen; wir können damit nach Shushan reiten und sie dort seinem Pferdeknecht übergeben. Der Hof wird bald für den Sommer nach Hagmatana übersiedeln, und mein Freund wird seine Pferde auf dem Weg dorthin abholen. Ich habe ihm versprochen, die Mähren nicht allzusehr zu hetzen.«

»Vermutlich wird man dir nicht gestatten, deinen nisäischen

Hengst mitzunehmen?«

»Bei Varuna – nein! Von diesen Rössern gibt der König keines aus der Hand. Das Dumme ist nur, daß ein Pferd, wenn es mir nützen soll, fast so groß sein muß wie ein Nisäer. Wenn du mich auf ein kleines Pony setzt, wird der Klepper nach drei Meilen tot umfallen.«

»Das Paar, das der König vorgestern dem Mithra geopfert hat, hätten wir gut gebrauchen können.«

»Mißgönne nicht dem Herrn der weiten Weiden, was ihm gebührt! Wie ist es dir in den Archiven ergangen?«

»Ich habe Listen von Städten zusammengestellt, die bis Meroê in Kush reichen, dazu Anmerkungen über Entfernungen und der drohenden Gefahren. Was hinter Meroê liegt, scheint niemand zu wissen. Zudem habe ich eine grobe Karte unserer Route gezeichnet. Hast du deine Mutter gesehen?«

»Ja.« Der Baktrier verstummte. Myron wußte, daß seine Gefühle für seine Mutter ein Thema waren, über das Bessas nicht zu sprechen wünschte.

»Und ich habe einen Brief von einem Freund in Shushan bekommen", begann Myron. »Uni, der Ägyp-«

Er brach ab, denn aus dem Shushan-Tor unter ihnen, etwa zwanzig Schritte weiter rechts, drangen Geräusche, Licht und Bewegungen. Fackelschein flackerte rot, und Wortfetzen wehten durch die stille Nachtluft zu ihnen herüber.

Zwei Reiter kamen durch das Tor: einer hielt eine Fackel. Sie spornten ihre Pferde zu einem leichten Trab an und wandten sich westwärts, der Straße nach Shushan zu. Die Fackel flackerte, als die Pferde ausgriffen, und schrumpfte dann zu

einem gelben Punkt, der dahinglitt wie ein träger Komet.

»Ich könnte schwören, ich kannte den vorderen«, stellte Myron fest. »Aber ich kann's nicht genau –«

Bessas grunzte. »In Jauche soll man mich tunken, wenn das nicht Zopyros war, Sohn des Bagabyxas, mit dem Bart in einem Beutel! Nachdem er so sehr darauf brannte, mich gepfählt zu sehen, muß ich ihn wohl wiedererkennen, selbst im Fackelschein. Und der andere ist sein Waffenträger.«

»Hätte ich doch deine Augen!« rief Myron. »Ich hoffe, Zopyrus' Ausritt hat nichts mit uns zu tun. Er würde nicht quer durch das ganze Reich galoppieren, um uns Hippolytas Gürtel zu holen, da bin ich sicher.«

»Mir gefällt es auch nicht. Was immer er vorhat, es muß dringend sein, wenn er sich in mondloser Nacht auf diese verschlammten Straßen hinausbegibt. Mein *fravashi* sagt mir, daß auch wir uns tunlichst bald auf den Weg machen sollten.«

»Wie steht's mit unserer Ausrüstung?«

»Die kaufen wir in Babylon, wo es richtige Märkte gibt. Laß uns noch ein wenig schlafen, und mit dem ersten Morgengrauen machen wir uns auf den Weg. Du hast doch keine Familie zu versorgen, oder?«

»Nein. Eine Freundin habe ich wohl, aber für sie muß ein hastiger Abschied genügen. Allerdings muß ich Vorkehrungen für meine Schüler treffen. Und ich brauche Zeit, um Schreibgerät aufzutreiben.«

»Wofür? Ich bin durch die ganze Ostmark des Reiches geritten und habe die königlichen Reitertruppen geführt, ohne ein einziges Wort zu schreiben. Ohnehin kann niemand lesen,

was ich schreibe.«

»Bessas!« rief Myron in gequältem Ton aus. »Dabei habe ich mir soviel Mühe gegeben, dich schreibkundig zu machen!«

Bessas hieb seinem kleineren Gefährten auf die Schulter. »Tröste dich! Ich bin froh, ein halbes Dutzend Sprachen nicht auch noch schreiben zu müssen. Scharfer Stahl ist mir in meinem Handwerk von größerem Nutzen als Feder und Pergament, und du wirst es auf dieser Reise ebenso halten.«

»Aber jemand muß doch ein Tagebuch führen! Sonst werden wir nicht wissen, ob wir beizeiten zurückkehren. Überdies erwartet der König einen Bericht über die fremden Länder, die wir besuchen.«

»*Vaush,* also gut. Aber da ist noch etwas!«

»Was?«

»Wir müssen einander Treue schwören, damit wir nicht auf halbem Wege vor dem Ziel wegen irgendeiner Kleinigkeit in Zwist geraten. Ich bin nicht eben sanftmütig, und ich weiß, wie launisch ihr Hellenen seid.«

»Ea! Das sind wir nicht! Was um alles in der Welt bringt dich–«

»Ha! Was ist mit Pausanias, dem spartanischen König? Was ist mit dem Verrat der Samier bei Lade? So, jetzt schneidest du dir leicht in den Arm und schwörst bei allen deinen Göttern, daß du mir treu sein wirst, daß du mein Freund bist, mein Helfer und Beschützer, daß du in der Not mit mir teilen und mir in der Gefahr standhaft beistehen wirst, bis unsere Aufgabe erfüllt ist oder der Tod uns scheidet!«

»Wenn's dir beliebt: allerdings ist es der Mann, der den Eid wirksam werden läßt, und nicht der Eid, der uns Glauben an den

Mann gibt.«

Beide schnitten sich leicht in den Arm, ein jeder sog das Blut des anderen auf, und sie schworen einen mächtigen Eid. In weiter Ferne brüllte ein Löwe, und die großen Sterne über ihnen glitzerten kalt.

Am nächsten Morgen kehrte Myron, nachdem er sich von seiner Freundin verabschiedet hatte, in seine Wohnung zurück. Er bezahlte seinen Wirt, raffte sein Zeug zusammen und begab sich zur Kaserne, um Bessas aufzusuchen.

Der Baktrier war nicht da. Als Myron eine babylonische Doppelstunde gewartet hatte, erfuhr er, daß Bessas zu seiner Mutter gegangen sei, um sich von ihr zu verabschieden.

Zarina war in einer kleinen, aber nicht unbequemen Kammer im Palast des Darius untergebracht. Zwei untersetzte Wachen standen vor der Tür. Als Myron eintrat, fand er die Dame und ihren Sohn Seite an Seite auf der Bettstatt sitzend; beide weinten. Zarina sagte eben: »… wenn ein altes Weib wie ich ein Jahr früher oder später stirbt, dann macht das nichts. Aber du bist jung; du mußt dein Leben zu Ende leben –«

»Ich will es nicht zu Ende leben ohne dich!« widersprach Bessas. »Wenn du so sterben mußt, dann will auch ich sterben.«

»Was soll dieses trübsinnige Gerede vom Sterben?« fragte Myron.

»Meine Mutter«, erklärte Bessas, »hat eine irrwitzige Idee: Wenn ich erst ein paar Monate fort bin und einen guten Vorsprung zur Grenze habe, dann will sie sich das Leben nehmen, so daß Xerxes nichts mehr gegen mich in der Hand hat.

Darauf sagte ich ihr, wenn sie dies tut, werde ich mich gleichfalls töten, sobald ich es erfahre.«

»Es ist der einzige Weg –« begann Zarina, doch Myron unterbrach sie.

»Meine teure Herrin Zarina! Wir müssen alle sterben und hoffen, daß wir alle dabei dem Tod mit Tapferkeit ins Antlitz schauen werden. Aber laßt uns das Ende nicht mit übermäßiger Eile herbeiführen. Ich habe deinen Sohn nicht gerettet, damit ihr beide einander jetzt mit Selbstmord droht. Ihr erinnert mich an eine Geschichte, die ich einmal in Babylon gehört habe.«

»Was für eine Geschichte war das?« fragte Zarina.

»Als ich dort bei dem Astronomen Naburimanni studierte, überwältigte mich eines Tages große Niedergeschlagenheit, da es mir anscheinend nicht gelingen wollte, die babylonische Geheimwissenschaft der langen Division zu meistern. Doch als ich eine törichte Drohung ausstieß, wie du es eben tatest, erzählte mein weiser alter Lehrer die folgende Geschichte:

Es trug sich zu, daß der dritte Untergehilfe des Feinbäckers in den königlichen Küchen auf frischer Tat ertappt wurde, als er ein Lamm stehlen wollte, das für des Königs Tafel gekocht werden sollte. Da befahl der König, von rechtschaffenem Zorn erfüllt, daß der Missetäter am darauffolgenden Tag bei lebendigem Leibe gehäutet werden solle.

Als aber der Dieb zur Hinrichtung geführt wurde, kam der König in seinem Wagen vorübergefahren. Und der Verurteilte rief: ›O König! Wenn du mir Schonung gewährst, dann will ich eines deiner Pferde lehren, eine Hymne an Nabu zu singen, und dann wird der Gott höchlich erfreut sein.‹

›Bist du von Sinnen?‹ fragte der König.

›Nein, Hern, versetzte der Dieb. ›Es ist nur ein Angebot und eine Herausforderung.‹

›Wie lange würde der Unterricht denn dauern?‹ fragte der König.

›Gib mir ein Jahr, Herr, sagte der Dieb.

›Es soll geschehen‹ sagte der König. ›Doch wisse, wenn es dir nicht gelingt, wirst du sterben, wie ich es bestimmt habe.‹

Und so gab man dem Dieb eine Kammer bei den Stallungen, damit er anfange, das Pferd zu unterrichten. Einer der Wächter, die auf ihn aufpassen sollten, fragte ihn: ›Was ist das für eine alberne Geschichte, daß du dich anheischig machst, ein Pferd das Hymnensingen zu lehren? Du weißt, daß du es nicht kannst.‹

›Nun, vielleicht kann ich es, und vielleicht kann ich es nicht‹, entgegnete der Dieb. ›Aber selbst wenn ich versage, habe ich noch ein Jahr. Und in diesem Jahr kann es geschehen, daß der König stirbt; vielleicht stirbt das Pferd, vielleicht sterbe auch ich. So oder so habe ich einen Vorteil. Und wer weiß? Es mag sich fügen, daß ich dem Pferd tatsächlich beibringen kann, Hymnen zu singen !‹

Und so, meine lieben, aber törichten Freunde, laßt uns zu unseren Schwierigkeiten nicht mutwillig noch weitere hinzufügen. Wer weiß? Vielleicht finden wir unseren Drachen ja und gewinnen so Xerxes' Dankbarkeit.«

Bessas und seine Mutter trockneten sich die Tränen ab, lächelten matt und umarmten einander ein letztesmal. Dann folgte Bessas seinem Lehrer zurück zur Kaserne.

Wieder saß König Xerxes in Ostanas' Kammer dem Zauberer gegenüber. Auf dem Tisch stand ein kleines Becken auf drei Bronzefüßen. In dem Becken glimmte ein kleines Feuer aus Holzkohlen. Ostanas fächelte die Glut, bis die Holzkohle zinnoberrot leuchtete.

Dann begann der Magier, Jasminsamen auf die Kohle rieseln zu lassen, Körnchen für Körnchen. Es zischte und knisterte zart. Sonst war es still; man hörte nur das Atmen der beiden Männer und das Klicken der Hyänenkrallen im Zwinger.

Ein blauer Rauchfaden erhob sich aus dem Kohlenbecken und kräuselte sich zu Schleifen und Arabesken. Manchmal stieg er kerzengerade empor, vorbei an den Augen der beiden Betrachter; dann wieder zerfiel er zu einem Knäuel gewundener Schlingen. Ostanas Augen funkelten unter den zottigen weißen Brauen.

»Was sagt der Rauch?« fragte Xerxes.

Ostanas ließ sich Zeit. Endlich sprach er. »Mag sein, daß es ihnen gelingt. Aber nur, wenn die Götter dies wollen.«

Xerxes schnaubte. »Eine vieldeutige Prophezeiung, des Orakels von Delphi würdig! Wie könntest du dich da irren?«

Ostanas spreizte die Hände. »Euer Sklave tut sein Bestes, aber in der Welt der magischen Wissenschaften läßt sich nichts erzwingen.«

»Kannst du Einzelheiten erkennen?«

»Damit wollte ich gerade beginnen, mein Meister. Ich sah sie mit einem Ungeheuer zurückkommen. Doch etwas – vielleicht *mein fravashi* – sagte mir, daß Gefahren sie auf ihrem Weg behindern und sie vielleicht zugrunde richten, ehe sie uns

erreichen.«

»Was sollen wir tun?«

»Die unsichtbaren Mächte haben es mir noch nicht gesagt. Ich werde in Träumen Erleuchtung suchen und die funkelnden Sterne befragen.«

»Da wir gerade von Träumen sprechen«, sagte der König. »Ich hatte einen gräßlichen Traum, ehe ich erwachte. Mir träumte, ich läge auf meinem Bett und eine meiner Frauen neben mir. Ein Mann beugte sich über das Bett und hob ein Messer, um es mir ins Herz zu stoßen. Zunächst wähnte ich, es sei mein Bruder Masistes, rot vom Blute. Dann aber sah ich, daß das Gesicht der Figur nur eine Maske war, wie sie die Schauspieler auf der griechischen Theaterbühne tragen. Mit der einen Hand suchte ich das Messer von mir abzuwenden, mit der anderen, die Maske herunterzureißen. Doch die Maske ließ sich nicht verrücken, derweil die Klinge mir immer näherkam. Schreiend erwachte ich, und die Eunuchen rannten in meiner Kammer hin und her wie aufgescheuchte Hühner. Was sagst du dazu?«

»Da werde ich die Aufzeichnungen alter Traumdeuter studieren müssen. Wenn mein Meister –«

Das geheime königliche Klopfzeichen unterbrach ihn. »Herein!« rief Xerxes.

Ein stämmiger Perser mit unentwegt lächelndem Gesicht und dunkel umherhuschenden Augen erschien in der Tür und verneigte sich. »Euer Sklave, Großkönig.«

»Ja, Artabanus?«

»Euer Sklave hat aus zuverlässigen Quellen erfahren, daß die

Leute, nach denen der König der Könige sich erkundigt hat – Bessas, Sohn des Phraates, und Myron, Sohn des Perseus –, aufgebrochen sind. Sie haben die Straße nach Shushan genommen.«

»Danke, guter Artabanus.«

»Euer Sklave verleiht hiermit seiner übergroßen Genugtuung darüber Ausdruck, daß diese doch unbeträchtliche Kunde auf die Billigung seines Herrn und Meisters gestoßen ist. Und wenn meine nichtswürdige Wenigkeit nunmehr den Bericht vorlegen dürfte, von dem ich gesprochen habe –«

»Ich will den königlichen Spion sehen, der Datas heißt!«

»Aber Herr, der besagte Bericht gilt als über die Maßen bedeutsam, befaßt er sich doch mit angeblichen Unruhen in der Provinz Ägypten. Euer Sklave schätzt, daß es nicht mehr als zwei Stunden in Anspruch nehmen –«

»Verflucht sollst du sein! Hole mir Datas!« brüllte Xerxes, ja, er kreischte es fast.

Als Artabanus unter Verneigungen hinausgegangen war, seufzte der König. »Ich weiß nicht, warum er mich immer so reizt. Der *hazaparat* ist ein wackerer Soldat und ein kundiger Gouverneur. Aber er hat eine Art, mit solch salbungsvoller Förmlichkeit zu sprechen, die mir den Umgang mit ihm widerwärtig werden läßt. Ich glaube wahrhaftig, er hat den Wunsch, mich mit der Waffe der Langeweile zu töten.«

»Ihr müßt die königliche Würde bewahren«, meinte Ostanas.

»Gewiß, aber Artabanus trägt so dick auf, daß ich argwöhne, er lacht sich heimlich ins Fäustchen. Und doch kennt er die tiefsten Geheimnisse der Macht so gut, daß ich ihn nicht zu

ersetzen wüßte.«

»Freilich«, murmelte Ostanas, »wenn Eure Majestät sich tatkräftiger an der Verwaltung beteiligen wollten, wie Ihr es früher einmal getan habt –«

»Ahriman soll dich holen, Ostanas; sag du mir nicht, wie ich mein Reich zu führen habe! Wenn die Suche erfolgreich ist, werde ich Dinge zu bedenken habe, die weit bedeutender sind als diese endlosen, öden Berichte über Unruhen in Ägypten, Dürrezeiten in Chorasmien, Nomadenüberfälle in Baktrien und –«

Wieder klopfte es. Diesmal war der Besucher ein Mann von weniger als durchschnittlicher Körpergröße, der so unauffällig aussah, daß es schwierig gewesen wäre, ihn genauer zu beschreiben.

»Euer Sklave, Datas mit Namen, erwartet den Befehl des Großkönigs«, murmelte der Mann und berührte mit der Stirn den Boden.

Xerxes beschrieb Bessas, Myron und ihren Auftrag mit knappen Worten und fügte dann hinzu: »Ich habe kein Vertrauen zu diesem Bessas. Nicht nur, daß er selbst ein tollkühner, hartgesottener Halunke ist, nein, sein Vater war auch ein Parteigänger meines verräterischen Bruders Masistes. Ich wünsche deshalb, daß du ihnen folgst.«

»Und, Majestät?«

»Auf dreierlei sollst du ein Auge haben. Erstens: Bessas ist ein Anhänger des verbotenen Mithras-Kultes wie schon sein Vater vor ihm. Fürst Phraates war ein berüchtigter Gönner der Ketzer. Statt sich dem reformierten und vereinigten wahren

Glauben des zoroastrischen Mazdaismus anzuschließen, hält er entschlossen an den letzten Überresten eines spalterischen Aberglaubens fest.

Wäre er ein von Flöhen zerstochener Syrer oder Araber, käme es darauf nicht an, aber bei einem Arier können wir solche Häresien nicht dulden. Ich wünsche, daß du nach Beweisen für seinen Umgang mit versteckten Mithraisten Ausschau hältst. Vielleicht offenbart er uns ihre Führer, so daß wir die Schlange der Daiwa-Anbetung ein für allemal zertreten können.

Zweitens: Ich höre Gerüchte von einem Umstürzler. Ein gewisser Orontes. Behauptet, ein Sohn des Kambyses zu sein. Seine Abgesandten machen sich an mutige und kundige Arier heran und suchen sie zur Teilnahme an einer Verschwörung zu verführen. Nach Anzeichen für diese Verschwörung sollst du auch ausschauen.

Zuletzt: Etliche Adelige sind unzufrieden, weil Bessas dem Pfahl entgangen ist. Bagabyxas, der Daduchide, so höre ich, ist einer davon. Wie ich Bagabyxas kenne, würde es mich nicht wundern, wenn er versuchen sollte, Bessas und Sataspes auf geschickte Weise ans Leder zu gehen, ehe sie zurück sind. Gib acht auf solche Versuche, und, wenn nötig, tue dein Möglichstes, sie zu vereiteln. Es gebührt mir, diesen Bessas endgültig zu beseitigen, und ich lasse nicht zu, daß einer meiner Untertanen an ihm private Rache nimmt! Hast du alles verstanden?«

»Jawohl, Herr.«

»Dann möge Gott dir wohlgesonnen sein. Mache dich auf, solange die Spur noch warm ist.«

Der Agent verschwand, und Xerxes wandte sich wieder dem Zauberer zu. »Sag mir, mein guter Ostanas, wie kommt jemand, der bei Sinnen ist, auf den Gedanken, an meiner Statt König sein zu wollen? Zwanzig Jahre lang habe ich danach gestrebt, ein größerer König als mein edler Vorfahr zu werden, doch meine hochfliegenden Pläne sind gescheitert.« Er hob die Hand, als Ostanas protestieren wollte. »Spare dir deine Schmeicheleien, mein Freund. Vor keinem anderen würde ich dies zugeben.

Ich habe das Geld reformiert – und die Klagen der Händler, daß sie keine Gewinne mehr machen, klingen mir lauter denn je in den Ohren. Ich habe die Religion reformiert, habe die in Zwietracht gespaltenen Sekten des arischen Glaubens den Lehren des Großen Magus gemäß vereinigt –, und Mithraisten und Anahitisten und andere weigern sich störrisch, in den Schoß der Gemeinschaft zu kommen; sie betreiben ihre Kulte im geheimen und verschwören sich mit Möchtegern-Usurpatoren. Ich schlage zwei große Aufstände nieder, zerschmettere mächtige Armeen – und die barbarischen Briganten aus Hellas reißen zwei meiner Heere in Stücke und töten drei meiner Brüder sowie meinen besten General. Was haben die Götter gegen mich?

Früher habe ich Tag und Nacht ununterbrochen gearbeitet, und die Leute sagten: Was steckt er seine lange Nase Tag und Nacht in unsere Angelegenheiten? Warum läßt er uns nicht in Ruhe unseren Geschäften nachgehen? Jetzt, da ich durch Artabanus und die anderen regieren lasse, sagen sie: Was tut dieser königliche Lüstling? Was lungert er faul in seinem Harem herum, während er doch das Reich führen und Tag und Nacht allerlei Übeltäter zermalmen sollte? Niemand weiß meinen

wahren Wert zu schätzen. Mißtrauen und Haß trennen mich von meiner Familie. Die Weiber sind mir ein Fluch; ich kann es nicht erwarten, daß mein neuer Palast vollendet ist, damit ich dem Geschnatter ihrer giftigen Zungen entrinne.

Wäre der große Cyrus doch ein unbedeutendes Königlein in den Bergen von Parsa geblieben, ohne jeden Herrscherehrgeiz! Doch jetzt habe ich den Tiger bestiegen und muß ihn reiten.«

In den kargen, zerklüfteten Ouxianischen Bergen, wo kalte Winde durch einen weiten blauen Himmel pfiffen und wo Geier und Adler auf breiten, braunen Schwingen unermüdlich ihre Kreise zogen, hockte eine Schar von Bergbewohnern im Kreis. Sie waren eine wild aussehende Horde mit langem, verfilztem Haar und trugen zerlumpte Gewänder und geflickte Hosen. Einer unter ihnen aber war in neue, wenngleich schmutzige Kleider gehüllt; sein Haar bändigte ein flacher, gezwirbelter Turban. Zopyrus sprach zu ihnen.

»Sag mir, mein Freund Puzur, stimmt es etwa nicht, daß der Großkönig dich auf den Pfahl hat setzen wollen, bevor ich ihn bewog, dich freizulassen?«

»Wahr sprichst du«, antwortete der mit dem Turban. »Und jetzt, daran zweifle ich nicht, begehrst du den Lohn für deine Wohltat. Hast du Streit mit dem Großkönig, daß du dich in den Bergen verstecken mußt?«

Zopyrus lächelte. »Noch nicht. Ich möchte lediglich, daß du eine Schar Reisender überfällst.«

»Lagamar sei mein Zeuge, das wäre zuwenig des Lohns für dich!« rief der Berghäuptling. »Das tun wir sowieso. Verlange

doch eine Gefälligkeit, die Puzurs, der Ouxiers, würdig ist.«

»Keine Sorge, dies wird mir reichlich genügen. Und mehr noch – die Beute, die du bei ihnen machst, magst du behalten –, mit einer Ausnahme.«

»Und die wäre?«

»Ihre Köpfe. Die sollst du mir schicken, in mein Haus in Shushan.«

»Wann werden diese Reisenden erscheinen?«

»Jederzeit; doch glaube ich, es wird in den nächsten zwei Tagen sein. An diesen Zeichen wirst du sie erkennen…«

Bessas und Myron ritten durch das Tal des Kurush hinauf. Schroffe Berge ragten rechts und links zu langgestreckten braunen Kämmen auf; sie reichten von Südosten nach Nordwesten, und die klare iranische Luft ließ sie näher erscheinen, als sie in Wirklichkeit waren.

Bessas trug eine kurze medische Jacke, weite lederne Reithosen und auf dem Kopf einen Baschlyk, einen Umhang. Dieser Umhang verbarg den größten Teil seines Bartes und konnte, wenn nötig, bis zu den Augen hinaufgezogen werden. An seiner Linken baumelte ein gerades Reiterschwert aus indischem Stahl. Vom Knauf bis zur Spitze volle drei Fuß lang. Die Teakholzscheide endete in einem silbernen Tigerkopf. Der Knauf war aus Kristall und geformt wie ein Greifenkopf. An seiner anderen Seite hing ein mit einer großen runden Türkisscheibe geschmückter Dolch. Ein lackierter Kasten mit Pfeil und Bogen hing auf seinem Rücken.

Mit Lederhose und Stiefeln an den Beinen und einem

Baschlyk auf dem Kopf sah Myron aus wie ein Perser; zudem glänzte seine Haut von frischem Öl. Wie er so dahinritt, empfand er große Zufriedenheit mit sich, weil er sich seinen Mut bis zum Aufbruch bewahrt hatte. Dieses Abenteuer war etwas, wovon er lange geträumt und geredet hatte. Aber als es gedroht hatte, wahr zu werden, da hatte er sich nur zögernd und furchtsam herangewagt. Ein dutzendmal war er fast zurückgeschreckt, doch nun, Hera sei Dank, hatte er den Sprung gewagt.

Eingehend betrachtete er das weite, staubfarbene Land, das mit den roten, blauen und gelben Flecken der kurzlebigen Frühlingsblumen gesprenkelt war. Er betrachtete die Wolken, die Vögel und die Berggipfel. Mit scharfem Blick spähte er umher auf der Suche nach einer merkwürdigen Tatsache oder einem neuen Phänomen, das er seinem Wissen hinzufügen könnte.

Denn Myron Perseôs sammelte Fakten, wie andere Konkubinen, Pferde oder Gold sammelten. Manchmal vergaß er das Beobachtete für eine Weile, wie es dem Eichhörnchen wohl mit den Nüssen ergeht, die es vergraben hat. Aber die Fakten waren da, allesamt eingesperrt in seinen kantigen Schädel, und sie harrten irgendeiner Erinnerung, die sie dann wieder hervorrufen würde. Insgeheim hoffte er, diese Fakten würden sich eines Tages zu einem Muster zusammenfügen – zu einem Muster, das ihm einen profunden neuen Einblick in die Natur der Dinge vermitteln und seinen Namen zusammen mit denen des Thaies und des Herakleitos in die Reihe der großen Weisheitsliebenden stellen würde. Zwar war es bisher nicht dazu gekommen – und manchmal befürchtete Myron auch, er sei womöglich einfach nicht klug genug, um aus seinem

Myriaden von Beobachtungen ein edles Gedankenbauwerk zu errichten –, aber ganz gab er die Hoffnung doch nie auf.

Am Ende des ersten Tages nach ihrem Aufbruch von Persepolis wechselten Myron und Bessas in das Tal des Ulai. Nahe seiner Quelle war der Ulai ein bloßes Rinnsal, dessen Zuflüsse allenfalls nach einem Regenguß Wasser führten. Noch krönte der Schnee des Winters die höhergelegenen Grate.

Ein- oder zweimal an diesem Tag überholte sie ein persischer Postreiter; in vollem Galopp sprengte er vorüber, den Baschlyk bis unter die Augen hochgezogen, und die Postsäcke klatschten gegen die Flanken des Pferdes. Hin und wieder begegneten sie einer Reihe von Kamelen, die unter ihren hoch aufgetürmten Lasten behäbig dahinschwankten, oder einer Straßenpatrouille aus zwei Soldaten, die vorübertrabten und die Höhen beobachteten. Einmal sahen sie auch einen Haufen mürrischer Bauern, die mit schleppenden Bewegungen einige Löcher in der Straße ausbesserten, während ein königlicher Offizier sich heiser brüllte, um sie anzutreiben.

Bessas hatte das Tempo bestimmt; er war abwechselnd im Trab und im Schritt geritten. Gelegentlich hielt er an, damit die Pferde grasen konnten, während er und Myron sich auf Steine setzten und Pökelfleisch und harte Kuchen verspeisten. Am zweiten Tag konnte Myron kaum noch gehen, geschweige denn auf- oder absteigen. Deshalb mußte sein riesiger Gefährte ihn aufs Pferd heben.

»Ein Maultier in gemächlichem Schritt wäre eher meine Sache«, stöhnte Myron.

»Was du brauchst, sind ein paar Schwielen auf dem Arsch«, stellte der Baktrier fest. »Wenn wir in Kush sind, wirst du sie

haben.«

»Oder ich bin tot, so tot wie der Hund des Odysseus.«

»Ha! Was soll ich dann tun – dich begraben, dich verbrennen oder einfach liegenlassen, wie die Magi es tun?«

»Tu, was du willst. Wie Herakleitos sagt: Ein Leichnam ist nicht mehr wert als die gleiche Menge Exkrement.«

»Recht hat er!« Und Bessas fing an zu singen:

»Die einen geben der Erde die Toten, die anderen dem Feuer,
und manche der Wüste, zum Fraß für Ungeheuer.
Doch die Toten kehren nicht wieder zu klagen,
und so nehmt denn mein Gedärm als Saiten für die Leier!

Myron hatte schon bemerkt, daß sein Gefährte, der in Persepolis so mürrisch und reizbar gewesen war, immer überschwenglicher und ausgelassener wurde, je mehr sie auf der königlichen Straße vorankamen, wo er keinem Herrn Rechenschaft zu geben hatte. Grobe Scherze riß der Baktrier, und dann lachte er donnernd darüber. Und er hielt Vorträge über sein Lieblingsthema: den Umgang mit Pferden.

»Denn sieh, o Myron«, erklärte er, »ich habe beobachtet, daß du dein Pferd an einen niedrigen Busch bandest, als der Ast eines Baumes erreichbar war. Bindet man aber ein Pferd an, so sollte das Halfter oder der Zügel, wann immer möglich, über dem Kopf des Tieres verknotet werden. Denn das Pferd hat die Gewohnheit, sich, wenn etwas störend sein Gesicht berührt, dessen zu entledigen zu trachten, indem es den Kopf

zurückwirft. Ist das Halfter dann niedrig angebunden, wird solcher Ruck den Knoten lösen oder den Gurt zerreißen; ist es hingegen hoch verknotet, wird der Zügel nur beiseite geschleudert, aber das Tier bleibt angebunden.

Will man nun aber ein Pferd striegeln, so soll man darauf achten, beim Kopf und bei der Mähne zu beginnen, und mit Bedacht soll man vermeiden, dazu ein Werkzeug aus Holz oder Eisen für den Kopf zu verwenden, denn die Haut spannt sich hier straff und ist daher leicht zu verletzen…«

An einer mit schwarzbraunen Lehmziegeln befestigten Niederlassung machten sie halt. Dort gab es eine Poststation, wo für die reitenden Boten frische Pferde bereitgehalten wurden, dazu noch ein winziges Gasthaus und die Divisionswache der Straßenpatrouillen.

Auf Bessas' Gebrüll hin erschien ein Knecht, der die Zügel in Empfang nahm. Als Bessas aus dem Sattel sprang, ließen seine schweren Stiefel die Erde erzittern. Myron rutschte von seinem Pferd herunter und wäre beinahe zusammengebrochen; nur mit Mühe gelang es ihm, sich aufzurichten.

Im Gasthaus sprach Bessas schon nach kurzer Zeit zusammen mit dem Befehlshaber der Straßenposten einem Krug gelben Bieres zu.

»Bessas, Sohn des Phraates, aus Zariaspa?« sagte der Offizier. »Du magst mir ins Gesicht spucken, wenn mein Vetter Arsames nicht mit dir in Gandara gedient hat, im fünfzehnten Regierungsjahr des Königs Xerxes…«

Und sie vertieften sich in ein langes Gespräch über Stammbäume und Anekdoten. Bessas brüstete sich damit, wie er

einmal gegen den Radscha von Takshasila Stock-und-Ball gespielt und gleich im ersten Chakkar fünf Tore erzielt habe. Schließlich fiel ihm sein Begleiter wieder ein.

»Ein verdammter, ungehobelter Barbar bin ich doch, denn ich habe ja meinen Gefährten noch nicht vorgestellt, Myron von Miletos. Myron, dies ist mein alter Freund, der Truppführer Ochus. Myron ist ein Schulmeister und, wie die Hellenen es nennen, ein Liebhaber der Weisheit. Sein Wunsch ist es, alles zu wissen, und so weiß er schon einhundertmal mehr als ich, was ja ein recht guter Anfang ist. Ein so wunderbares Gedächtnis hat er, daß er oftmals seinen eigenen Namen vergißt.«

Myron und Ochus begrüßten sich gleichzeitig, und Bessas fuhr fort: »Wie ist die Straße von hier zur Ebene von Huja?«

»Die Winterregenfälle haben viele Löcher entstehen lassen«, berichtete Ochus. »Aber der Straßenbaukommissar wird sie bald aufgefüllt haben, wenn er nur genug von diesen faulen ouxianischen Bauern zu fassen bekommen und sie zum Arbeiten antreiben kann.«

»Sie würden vielleicht mit größerer Begeisterung arbeiten, wenn man sie dafür bezahlte«, meinte Myron.

»Bezahlen, diese mindergeborenen Tölpel? Du mußt verrückt sein, Grieche«, erwiderte der Offizier. »Sind die Schlaglöcher erst ausgefüllt, werdet ihr nichts zu befürchten haben, wenn nicht gerade ein Löwe eure Pferde reißt, während ihr schlaft, oder wenn Puzur nicht ausgerechnet den Tag eures Erscheinens für einen seiner Raubzüge erwählt.«

»Wer?« fragte Bessas.

»Puzur. Der Häuptling einer Familie von Bergräubern. Er hat

sein altes Spiel wieder aufgenommen.«

»Hat es nicht vor ungefähr drei Jahren ein großes Geschrei um diesen Puzur gegeben!?« fragte Bessas. »Wurde er nicht verhaftet und später-«

»Ja.« Ochus wischte sich den Bierschaum vom Schnurrbart.

»Verhaftet wurde er, weil er die Post des Großkönigs beraubt und den Postreiter ermordet hatte. Ich freute mich darauf, ihn in die Asche getaucht oder auf den Pfahl gesetzt zu sehen. Aber einen Monat später war er wieder in seinen Bergen; er hatte dem König auf das feierlichste gelobt, sich zu bessern. Irgendjemand behauptete, die Daduchiden hätten sich für ihn verwendet. Sein Gelöbnis hielt er fast ein Jahr lang ein. Dann teilte ihm sein Volk vermutlich mit, es hungere, und wenn er ihnen nicht erlauben werde, die Raubzüge wieder aufzunehmen, würden sie ihm die Kehle durchschneiden und sich einen neuen Häuptling suchen.«

»Wann wirst du ihn gefangennehmen?« fragte Bessas.

Ochus schnaubte. »Ich mit meinem sechzehn Straßenwächtern soll den Häuptling eines Bergstammes gefangennehmen, der wohl hundert kampftüchtige Männer zählt? Einen Mann, der einer Bergziege gleich noch die letzte Felsenritze in dieser Gegend kennt? Gib deinem Sklaven etwas Leichtes auf- laß ihn Keresaspas goldene Seeschlange mit einem Spinnennetz fangen! Der Oberbefehlshaber und der Generalpostmeister sind mein unablässiges Flehen um mehr Männer längst müde …«

Das Funkeln der Tollkühnheit tanzte in Bessas' dunklen, tiefliegenden Augen. »Bei dem Schnee auf dem Berge Hara,

gern würde ich mit dir wetten, daß ich diesen Puzur auf eigene Faust ergreifen könnte!«

»Ha! Das würde ich wohl gern sehen! Wie hoch soll der Einsatz sein, und mit welcher Frist bist du einverstanden?«

»O Bessas!« warf Myron auf Griechisch und in seinem schärfsten Schulmeisterton ein. »Bist du des Wahnsinns? Hast du unsere Mission vergessen und alles, was davon abhängt? Eine Wette – fürwahr!«

»Jawohl, Lehrer«, murrte Bessas. »Es tut mir leid, Hauptmann Ochus, aber der Befehl des Königs hindert mich. Wenn ich im nächsten Jahr zurückkomme, und Puzur ist noch auf freiem Fuß, kommen wir auf diese Angelegenheit zurück.«

In der Nacht erwachte Myron fröstelnd, denn das kärgliche Feuer war vollends erloschen. Tumult drang ihm ans Ohr; er kam aus dem Pferch hinter dem Wachquartier, wo die Tiere gehalten wurden: das Wiehern der Pferde, das Schreien von Eseln und Maultieren und das Röhren von Kamelen. Als das Getöse sich wieder legte, vernahm er auch den Grund dafür: das heisere Grollen eines Leoparden auf der Jagd.

Myron konnte nicht wieder einschlafen, und so wanderte er schnellen Schritts auf der Straße vor dem Wachquartier auf und ab, um seine durchfrorenen Glieder zu wärmen; er trug einen Speer bei sich, für den Fall, daß der Leopard in der Nähe wäre. Beim Gehen überdachte er noch einmal, was er gehört hatte.

Eine Stunde später – die Sterne verblaßten und der Himmel wurde fahl – stand Bessas am Brunnen und wusch sich. Prustend wie ein Delphin tauchte er das Gesicht in die gewölbten Hände. Myron sprach ihn an.

»Ich habe mir überlegt, was ich täte, wäre ich an Zopyrus' Stelle.«

»Ein griechischer Kritzler an der Stelle eines der größten Fürsten im persischen Reich?« Bessas wrang sich das Wasser aus dem Bart und lachte mit gutmütiger Verachtung. Dann aber änderte sich die Haltung des Baktriers, denn er sah, wie Myron die Lippen zusammenpreßte. »Vergib deinem Sklaven, alter Mann. Ich hatte vergessen, daß ich in deiner Schuld stehe.«

Myron kämpfte seinen Ärger nieder, wie es jeder Hellene, der unter den hochmütigen Persern lebte, zwangsläufig zu tun lernte. »Wenn ich einen Mann vernichten wollte, und wenn ich wüßte, daß er eine bestimmte Straße nehmen wird, und wenn ich Freunde unter den räuberischen Stämmen in der betreffenden Gegend hätte, dann würde ich vorausreiten und einen Hinterhalt legen. Zopyrus ist uns vorausgeritten, und dieser Puzur steht in seiner Schuld. Erscheint es da nicht logisch –«

Bessas versetzte Myron einen Schlag auf den Rücken, der ihn beinahe der Länge nach zu Boden geschleudert hätte. » *Vaush!* Auch wenn deine griechische Logik mich manchmal in den Wahnsinn treibt, muß ich doch zugeben, daß sie ihre Vorteile hat. Ochus! Mein Leutnant glaubt, man wird uns in einen Hinterhalt laufen lassen…«

Eine Stunde später ritten Myron und Bessas weiter; hinter ihnen graute ein kalter, windiger Morgen. Zwei Soldaten der Straßenwache begleiteten sie. Bessas befahl dem einen, als Kundschafter vorauszureiten. Als der Mann jedoch begriff, was ihn erwartete, wollte er sich von seinen Gefährten auf keinen Fall trennen. So sehr der Baktrier ihm auch zubrüllte, er möge weiterreiten, er zügelte doch beharrlich sein Pferd, um die

anderen immer wieder herankommen zu lassen. Wo die Hänge der zerklüfteten braunen Berge es erlaubten, befahl Bessas unterdessen dem zweiten Soldaten von Zeit zu Zeit, auf die Höhen hinaufzureiten und sich umzuschauen.

»Dieser Räuber ist kein Grünschnabel«, sagte der erste Soldat, als er wieder einmal zur Berichterstattung zurückkehrte. »Er wird vor und hinter uns Männer auf die Straße schicken, um sicherzustellen, daß wir ihm in die Falle gehen.«

»Dann –« begann Bessas, brach jedoch gleich wieder ab und starrte zur Höhe hinauf. »Mir ist«, sagte er, »als hätte ich soeben gesehen, wie jemand einen Stock mit einem Tuch daran geschwenkt hat. Das war ein Signal. Die Stammeskrieger lauern wahrscheinlich hinter der nächsten oder übernächsten Biegung der Straße hinter einem Hügel; zumindest in Gandara machen es die Vagabunden so. Gibt es für uns eine Möglichkeit, in ihren Rücken zu gelangen?«

»Wir sind soeben an einer Talmulde vorbeigeritten, die sich nach Norden erstreckt.«

»Gut. Wir werden sehen, wohin dieses Tal führt.«

»Truppführer Bessas!« rief der Soldat. »Willst du denn den ganzen Stamm auf eigene Faust angreifen?«

»Warum nicht?« Bessas grinste. »Wenn wir ihnen von oben herab in den Rücken fallen können, sind wir im Vorteil.«

»Du bist verrückt! Mit diesem Irrsinnsplan will ich nichts zu schaffen haben.« Der Soldat wendete sein Pferd und sprengte die Straße hinunter in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

»Eines Tages«, versprach Bessas, »werde ich diesem lausigen

Feigling die Hose herunterziehen und ihm mit der flachen Klinge den Hintern versohlen. Aber er untersteht nicht meinem Befehl, und es ist besser, die Angsthasen vor dem Kampf zu erkennen. Du!« kläffte er den anderen Soldaten an, der eben von seinem letzten Spähritt zurückkehrte. »Bist du ein Hasenfuß wie dein Kamerad?« Er erklärte ihm seinen Plan.

Der Mann erbleichte: »Verethraghna stehe uns bei – welch ein Einfall! Gleichwohl, mit dir gehe ich überall hin, Hauptmann Bessas.«

Myron saß ein Kloß in der Kehle. Weh mir, dachte er, ich bin kein schnellfüßiger Achilles; Raufereien wie diese machen mich irr vor Angst. Aber ich darf diese Ausländer nicht merken lassen, daß ein Hellene sich fürchtet.

Sie ritten die Talmulde hinauf, mußten aber bald absteigen, denn das Tal verengte sich zu einer Schlucht.

Bessas machte halt und lauschte.

»Der Totendämon möge diesen Wind holen!« fluchte er. »Man hört sich ja selbst nicht mehr denken. Aber ich glaube, da kommen Pferde… Was starrst du da an, Myron?«

»Dieses Insekt«, antwortete Myron. »So eines habe ich noch nie gesehen, und ich habe mich gefragt –«

Bessas knurrte gereizt und verdrossen. »Ahriman soll dich fressen! Da bist du nun im Begriff, um dein Leben zu kämpfen, und gaffst Insekten an! Bleibt hier, ihr zwei, und haltet die Pferde.«

Bessas sprang den Steilhang hinauf und nahm den starken mit Hirschsehnen bespannten Partherbogen zur Hand. Dann zog er eine Handvoll Pfeile hervor und steckte sie einen nach dem

anderen neben sich in die Erde. Um das linke Handgelenk schlang er eine Ledermanschette.

Eine Zeitlang lehnte er regungslos am Felsen. Der Wind pfiff durch die Spalten und ließ Gräser und Gebirgsblumen nicken. Die Pferde reckten die Hälse nach kargen Kräuterbüscheln.

Plötzlich richtete sich Bessas auf, spannte den Bogen und ließ los. Ein heiserer Aufschrei ertönte hinter der Wegbiegung. Er war noch nicht verklungen, als Bessas schon einen zweiten Pfeil aus dem Boden gerissen und abgeschossen hatte. Ein dritter und ein vierter folgten, danach trat eine Pause ein.

»Kommt herauf«, sagte Bessas.

Hinter der Biegung erblickte Myron drei Männer in zerfetzten Mänteln und Hosen, die auf dem Grund der Schlucht lagen. Jeder hatte einen Pfeil zwischen den Rippen. Die Pfeile hatten sie mit solcher Wucht durchbohrt, daß kaum mehr als die Befederung zu sehen war. Dunkelrote Flecken breiteten sich auf den Jacken der Krieger aus. Einer der Männer regte sich und stöhnte. Ihre Pferde waren ein Stück weit durch die Schlucht gelaufen und dann stehengeblieben, um zu grasen.

»Einmal habe ich danebengeschossen«, stöhnte Bessas. „Am hellichten Tag, auf eine Entfernung von weniger als zwanzig Schritten, schieße ich glatt daneben! Ich werde wohl alt. Andererseits kam da eine plötzliche Windbö und drückte den Pfeil zur Seite. Töte den, der noch am Leben ist, Soldat, und hilf mir, diese Pfeile herauszuziehen. Sie sind zu gut, als daß man sie vergeuden dürfte.«

Mit ehrfürchtiger Bewunderung stieß der Straßensoldat dem Verwundeten seinen Speer in die Brust. Myron zog schmerzlich

berührt den Kopf zwischen die Schultern, obgleich er wußte, daß dies so üblich war, daß die Gebirgsbewohner mit ihm genauso verfahren wären, und daß es ihm nicht zukam, Bessas vorzuschreiben, wie er sich in militärischen Fragen zu verhalten habe. Einigermaßen zittrig sagte er: »Dies waren die Männer, die uns den Rückweg abschneiden sollten. Und jetzt?«

»Das wirst du sehen«, antwortete Bessas.

Etwa eine Stunde lang folgten sie dem Baktrier über Stock und Stein. Dann blieb Bessas stehen. »Pst! Wir sind fast in Sichtweite. Bindet die Pferde an und kommt weiter, aber haltet euch geduckt. Vergiß nicht, was ich dir übers Anbinden gesagt habe, Myron –los!«

Wenig später schob Myron den Kopf vorsichtig über einen scharfkantigen Felsengrat. Vor ihm erstreckte sich ein sanft abfallender Hang. In einiger Entfernung stieg der Boden wieder an und endete an einem weiteren, etwas niedrigeren Grat. In der Ferne dahinter ragten blaue Berge.

Gleich jenseits dieses zweiten Felskammes drängten sich etwa dreißig Bergkrieger. Der Wind ließ die losen Enden ihrer Lumpengewänder flattern. Ein besser gekleideter Mann stand hinter ihnen auf einem Felsvorsprung und spähte, die Fäuste in die Hüften gestemmt, über den Kamm.

»Mir scheint, unsere Straße verläuft dort hinter dem zweiten Grat, und der Kerl mit dem Turban ist unser Mann. Soldat, ich werde mir diesen Halunken schnappen. Gib mir Deckung mit deinem Bogen, wenn ich zurückkomme, falls mir die anderen folgen. Myron, du nimmst meinen Bogen –«

»Ich verstehe nichts vom Bogenschießen, leider«, entgegnete der Grieche.

»O ihr Dämonen! Dann nimm den Speer. Sollte ich keinen Erfolg haben, piekst du ein paar dieser Lümmel, wenn sie heraufkommen. Vielleicht lassen sie dir dann Zeit, zu deinem Pferd zu fliehen.«

Bessas schnallte sich seinen Bogenkasten und den Schwertgurt ab und zog das Schwert mit dem Kristallknauf aus der Scheide. Er kletterte über den Felsengrat hinweg und ging den Hang hinunter, leichtfüßig von Stein zu Stein springend, auf die Gruppe der Stammeskrieger zu. Er wäre nicht zu übersehen gewesen, hätte sich nur einer von ihnen umgeschaut. Aber alle hatten ihm den Rücken zugewandt; die Bergkrieger starrten auf die Straße unter ihnen. Das Heulen des Windes übertönte sein Nahen.

Gelassen, als wäre er auch ein Krieger, der nur zu spät kam, trat Bessas von hinten an Puzur heran.

Kurz bevor er ihn erreicht hatte, drehte sich der Ouxier halb um und wollte etwas sagen. Mit einem Riesensatz stürzte sich Bessas auf ihn, umschlang ihn mit dem linken Arm und drückte ihn in einer bärenhaften Umarmung an sich. Gleichzeitig hob Bessas sein Schwert unter Puzurs Bart, daß die Schneide seine Kehle berührte. Puzur kreischte etwas auf Elamitisch,

Die Bergkrieger, die auf die erste Bewegung hin ihre Messer gezogen und nach Bogen und Speeren gegriffen hatten, erstarrten. Bessas bewegte sich rückwärts den Hang hinauf und schleifte Puzur mit sich, ohne die Schwertklinge von der Gurgel des Stammesoberhauptes zu nehmen.

»Soldat!« rief Bessas. »Gib mir etwas, womit ich diesen Schurken binden kann, und dann fang mir mit dem Lariat eines dieser Ponys ein, die hier herumlaufen.«

»Der Herr des Lichtes bewahre uns!« rief der Straßensoldat voller Staunen. »In dir ist Rustam wiedergekehrt!«

»Mag sein, doch spute dich jetzt, auf daß der Stamm sich nicht doch noch auf uns stürze.«

Am Nachmittag erreichten die Reisenden die nächste Poststation. Hier übergab Bessas seinen Gefangenen den Straßenwachen, obgleich Puzur empört aufschrie. »Du hast gesagt, du würdest mich nicht töten, wenn meine Männer dich nicht angreifen!«

»Ich töte dich ja nicht«, erwiderte Bessas. »Was der König tut, ist eine Sache zwischen dir und ihm. Myron, gib mir ein Stück von deinem Pergament und eine Feder.«

Myron holte sein Schreibzeug hervor und schnitt ein Stück von einer Pergamentrolle ab. Er füllte einen Becher mit Wasser, tauchte eine Rohrfeder hinein und rieb mit der Spitze kräftig an dem harten Tintenblock. Dann reichte er sie Bessas.

Der Baktrier drückte das Blatt an die Mauer des Wachhauses und schrieb seine Botschaft nieder. Buchstaben für Buchstaben, mit äußerster Konzentration. Die Feder zitterte in seiner mächtigen Faust. Beim Schreiben verzerrte er das Gesicht zu fürchterlichen, finsteren Grimassen und fuhr sich immer wieder mit der Zunge über den Schnurrbart. Geraume Zeit später, und nachdem die Feder viele Male erneut mit Tinte versehen worden war, überreichte er Myron den Brief mit einem erschöpften Seufzer.

»Glaubst du, er wird's lesen können?«

»So er die Augen des Argus und die Weisheit des Nestor

besitzt, vielleicht«, meinte Myron. Der Brief war ein kaum leserliches Gekritzel in Aramäisch.

> *BESSAS, SOHN DES PHRAATES, GRÜSST DEN TRUPPENFÜHRER OCHUS.*
>
> *Mit diesem Brief übersende ich dir den Gefangenen Puzur. Der Soldat wird dir berichten, wie er versucht hat, uns zu überfallen. Du siehst, es ist nicht so schwierig, diese Bergziegen zu fangen.*

Bessas versiegelte den Brief und sagte zu Myron: »Ich bereue nur, daß ich mir von dir habe ausreden lassen, mit Ochus zu wetten, daß ich es kann! Beim nächstenmal kümmerst du dich um Dinge, von denen du etwas verstehst.«

3

Das Tor der Götter

Am Abend des neunten Tages überschritten Myron und Bessas den Fluß Idide. Jenseits der Furt war die Straße mit breiten, flachen Ziegeln gepflastert, die in Asphalt eingelassen waren. Die Ebene vor ihnen war mit Palmen, Akazien, Tamarisken und Pappeln bewachsen, und dazwischen erhob sich Shushan, wie die Perser ihre zweite Hauptstadt nannten. Ihre von Festungen, Tempeln und Palästen gekrönten Hügel standen wie schwarze Schattenrisse vor dem blutroten Sonnenuntergang.

Eine gleichgültige Wache winkte sie durch das Persepolis-Tor herein. Die Dunkelheit senkte sich herab, als sie eine Allee hinaufritten; schließlich sagte Myron: »Hier biege ich ab, ich will zum Hause meines Freundes.«

»Ich bleibe bei dir, bis du dort bist«, sagte Bessas. »Wenn der König nicht hier ist, tanzen die Halsabschneider in den Straßen.«

Sie bogen in eine schmale, ungepflasterte Gasse ein, und die Hufe ihrer Pferde machten dumpfe, feuchte Geräusche auf dem lehmigen Boden. Tintenschwarze Dunkelheit umschloß sie. Geschmeidig schleichende Gestalten wichen vor ihnen aus, und ekelerregende Gerüche drangen ihnen in die Nase. Zu beiden Seiten ragten dicht beieinanderstehende Mauern hoch, so daß über ihnen nur ein schmaler Streifen des sternenhellen Himmels wie ein juwelenbesetzter Gürtel zu sehen war. Kein Licht

brannte, kein Laut war zu hören – bis auf das Knurren von Paria-Hunden, die sich um Abfälle balgten.

Als Myrons Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte er hin und wieder ein Fenster erkennen, klein und verrammelt und hoch oben in der Mauer oder eine kleine, aber massive Tür, tief eingelassen in eine uralte Mauer, an der stinkende Flüssigkeiten über Schichten von Moos, Schimmel und Schleim herabsickerten. Aus einem Fenster drang das Knurren eines wütenden Mannes, gefolgt von dem Klatschen einer Peitsche auf blankem Fleisch und dem Schrei einer Frau.

Nach einer weiteren Biegung sagte Myron: »Wir sind da.« Er stieg ab und klopfte.

»Wer ist da?« fragte eine Stimme hinter einem Guckloch.

Myron nannte seinen Namen. Die Tür öffnete sich, und ein kahlrasierter, in weißes Linnen gekleideter Mann rief: »Komm herein, Myron, ehe all das Nachtgewürm mit dir Einlaß findet.«

Myron band den kleinen Sack mit seinen Habseligkeiten vom Sattel seines Pferdes los. »Dies ist mein Freund Uni, der ägyptische Priester«, sagte er. »Und dieser Winzling hier ist Bessas aus Zariaspa.«

»Dein Diener«, sagte Uni.

»Gott schenke dir ein langes Leben«, antwortete Bessas. »Myron, ich mache mich auf zur Kaserne. Morgen muß ich diese Mähren abliefern und den weiteren Verlauf unserer Reise vorbereiten. Wenn du mich sonst nirgends findest, komm morgen abend zu Indabigas Taverne. Mithra möge dich beschützen!«

»Und auch dich«, antwortete Myron. »Morgen werde ich den

Tag in den Archiven verbringen, denn Unkenntnis ist für den Reisenden das gleiche wie Blindheit.«

Der Priester berührte Myrons Nase mit der seinen und rief seiner Frau zu, sie möge Speise und Trank für den Reisenden herbeischaffen. »Eintausendmal willkommen, mein alter Freund«, sagte er dann. »Was führt dich her, noch vor dem Großkönig und seinem Hofe?«

Myron vergoß ein kleines Trankopfer und labte sich dann in tiefen Zügen. Danach berichtete er, was sich zugetragen hatte.

»In viereinhalb Tagen«, staunte Uni. »Nur die Postreiter sind schneller.«

»Oimoi! Am Ende des ersten Tages fürchtete ich, ich würde sterben, und am Ende des zweiten hoffte ich es! Indes, seither bin ich zäher geworden. All die vielen Jahre hindurch habe ich ein zu weichliches Leben geführt.«

»Wie geht es in der Stadt der Perser?«

»Wie immer: Komplotte und Intrigen im Palast, persische Arroganz auf den Straßen, bäuerliche Unwissenheit auf dem Lande. Beim Weltenei der Orphiker, ich werde erst glücklich sein, wenn ich wieder in einer griechischen Stadt leben kann!«

»Hast du denn kein gutes Auskommen?«

»Doch, aber Abwechslung erfrischt die Seele. Gewiß, die persischen Edlen haben ihre guten Seiten. Sie sind allesamt tapfer, die meisten haben gute Manieren, und viele sind sogar ehrlich.

Das Dumme ist nur, man hat dort niemanden, mit dem man sich unterhalten kann. Ich höre nichts als Hofklatsch; allenfalls reden sie von der Jagd oder von dem großartigen Reiterspiel,

das sie ›Stock-und-Ball‹ nennen und das für sie ist, was für uns die Olympischen Spiele sind. Niemand hat Gedanken im Kopf, und wer doch welche hat, wird für verrückt gehalten. *Pheu!«*

»Du brauchst eine Frau«, stellte Uni fest.

»Du meinst, ich brauchte einmal eine. Aber versuche doch einmal, eine zu finden, wenn du in einer fremden Stadt lebst, in der es nur eine Handvoll von deinesgleichen gibt! Ja, vor fünfzehn Jahren, als ich die Dreißig eben hinter mir gelassen hatte, da umwarb ich die Tochter des Erithreers Pythonax hier in Shushan. Pythonax hatte auch eingewilligt, aber seine Tochter wollte nichts davon hören. Sie sagte ihm, ich sei alt und langweilig, und, was das Schlimmste sei, ich dächte ständig nach! Ich kam zu dem Schluß, daß die Götter es vorzogen, mich Witwer bleiben zu lassen, und inzwischen, beim Hund, habe ich mich an mein Junggesellendasein gewöhnt. Ich bin dem gierigen Verlangen und der Lust, die die Körper der Sterblichen auszehrt, nicht mehr so stark unterworfen wie noch vor zwanzig Jahren.«

»Was sind deine Pläne?«

»Wenn ich diese Reise überlebe, werde ich um die Erlaubnis ersuchen, nach Miletos heimkehren zu dürfen.«

»Wie ich höre«, wandte Uni ein, »ist Miletos voll von Kariern, um die versklavten Milesier zu ersetzen.«

»Es werden nach und nach schon ein paar echte Milesier zurückgekommen sein. Die Hoffnung auf eine zukünftige Rückkehr ist jedenfalls einer meiner Gründe für diese Reise.«

»Was meinst du damit?«

»Ich habe kein Verlangen danach, bloß als einer von vielen wandernden Griechen nach Ionia zurückzukehren, die als

Schulmeister für die Söhne irgendwelcher Edlen ein paar Shekel zusammengekratzt haben. Dann wäre ich doch ebenso ein Niemand wie jetzt. Aber laß mich zurückkommen als ein Mann, der fremde Lande gesehen hat, wie keines Hellenen Auge sie je geschaut …«

Uni schürzte die Lippen. »Mir scheint doch, daß du da ein hohes Risiko eingehst, um zu einem zweifelhaften Ziel zu gelangen. Ich würde lieber in der Betrachtung der unsterblichen Götter die geistige Vervollkommnung suchen.«

»Wenn es dir gefällt; aber in alle Ewigkeit denselben Herren zu dienen, das ist ermüdend. Siehst du denn nicht, Mann, daß ich vielleicht sogar die Frage werde klären können, ob die Erde nun eine flache Scheibe ist, wie Thaies sagt, oder ein Zylinder, was Anaximandros behauptet, oder aber bootförmig, wie es die Babylonier glauben!«

»Alles zweifellos hoch interessant; aber sieh dich vor, daß du bei deiner Suche nicht über die Kante fällst.«

»Mit der Gefahr überwindet man sogar die Gefahr«, versetzte Myron. »Und, wie Herakleitos sagt, wer nichts erhofft, gewinnt auch nichts.«

»Ich muß dir Briefe an einige meiner Kollegen in Ägypten mitgeben, denn nächst einer wohlgefüllten Börse ist das Beste für einen Reisenden in fremdem Land immer noch eine gute Empfehlung. Doch da wir von Börsen sprechen: Wie sollen dir denn deine Wanderschaften handfesten Reichtum einbringen? Auf Xerxes' Dankbarkeit würde ich nicht zählen. Der Zorn eines Königs überdauert wie die Berge, doch seine Gunst gleicht dem Tau auf den Wiesen.«

»Da hast du recht. Aber vielleicht werde ich Erkenntnisse gewinnen, und die sind wertvoller als Dariken. Mein Meister Herakleitos pflegte zu sagen: Die meisten Menschen könnten ebenso gut blind und taub sein, so wenig begreifen sie das, was sie umgibt. Willst du Weisheit erringen, sagte er, so gehe umher, sieh die Dinge mit eigenen Augen und unterwirf die Eindrücke, die du so gewinnst, der göttlichen Macht der Vernunft. Und warum soll nicht ich der Mann sein, der Herakleitos' Rat in die Tat umsetzt?«

Später spielten sie den »Heiligen Weg« auf einem schmalen Brett mit drei mal zwölf Feldern. Schließlich warf Myron den länglichen Würfel, rief »Vier!« und nahm Unis letzte Figur.

»Seteh soll deine Knochen zerfressen!« rief der Kahlgeschorene aus. »Bei den Strahlen des Amon-Ra, du hast diesen Würfel verhext.«

»Mein lieber Uni«, entgegnete Myron, »schau doch selbst nach.« Er hielt den Würfel in die Höhe. »Es ist dein eigener, tadelloser Würfel, nicht etwa ein abgeflachter, den ich mit geschickten Fingern gegen den deinen ausgetauscht hätte.«

»Wohlan, aber ein gerissener Mann könnte den Fall auch eines tadellosen Würfels lenken.« Der Ägypter leerte seinen Becher mit syrischem Wein und gähnte. »Beim nächstenmal werden wir Tjau spielen, und dann werde ich siegen. Doch jetzt sollte ich schlafen gehen.«

Am nächsten Morgen kämpfte Myron sich seinen Weg durch das Gewimmel der Straßen zum Nordhügel, wo der Palast Darius' des Großen stand. Myron erstieg die Treppe zum Gipfel

des Hügels. Oben angekommen, beschwatzte er die Türsteher, ihn in die königliche Bibliothek einzulassen. Der Bibliothekar, der Myron aus alten Zeiten als achtbaren Bücherwurm kannte, begrüßte ihn freundlich.

In der Daduchidenvilla zu Shushan schritt unterdessen Zopyrus, Sohn des Bagabyxas, rastlos auf und ab, während er seinem Besucher zuhörte, einem frischgesichtigen jungen Vetter aus der Kaserne.

»Es gibt nicht den geringsten Zweifel«, sagte dieser eben, »daß es sich um Bessas, Sohn des Phraates, handelt. Wer sonst kommt brüllend hereinmarschiert, wirft die Leute mit einem spielerischen Schlag auf den Rücken zu Boden, trinkt die halbe Tagesration Wein der ganzen Truppe auf einen Zug aus, bricht dem Kommandanten in einem freundschaftlichen Ringkampf das Schlüsselbein und schnarcht dann die ganze Nacht hindurch wie sieben Donnerwetter?«

»Du hast mich überzeugt, Vetter, wenngleich ich nicht sehe, wie er – aber sei's drum. *Sklave!* Laufe mir zum Hause des Babyloniers Ardigula und hole ihn her. Ich habe einen Auftrag für ihn.«

Die Sonne hatte den Meridian überschritten, als der Sklave zurückkam, begleitet von einem kleinen, mausartigen Mann, der in einen Kamelhaarumhang und ein großes Tuch gehüllt war. Das Männchen glitt herein, verneigte sich tief vor Zopyrus und berührte seine eigene Nasenspitze. »Gott vergrößere deinen Reichtum und deine Familie«, sagte er auf Aramäisch.

Zopyrus streckte ihm seine Hand zum Kuß entgegen, schickte

seine Diener hinaus und schloß eigenhändig die Tür. Die beiden besprachen sich lange und ernsthaft. Schließlich kratzte sich das Männchen und sagte: *»Ari!* Du treibst harten Handel, mein Herr.

Es wäre einfacher gewesen, hätten Hoheit gestern mit mir gesprochen, ehe der Herr Sataspes Shushan verließ.«

»Das ließ sich aber nicht machen«, erwiderte Zopyrus. »Gestern hatte ich dich noch nicht gefunden. Willst du sagen, du kannst Sataspes nicht mehr einholen?«

»Doch, doch; da gibt es schon Wege. Ich werde Kobolde aus dem sonnenlosen Norden beschwören… Aber gib erst meiner ehrenwerten Wenigkeit das Geld, damit ich mich an die Arbeit machen kann. Er, dem ich diene –« er machte eine ehrfürchtige Gebärde gegen die Erde »- wird die Ehre der Daduchiden schützen. Er wird meinen Herrn nicht im Stich lassen. Was nun Bessas betrifft, den Baktrier – das ist so einfach, als sollte ein Fisch im Badezuber gefangen werden.«

Myron trieb Bessas in der Taverne des Indabigas auf. Diesmal gelang es ihm nicht, den baktrischen Hünen zum Gehen zu bewegen, ehe er sich nicht zu ihm gesetzt und mit ihm getrunken hatte, bis ihm die Sinne zu schwinden drohten. Bessas improvisierte:

»Als ich ein Knabe war, da sprach mein Lehrerlein:
›Verschwende nicht dein Geld für Fröhlichkeit und Wein!‹
Doch Diebe stahlen das Gold, das ich sparte,
derweil, was ich ausgab für Wein, ist immerdar mein!«

Schließlich ließ er sich doch fortschleifen. Zusammen gingen sie zum Flusse Khavaspa hinunter. Der zunehmende Mond hing hoch am Himmel. Bessas sang weiter.

»Sieh den Mond, wie er schwindet und schwillt.
Ein Gott soll er sein, doch ich glaub' nicht, daß es gilt.
Einen Teller warf die Göttin nach ihrem Gemahl,
und der kreiset nun immerdar, blinkend so mild.«

»Du solltest diese Verse niederschreiben, alter Junge«, meinte Myron. »Sie könnten deinen Namen der Nachwelt überliefern.«

»Nein! Das wäre harte Arbeit; es würde mir den Spaß verderben. Die Nachwelt kann sich ihre Verse selber machen.« Als sie an die Mauer gekommen waren, hinter der man den Khavaspa fließen sehen konnte, sprach Bessas weiter.

»Was hast du heute zustande gebracht?«

»Ich habe ein paar neue Einzelheiten über unsere Route ausgegraben. Und du?«

»Ich habe – pst!«

»Was ist denn?«

»Mir war, als hörte ich jemanden… Sei dem, wie es sei – ich habe dafür gesorgt, daß wir bis Babylon kommen. Mindestens.« Bessas bekam einen Schluckauf.

»Wie?«

»Ich habe einen Freund im Postdienst, dessen nächster Einsatz morgen stattfinden sollte. Nun liegt er an einer Erkältung darnieder, und sie haben keine Ersatzfahrer für die Postkarren,

die von hier nach Babylon fahren. Der Postmeister sagte, ich könne den Wagen anstelle meines Freundes –«

Zwei Schatten lösten sich von den Häusern an der Landseite der Promenade und liefen auf die beiden zu.

»Vorsicht, Messer!« rief Bessas.

Myron glotzte einen Herzschlag lang, dann riß er seinen Mantel herunter, warf ihn als Schild um seinen linken Arm und suchte sein Messer herauszuziehen. Stoff riß, als der Mann sich auf ihn stürzte, und seine Klinge schimmerte im Mondlicht. Myron warf dem Angreifer seinen Mantel über den Kopf und trat zu. Grunzend wich der Mann zurück und riß sich den faltenreichen Wollstoff herunter. Myron hatte jetzt endlich sein Messer herausbekommen und stieß zu, so daß der Angreifer weiter zurücktaumelte.

Als er am Kopf des Mannes vorbeischaute, sah Myron, was dem anderen Angreifer widerfuhr. Der Mann stürzte mit ausgestrecktem Kurzschwert auf Bessas zu. Auch Bessas schien einen Augenblick lang zu zögern. Dann tat er einen mächtigen Satz, der ihn vier Fuß hoch auf die Mauer zwischen Promenade und Fluß trug.

Myron erwartete, den Baktrier ins Wasser stürzen zu sehen. Statt dessen aber balancierte der mächtige Mann leichtfüßig wie ein Tänzer, wirbelte auf dem Zehenballen herum und riß sein langes Reiterschwert heraus. Als der Angreifer gegen ihn anstürmte, wirbelte die Klinge in einem Doppelkreis herum. Mit dem ersten Streich durchtrennte sie das Handgelenk mit dem Kurzschwert, mit dem zweiten hieb sie zwischen Schulter und Hals.

Der Mann brach mit einem heiseren, würgenden Schrei zusammen. Bessas sprang von seiner Mauer herunter und lief auf Myron zu. Myrons Gegner, der noch immer versuchte, Myrons Deckung zu überwinden, wandte sich ab und rannte davon. Bessas setzte ihm nach, doch der Mann verschwand. Bald kam Bessas zurück.

»Ist in eine Gasse geschlüpft und hat mich abgehängt«, grollte er. »Mal sehen, wie es diesem *drujhier* geht.«

Er drehte den toten Angreifer auf den Rücken. »In diesem Licht kann ich es nicht mit Sicherheit sagen, aber ich glaube nicht, daß ich ihn kenne. Du?«

Myron war außer Atem. »Nein, ich auch nicht«, sagte er. Vergeblich suchten sie nach einem Hinweis auf die Identität des Toten.

»Wir sollten ihn uns vom Halse schaffen", meinte Bessas, »sonst schleift die Wache uns vor Gericht, und wir können ein Jahr damit zubringen, uns gegen die Mordanklage zu verteidigen, statt nach Kush zu reisen. Nimm du sein Schwert.«

Bessas packte den Toten mit der einen Hand beim Kragen und mit der anderen beim Gürtel; er hob ihn auf, schleuderte ihn im Kreis herum und ließ ihn über die Mauer fliegen. Klatschend tauchte der Leichnam in den Fluß und ließ das Spiegelbild des Mondes zu silbernen Scherben zerbersten. Die abgetrennte Hand warf Bessas hinterdrein. Wachsam spähte er nach links und rechts.

»Jetzt werde ich in das Land des Schweigens verbannt, weil ich fließendes Wasser verunreinigt habe«, sagte er leise. »Aber mein *fravashi* sagt mir, dies waren keine gewöhnlichen

Straßenräuber. Wahrscheinlich waren es Zopyrus' Kreaturen, genau wie Puzur. Gehen wir nach Hause.«

Zopyrus war am nächsten Morgen in der Daduchidenvilla außer sich: »Nun, Meister Ardigula, was hast du zu deiner Entlastung vorzubringen?«

Der Babylonier spreizte die Hände. »Nimm es dir nicht so sehr zu Herzen, mein Meister«, antwortete er. »Es ist nur ein zeitweiliger Rückschlag. Es hat mich einen guten Mann gekostet zu erfahren, daß Bessas Schutzgeist, sein *fravashi,* wie ihr es nennt, außergewöhnliche Kräfte besitzt und durch mächtigen Zauber gebannt werden muß –«

»Wie willst du seinen Schutzgeist außer Kraft setzen, wenn er auf dem Weg nach Babylon ist?«

»Fürchte nichts, edler Herr. Dein Sklave wird mit seinen Gefährten in jener Stadt Verbindung aufnehmen, auf die gleiche Weise, wie ich es schon bei Sataspes getan habe.«

»Und wie geht das vonstatten?«

»Mit einem geheimen Zauber, der in meiner Familie schon seit den Tagen vor der Flut vom Vater auf den Sohn vererbt worden ist. Da indes sieben seltene Zutaten erforderlich sind, solltest du mir besser noch einen weiteren Dareikos geben –«

»Keinen Kupferpfennig sollst du haben, Abschaum!« entgegnete Zopyrus. »Du kennst unsere Abmachung.«

»Ach, guter Herr, zu gut kenne ich sie! Also schön, ich will sehen, was ich mit billigen Ingredienzen zustande bringe; aber gib mir dann nicht die Schuld, wenn –«

»Hier, nimm schon«, knurrte Zopyrus und warf ihm eine

schwere Goldmünze zu. „Aber mehr gibt es nicht, hast du verstanden?«

»Ich wußte, daß mein Meister ein Einsehen haben würde. Mögen die Erdgeister uns beistehen!«

Als Ardigula in seiner Wohnung angekommen war, ging er, vor Wut über Zopyrus' Arroganz an seinen Fingerknöcheln nagend, zu seinem Schrank und nahm Schreibwerkzeug heraus. In einer winzigen Handschrift verfaßte er einen Brief auf einem Stückchen Papyrus, das kleiner war als seine eigene Handfläche. Die Schrift würde jedem Perser, Elamiten oder Babylonier, dem sie etwa in die Hände fiele, unverständlich bleiben. Uni aber, der Priester, der den religiösen Bedürfnissen der kleinen Ägypterkolonie zu Shushan diente, hätte sie mühelos lesen können, denn es war die demotische Schrift der Ägypter.

Ardigula rief seinen Diener herbei und sagte: »Hole mir einen von Labashis Vögeln, aber einen starken.«

Kurz darauf erschien der Diener wieder; seine Hände bargen eine graue Taube. Ardigula rollte dem Vogel den Papyrusstreifen um das Bein, band ihn mit einem Stück Bindfaden fest und sicherte ihn mit einem Tropfen Gummi. Dann stieg er aufs Dach und warf den Vogel in die Luft. Die Taube kreiste dreimal über der Stadt und flog dann gen Westen davon.

Ardigula begab sich zu seinem Schrank zurück und machte sich daran, die Pulver für eine mächtige Beschwörung zu mischen; sie, so dachte er, würde ihre Wirkung auch ohne die Taube tun, wie andererseits die Taube ohne den Zauber das Ziel erreichen würde. Aber warum ein Risiko eingehen?

Die Nacht lag wie ein diamantenbesetzter schwarzer Mantel über der endlosen Ebene des Euphrat. Der Wüstenwind ließ die Blätter der Dattelpalmen rascheln, die in endlosen Kolonnen an den Ufern der Bewässerungskanäle standen, aufgereiht wie die Unsterblichen des König Xerxes.

Auf der königlichen Straße, die von Shushan heranführte, kam in munterem Trab ein von zwei Maultieren gezogener Wagen heran. Die Nagelköpfe, mit denen die bronzenen Räder beschlagen waren, rumpelten auf dem Ziegelpflaster. Zuweilen klang das Rumpeln gedämpft, wenn der Wagen ein Stück weit über Treibsand rollte.

Der Mond beschien Bessas' hohe Gestalt; der Riese hielt die Zügel, während der kleinere Myron auf einer Gepäckrolle saß, den Rücken an die Seitenwand des Wagens gelehnt. Er kaute an einem harten Kuchen. Weitere Säcke und Rollen mit Gerätschaften, darunter auch ein königlicher Postsack, türmten sich auf dem Boden hinter den gespreizten Beinen des Kutschers.

Als sich der Wagen der neun Meilen weit vor Babylon gelegenen Stadt Kish näherte, rückten die bebauten Äcker dichter zusammen, und die Häuser wurden zahlreicher; einige drängten sich zu kleinen Dörfern.

Als der Wagen in eines dieser Dörfer kam, erwachte die Dunkelheit zum Leben. Aus zwei einander an der Straße gegenüberstehenden Häusern stürzten Männer hervor. Zwei trugen Fackeln in der Hand, deren gelber Schein die Finsternis zerriß.

Die Fackelträger warfen sich vor das Gespann und reckten den Tieren ihre Feuerbrände entgegen. Die Maultiere scheuten und bäumten sich auf.

Weitere Männer eilten von rechts und links herbei. Ein paar langten nach dem Maultiergeschirr, andere nach den beiden auf dem Wagen.

»Mithra zerschmettere euch!« brüllte Bessas. Sein rechter Arm flog in die Höhe, und die lange Peitsche knallte wie ein Donnerschlag. Einer der Fackelträger ließ seinen Brand fallen und hastete kreischend davon, beide Hände auf das Auge gepreßt.

Die anderen drängten sich weiter heran. Nur noch wenige Schritte, und sie würden über den Wagen und seine Insassen herfallen.

Wieder knallte die Peitsche. Auch die zweite Fackel wurde ihrem Träger aus der Hand gerissen und wirbelte in einem Funkenregen durch die Dunkelheit.

Ein Lariat zischte durch die Finsternis heran, und seine Schlinge senkte sich über Bessas' Schultern. Der riesige Baktrier klammerte sich an die Vorderwand des Wagens, und Myron, der sich auf die wackligen Beine erhoben hatte, hob das Schwert, das er dem Meuchelmörder in Shushan abgenommen hatte, und tat damit einigermaßen blindlings einen wilden Streich.

Das Lariat fiel zerschnitten herunter, und Myron schrie: *»Iai!«*

Bessas fand sein Gleichgewicht wieder und peitschte mit rasender Wucht auf die Maultiere ein. Sie brüllten auf und sprangen voran. Der Ruck brachte Myron aus dem

Gleichgewicht; er ließ das Schwert auf den Wagenboden fallen und mußte sich mit beiden Händen an der Seitenwand festhalten, um nicht hinunterzustürzen. Mehrere Angreifer, die den Wagen erreicht und die Seitenwände erfaßt hatten, wurden auf die Straße geschleudert. Einer kreischte auf, als ihm ein Rad den Fuß zermalmte.

Bessas rief: *»Yâ ahî!«* und die Maultiere sprengten in wildem Galopp davon. Hinter ihnen schrumpften die Fackeln am Boden zu rötlichen Punkten, und die schattenhaften Gestalten der Wegelagerer verschmolzen mit der Dunkelheit. Noch einmal übernahm die Nacht das Regiment.

Am östlichen Arm des Euphrat, neun Meilen hinter Kish, ragte das mächtige Babylon auf – Bâb-ilâni, das Tor der Götter, die Hauptstadt der Welt, der Mittelpunkt des Universums. Für Myron, der sich ihr in der Nacht näherte, erschien sie wie eine unermeßliche kantige Masse – geheimnisvoll, grenzenlos, überwältigend.

Er war zwar schon hier gewesen, aber gleichwohl erweckte der Anblick der Stadt in ihm eine merkwürdige Mischung aus Ehrfurcht, Abscheu und Faszination. Sie war so ganz und gar anders als die hellen kleinen Städte in Ionien mit ihren Theatern, ihrer straffen Staatsorganisation und ihrem intensiven politischen Leben.

Zwar war Babylon geordneter angelegt als jegliche griechische Stadt, aber ein echtes Staatsleben gab es hier nicht, und so war es auch, im strengen griechischen Sinne des Wortes, keine richtige Stadt. Hunderttausende von Menschen lebten hier, die sich für die Regierung ihrer Stadt nur insofern interessierten, als

es darum ging, die Polizei zu meiden und die Steuereintreiber übers Ohr zu hauen. Das alles erinnerte Myron an das wimmelnde Leben, das man gelegentlich unter einem flachen Stein finden konnte.

Ein paar nadelkopfgroße, rötliche Lichtpunkte glimmten auf den turmhohen Stadtmauern, wo persische Wachen mit ihren Fackeln auf und ab gingen. Diese Mauern hatten einst zu den Wundern der Welt gehört. Jetzt waren sie zum Teil eingerissen. Zur Strafe für den babylonischen Aufstand hatte König Xerxes mehrere Abschnitte schleifen lassen. Was übriggeblieben war, stand zwar immer noch als machtvolles Denkmal des großen Nebuchadrezzar da, aber zur Verteidigung war es nutzlos.

Bevor der Wagen die äußere Stadtmauer erreicht hatte, ragte im Mondschein eine Reihe von Kreuzen am Straßenrand auf. An diesen Kreuzen hingen die Leichen von Missetätern in verschiedenen Stadien der Verwesung. Myron hielt sich die Nase zu, bis die Stelle hinter ihnen lag.

Als sie das Tor in der Außenmauer durchfuhren, winkte die Wache ihnen nur zu. Etwa zweitausend Schritte weit rollten sie auf der Zababa-Straße durch ausgedehnte Vororte und über einen Kanal. Hin und wieder erschien ein kleines Viereck mit gelbem Licht in den schwarzen Häuserfassaden, wo das kleine, beleuchtete Fenster einer hochgelegenen Kammer auf die Straße hinausblickte. Davon abgesehen lagen die Vororte im Dunkeln. Ab und zu drückte sich die Gestalt eines nächtlichen Streuners verstohlen beiseite und verschwand, als der Wagen näherkam.

Dann erhob sich jenseits des Wassergrabens die noch mächtigere innere Mauer. Der Gestank von stehendem Wasser stieg Myron in die Nase, als sie dröhnend über die Holzbrücke

rumpelten. Am Zababa-Tor ließ die Wache sie anhalten, und die Soldaten betrachteten im Fackelschein den goldenen Adler, der auf einem Holm am Wagen thronte, und die goldenen Flügelscheiben an den Seiten des Wagens, bevor sie ihnen winkten, weiterzufahren.

»Ich glaube, die Poststation befindet sich in der Zitadelle«, sagte Myron. »Halte dich rechts; da führt eine diagonale Straße am Kanal vorbei…«

In der Stadtmitte war es heller. Der Wagen holperte an Weinschänken und Bordellen vorbei, die bis tief in die Nacht hinein geöffnet waren. Wohnhäuser mit drei oder vier Stockwerken ragten rechts und links empor wie schwarze Klippen.

Eine halbe Stunde nachdem sie die innere Mauer durchfahren hatten, saßen sie in der Amtsstube Earimuts, des Hauptschreibers des Postmeisters von Babylon. Earimut war in einen alten Mantel gehüllt, Haar und Bart waren ungekämmt.

»Wir haben diesen Wagen erst morgen erwartet«, sagte er.

Bessas zuckte die Achsel. »Bei Sonnenuntergang waren wir so gut vorangekommen, daß ich keinen Grund sah, nicht weiterzufahren. Besagt nicht das Motto des Postdienstes: Uns hindert nicht Schnee noch Regen, nicht Hitze noch die Finsternis der Nacht?«

Earimut gähnte. »Und die Maultiere schäumen. Auch wenn du nur ein Ersatzfahrer bist, solltest du klug genug sein, zu wissen, daß man die kostbaren Tiere der Regierung nicht hetzen darf.«

»Hetzen – ach was!« platzte Bessas heraus. »In der Nähe von

Kish hat man uns überfallen. Was erwartest du da – daß ich mich hinsetze und mit den Räubern Würfel spiele?«

»Überfallen!« wiederholte Earimut. *»Ari!* Das ist eine ernste Sache. Erzähle mir, was geschehen ist.«

Als Bessas berichtet hatte, sagte Earimut: »Nun wohl, dann werden wir deine Eile entschuldigen. Kanntest du diese Schurken? Wir müssen Soldaten aussenden, damit sie nach ihnen suchen.«

»Es ging so schnell, daß ich vermutlich nicht einmal meinen eigenen Bruder erkannt hätte – selbst bei Mondschein«, antwortete Bessas.

»Warte hier«, sagte Earimut. Als der Babylonier zurückkehrte, fuhr er fort. »Die Soldaten sind unterwegs. Und jetzt, Meister Bessas, zu diesem anderen Mann, diesem Hellenen, der mit dir gekommen ist. Nirgends findet sich eine Vorschrift, die dir gestattet, private Fahrgäste mitzunehmen. Was hast du dazu zu sagen?«

»Der Postmeister Haraspas in Shushan meinte, es sei zulässig, weil sie dringend einen Fahrer brauchten und wir einen Wagen. Überdies sind wir beide im Auftrag des Königs unterwegs. Streite du darüber mit Haraspas, nicht mit mir.«

Earimut schnalzte erregt. »Es ist nicht recht, die Vorschriften in dieser Weise zu verdrehen. Haraspas wird noch Schwierigkeiten bekommen. Aber ich habe zu viele andere Sorgen, als daß ich diese Angelegenheit jetzt mit Nachdruck verfolgen könnte; ich wünsche dir deshalb eine gute Nacht –«

»Noch eines«, unterbrach Bessas. »Mein Sold.«

»Komm morgen früh –«

»Nein. Sofort, mein Freund! Morgen früh sind wir vielleicht schon unterwegs nach Ägypten.«

»Oh, also gut; obgleich ich dein Verhalten rücksichtslos finde. Willst du Gerste, Weizen oder Wein?«

»Silber. Ich bin unterwegs in ferne Länder, und ich kann nicht die Ernte eines Jahres auf dem Rücken mit mir schleppen.«

»Silber? Aber lieber Hauptmann Bessas, so geht das nicht! Silber ist knapp, und alle Zahlungen ergehen in Naturalien. Überdies wird das Fahrgeld für Meister Myron einen Abzug erfordern –«

»Möge Ghu dich bei lebendigem Leibe häuten und in Salz tauchen!« Bessas nahm den Postsack in die eine Hand und ergriff mit der anderen die Lampe. »Hier habe ich die amtliche Tagespost von Shushan für Babylon. Ich werde jetzt bis zehn zählen, und wenn ich dann nicht meinen vollen Shekel in Silber habe, dann werde ich die Sendungen verbrennen, eine nach der anderen. Du kannst dich entscheiden.«

»Du – würdest die Post des Königs verbrennen?« Earimuts Augen quollen aus ihren Höhlen.

»Aber ja, und wenn du deine Männer rufst, werde ich alles auf einmal verbrennen und mir dann den Weg freihauen.« Bessas zog einen Brief hervor und blinzelte im gelben Lampenschein. »Dieser hier ist für – hmm – General Pacoras, den Kommandanten der Garnison. Eins – zwei – drei –«

»Halt ein, Wahnwitziger! Hier ist dein Geld, und möge sich dein Kanal mit Sand füllen! Ganz gewiß wird dieses Amt dich niemals wieder als Fahrer einstellen – nicht, solange ich atme.«

»So ist's besser. Und jetzt suchen wir uns eine Pritsche.«

Bessas grinste Myron an. »Mach kein so entsetztes Gesicht, Lehrer«, sagte er auf Griechisch. »Man muß fest auftreten gegenüber diesen Beamten.«

Die Kaserne in Babylon war wie überall in den großen Städten des Reiches – von außen eine Reihe von würfelförmigen, schmucklosen Ziegelbauten, von innen schmutzig und trist. Bessas' Status als dienstbefreiter Offizier gab ihm das Recht auf ein eigenes Zimmer und einen Sklaven im Offiziersquartier. Da er und Myron sich ohne Bedienstete behalfen, konnten sie sich das Zimmer teilen; es war nicht größer und luxuriöser als die Kammer, die Myron in Persepolis gemietet hatte.

»Der König findet«, erklärte Bessas, »daß ein luxuriöses Quartier Offiziere wie Mannschaft nur zur Trägheit verleitet. Lieber ist es ihm, sie verbringen ihre dienstfreie Zeit unter freiem Himmel – vorzugsweise bei herzhafter Leibesertüchtigung wie Wettlauf, Jagd oder Stock-und-Ball. *Yâ ahî!*« Er ließ sich einen imaginären Schläger um das Handgelenk wirbeln.

Am nächsten Morgen verließen Myron und Bessas die Kaserne und schlängelten sich durch zahllose Gassen und Durchgänge, zum mächtigen Ishtar-Tor.

Dieses kolossale Portal an der Nordseite der inneren Mauer bestand aus einem riesigen viereckigen Ziegelturm, siebzig Fuß hoch. Der Prozessionsweg führte durch einen Bogen in diesen Turm, der von zwei Paar gewaltigen, bronzeverstärkten Holztoren verschlossen wurde. Nördlich des eigentlichen Tores, die Straße flankierend, standen zwei hohe, schlanke Türme, und noch weiter nördlich, als erste Verteidigungslinie, zwei weitere kleinere.

Das gesamte Gebäude war mit emaillierten Ziegeln verkleidet – die Türme tiefseeblau und das Mauerwerk dazwischen grasgrün und zartrosa. Jeden Turm schmückten in mehreren senkrechten Reihen Stiere und Drachen in flachem Ziegelrelief, deren finstere Blicke feindselige, übernatürliche Kräfte von der Stadt fernhalten sollten. Die Tiere wechselten von Reihe zu Reihe, ebenso wie ihre Farben. Die Hälfte war strahlend weiß, Klauen, Hufe, Mähnen und andere Teile glänzten dagegen golden; die andere Hälfte erstrahlte in einem satten Rötlichbraun, und die entsprechenden Partien waren blaugrün. Oben zogen sich Reihen von leuchtenden Rosetten um die Türme hin.

Myron und Bessas schlenderten um diesen gewaltigen Bau herum und gingen dem Verkehr, der hier ein- und ausströmte, aus dem Weg. Sie achteten nicht auf die Krüppel: Leute, die irgendwelcher Verbrechen überführt und dann von Xerxes' Richtern ihrer Augen, Hände oder Füße beraubt worden waren und nun am großen Tor hockten und bettelten.

Myron richtete seine Aufmerksamkeit auf einen Sirrush in Augenhöhe und zog seine Schreibutensilien hervor.

»O Bessas«, sagte er. »Du wirst niederknien müssen.«

»Warum?«

»Wir brauchen ein paar Zeichnungen von diesem Drachen, und ich habe keinen Tisch, auf den ich mein Pergament legen könnte. Also wird mir dein breiter Rücken diesen Dienst erweisen müssen.«

»Ja, da soll man doch mein Fell zu Schuhleder gerben, wenn das keine feine Beschäftigung für einen vornehmen Arier ist!«

brummte Bessas. Aber er kniete nieder.

Das Relief war ungefähr fünf Fuß lang und vier Fuß hoch. Der schlanke weiße Leib und die Vorderbeine glichen denen eines Leoparden, nur daß der Körper mit Echsenschuppen bedeckt war. Die Hinterbeine mündeten in den Klauen eines Raubvogels. Ein langer Schweif, der aussah wie der Schwanz einer Katze, endete in einem kleinen Skorpionstachel, und auf einem schlanken, schuppigen Hals saß ein kleiner Schlangenkopf.

Über dem großen, runden, schwarzen, glänzenden Auge ragte ein spitzes goldenes Horn auf. Myron vermutete, daß hier ein Horn, wie es auch bei den Stieren der Fall war, in künstlerischer Weise zur Darstellung von zweien diente, denn das Tier war im Profil zu sehen. Hinter dem Auge befanden sich mehrere vorstehende Anhängsel: eine lockige Krone wie bei manchen Vogelarten sowie baumelnde, lappenartige Teile. Eine gespaltene Zunge umspielte das Schuppenmaul des Tieres. Zunge, Hautlappen, Mähne und Klauen wie auch das Horn waren in gelbem Gold ausgeführt.

»Brauchst du den ganzen Tag?« beschwerte sich Bessas.

»Vielleicht. Frohlocke, denn es geht dir jetzt nicht schlechter, als wenn du vor dem Apadana strammstehst, und hier dienst du einem nützlicheren Zweck.«

Als sie schließlich fertig waren, spazierten die zwei durch das Ishtar-Tor auf dem Prozessionsweg nach Süden. Zu beiden Seiten strichen lebensgroße Löwen in Reliefs aus leuchtend bunt glasierten Ziegeln über die Wände, die die Straße säumten; rotmähnige gelbe Löwen wechselten sich mit gelbmähnigen weißen Löwen ab.

Sie mußten Kutschen, Ochsenkarren und Kamelkarawanen ausweichen. Manche Kamele waren, um die Räude zu kurieren, kahlgeschoren und mit Pech aus Id schwarz beschmiert worden, so daß sie aussahen wie Tiere aus Asphalt.

Die babylonischen Menschenmassen in ihren langen Tuniken und den gestrickten Mützen mit den baumelnden Zipfeln waren durchsetzt von behosten Persern und anderen Ariern, von kahlgeschorenen Ägyptern, von Syrern mit hohen, spiralförmigen Hüten, von Arabern in fließenden Umhängen und Gewändern, von Judäern in weiten Mänteln, von gestiefelten Sakas mit spitzen Kapuzen, von turbantragenden Karduchiern, von Armeniern mit ihren Filzmützen und Griechen mit ihren breitrandigen Hüten sowie von Leuten im Gewand noch fernerer Länder. Bettler winselten, Lustknaben zwinkerten, Händler preisten ihre Waren an und Zuhälter priesen die Schönheit und Sauberkeit ihrer Mädchen. Persische Soldaten schlenderten paarweise umher und stießen alle anderen arrogant beiseite.

»Menschen, Menschen, Menschen!« grollte Bessas und pflügte sich seinen Weg durch Scharen von Beamten und Händlern, Soldaten und Sklaven, Bauern und Prostituierten. »Mir ist, als erstickte ich unter all den Menschen.«

Hin und wieder fing Myron einen finsteren Blick oder ein bösartiges Zähnefletschen von einem der Babylonier ein. Seit dem großen Aufstand nämlich waren die Perser in Babylon verhaßt; damals hatte Xerxes in die prachtvollen Mauern der Stadt Breschen schlagen und die achthundert Talente schwere Marduk-Statue aus purem Gold davonschleppen lassen; er hatte führende Bürger enteignet, ihre Häuser und Ländereien Persern überantwortet und Babylon von einem eigenständigen

Königreich zu einer bloßen Provinz degradiert.

König Xerxes erwiderte die Abneigung der Babylonier; er verbrachte nicht mehr den ganzen Winter hier, wie es der große Darius getan hatte, ja, Xerxes besuchte die Stadt überhaupt nur sehr selten. Jahr für Jahr hielt er sich immer länger im entlegenen Persepolis auf, um dort seine grandiosen Bauprojekte zu beaufsichtigen – etwa die mächtige Halle der Hundert Säulen und den neuen Privatpalast.

Unter den Tausenden Babyloniern gab es Anzeichen für schwere Armut. Ein Mann lag verhungert in der Gosse. Die Leute gingen um den Leichnam herum, bis ein persischer Soldat einer vorübermarschierenden Patrouille der Stadtgarde zubrüllte: »Du da! Hole eine Abteilung herbei, die mir diesen Müll fortschafft!«

Bettelnde Kinder streckten Ärmchen aus, die nur aus Haut und Knochen bestanden. Myron gab einem kleinen Mädchen einen Pfennig. Sogleich rannte sie davon, und mehrere ältere Kinder setzten ihr nach, in der Hoffnung, sich in den Besitz von Myrons Almosen zu bringen.

Gleichzeitig stürmten hundert andere Kinder auf die Reisenden ein, und alle kreischten: »Gib!« Myron sah sich von einer brodelnden Menge umgeben. Auch ältere Bettler kamen schlurfend und hinkend herbei und trieben die Kinder mit Schlägen und Fußtritten beiseite.

»Sieh nur, was du getan hast«, stellte Bessas fest.

Endlich konnten die beiden sich in eine Schänke flüchten; sie setzten sich an einen Tisch, tranken Bier und warteten, bis die Bettlerhorde sich verzogen hatte.

»Laß dir das eine Lehre sein«, sagte Bessas.

»Aber ich kann es nicht ertragen, diese kleinen Geschöpfe hungern zu sehen!«

»Wenn du eines davon errettest, wird es nur aufwachsen, um neue Bettler in die Welt zu setzen. Babylon hat schon jetzt so viele Menschen, daß es nicht weiß, wohin mit ihnen.«

Sie mußten eine volle babylonische Doppelstunde warten, bis sich auch der letzte der Bittsteller trollte und sie unbelästigt weitergehen konnten.

Zur Rechten Myrons erhob sich die große Ziggurat von Babylon: Etemenanki, der Eckstein des Universums, der zweihundert Kubit hoch in den strahlendblauen, von schmalen weißen Wolkenbändern durchzogenen Himmel ragte. Der mit glasierten Ziegeln besetzte Turm schimmerte in Weiß, Gold, Blau, Grün und Scharlach, als sei er mit der Schuppenhaut irgendeines Fabelreptils bezogen. Aus der Nähe sah man, daß viele der farbenfrohen Kacheln abgefallen waren, so daß die braunen Lehmziegel darunter offenlagen. Das vernachlässigte Bauwerk verfiel rasch.

»Ich würde gern mehr über dieses Gebäude erfahren«, sagte Myron. »Als ich das letztemal hier war, studierte ich bei dem großen Naburimanni das System der babylonischen Arithmetik. Ich könnte den alten Knaben besuchen, falls er noch –«

»Solchen Zeitvertreib können wir uns nicht leisten«, unterbrach Bessas. »Komm weiter.«

Südlich der Ziggurat, ebenfalls zur Rechten Myrons, erstreckte sich das Tempelgelände des Marduk von Babylon. Myron trat ein, gefolgt von einem furchtsam dreinblickenden

Bessas.

»Diese ausländischen Götter machen mich nervös«, brummte der Baktrier. »Ich weiß nie genau, wie man sie richtig behandelt.«

Myron trieb den Schwärm der Bettler beiseite und wandte sich dem Naos zu, der sich inmitten des Tempelhains erhob. Er starrte den Tempel an. Wie gewöhnlich, wenn Myron dem Wissen auf der Spur war, waren seine Sinne scharf und hellwach. Während er sonst dazu neigte, unbestimmt und geistesabwesend zu werden, wenn gewöhnliche Alltagsverrichtungen ihn langweilten, ließ ihn die Aussicht auf eine Entdeckung aufmerksam wie ein Fuchs werden.

Der mächtige alte Tempel des Marduk war gut gepflegt. Vergoldete Ornamente glänzten an den Simsen. Weißgoldene Drachenreliefs zogen sich um die Wände, und die Skorpionschwänze schienen den Boden zu peitschen. Myron verglich diese Reliefs mit den Sirrush-Zeichnungen, die er am Ishtar-Tor angefertigt hatte.

»Ich glaube, noch mehr Bilder brauchen wir nicht«, sagte er dann. »Aber- oh, Vater!« rief er auf Aramäisch.

Ein Babylonier, den seine Gewänder und sein glattrasiertes Gesicht als Priester kenntlich machten, drehte sich um. »Was ist?« Sein Tonfall war nicht besonders freundlich.

»Darf ich Eurer Heiligkeit ein paar Fragen über dieses Reptil stellen?«

Der Priester faßte sich und berührte seine Nase mit dem Knauf seines elfenbeinernen Stocks. »Ich bitte dich um Vergebung, mein Sohn. Gestern war der letzte Tag unseres

Neujahrsfestes, und einige von uns leiden noch an den Folgen des übermäßig genossenen, äh, heiligen Geistes.« Er räusperte sich. »Dies ist der Sirrush, das heilige Tier des obersten Gottes Marduk; er symbolisiert Marduks Kräfte, wie der Löwe die Kraft unserer Herrin Ishtar symbolisiert und der Stier die des mächtigen Adad –«

»Ja, Herr, das weiß ich schon. Ich trachte danach, etwas über den lebenden, irdischen Sirrush zu erfahren.« Und Myron erklärte, mit welchem Auftrag er und Bessas unterwegs waren.

Der Priester machte ein nachdenkliches Gesicht. »Ich kann euch nicht in den Tempel bitten, da ihr nicht geläutert und eingeweiht seid. Aber vielleicht wollt ihr mir die Ehre erweisen, mit mir in das Versammlungshaus zu kommen, wo wir miteinander sprechen können. Ich bin Vater Nadinnu.«

Das Versammlungshaus war ein Gebäude am Rande des Temenos, des geheiligten Bezirks, das von mehreren niederen Priestern und deren Familien bewohnt wurde. Nadinnu führte die beiden in einen Empfangsraum und ließ von einem Tempeldiener Wein bringen, der in leichte, anmutig geschwungene Silberbecher gegossen wurde. Eine Kostprobe verriet Myron, daß es sich um Dattelwein handelte, den er nicht besonders mochte; gleichwohl trank er höflich.

Nach langem Schweigen begann der Priester zu reden, und es schien, als wähle er seine Worte mit großer Sorgfalt.

»In grauer Vorzeit«, erzählte er, »so wissen unsere alten Schriften zu berichten, gab es den Sirrush im Überfluß hier im Land der Zwei Ströme – so wie heute den Löwen. In jenen Tagen, denke ich mir, hatten die Priester keine Mühe, einen lebenden Sirrush zu Erbauung der Gläubigen zu halten. Aber

dann kam die Flut, und alle Tiere gingen unter – bis auf jene, welche die Berggipfel erklimmen konnten, oder von Ziusudra, dem Schützling der Götter, zu sich in die Arche genommen wurden. Der Sirrush verschwand für alle Zeit aus Babylonien. Indessen, als die Zivilisation nach der Flut zu neuem Leben erwachte und Handel und Verkehr die geographischen Kenntnisse unter den Menschen verbreiteten, drang die Kunde zu uns, daß diese Tiere in Afrika noch leben, an den Quellflüssen des Nils.

Nun hat, soweit ich es weiß, kein Mensch in Babylonien diese sagenhaften Regionen je mit eigenen Augen gesehen. Ich kann euch deshalb nicht sagen, was ihr dort finden werdet. Aber einmal in jedem Jahrhundert, mehr oder weniger, gelingt es einem Händler, einen jungen Sirrush an sich zu bringen, den die schwarzen Barbaren jenes Landes gefangen haben. Der Händler weiß, daß wir gut dafür zahlen, und so bringt er es mit dem Floß, mit Kamelkarawanen und Ochsenkarren über viele hundert Meilen ins heilige Babylon. Der letzte lebende Sirrush, den wir hier hatten, kam zu Beginn der Regierungszeit von König Xerxes her. Der König hat ihn gesehen, als er noch ein Kind war. Aber ach! Bei der Plünderung ist das Tier verschwunden. Wir wissen nicht, ist es zum Fluß entkommen oder hat ein verschmachtender Bürger es verspeist ? Wenn ihr zwei mitbringen könnt, werden wir euch mit Freuden dasjenige abkaufen, das der König nicht braucht.«

Myron betrachtete sein verzerrtes Spiegelbild in der polierten, gekrümmten Oberfläche des Silberbechers und stellte noch ein paar Fragen. Aber Nadinnu ließ keinen Zweifel daran, daß er alles gesagt hatte, was er wußte, oder doch alles, was er zu

sagen bereit war.

»Stimmt es, daß der Tempel Geld verleiht?« fragte Myron schließlich.

»Ja. An was für ein Darlehen hast du gedacht?«

Als Myron darlegte, welche Sicherheiten Bessas zu bieten hatte – Ländereien in Baktrien, die aber derzeit von feindseligen Nomaden besetzt waren –, wiegte Nadinnu den Kopf. »Ich fürchte, ein solches Darlehen können wir euch auf solche Sicherheiten nicht geben. Versucht es doch bei den privaten Bankiers.«

»Wer sind die?«

»Die beiden führenden Firmen sind Iranu und Murashu aus Nippur. Iranus Kontor befindet sich in der Neuen Stadt, an der Ecke der Adad- und der Shamash-Straße. Murashu findet ihr im alten Geschäftsviertel, unweit der Marduk- und der Enlil-Straße.«

Die Reisenden verabschiedeten sich feierlich. Kaum waren sie gegangen, fiel die Aura von gütiger Unerschütterlichkeit von Nadinnu ab. Er versuchte nicht, seine Erregung zu verbergen, als er seine Robe aufraffte, zum Hause des Hohenpriesters rannte und zu seinem Vorgesetzten stürmte, dem er berichtete, was sich soeben zugetragen hatte.

Belkishir, der Hohepriester des Marduk von Babylon, sagte schließlich: »Wohl geziemt es sich, daß du mir davon berichtest. Doch warum bist du so furchtsam?«

»Seht Ihr nicht, Herr, was geschehen wird? Diese Barbaren werden nach Afrika reisen, an den Oberlauf des Nils gelangen, erfahren, daß es ein solches Tier nicht gibt, zurückkehren und

dem König von dieser Tatsache berichten. Der König, erbost über die Geschichte, die wir ihm erzählt –«

»Was meinst du damit, *wir* hätten ihm etwas erzählt?« fiel Belkishir ihm ins Wort. »Dieser Einfall stammte allein von dir.«

»So, und wer hat diese verfluchte chaldäische Sumpfeidechse überhaupt erst ins Spiel gebracht? Als der König mich dann danach fragte, konnte ich ja nicht gut sagen: O König, es ist nichts weiter als ein arglistiger Betrug, der uns dabei hilft, unseren vertrauensseligen Gläubigen ein paar Pfennig mehr aus der Tasche zu locken –«

»Nadinnu! Ich verbiete dir, in dieser ungebührlichen Weise von unserer heiligen Kirche zu sprechen!«

»Gleichwohl ist es die Wahrheit. Aber laßt uns keine Zeit mit fruchtlosen Bezichtigungen vergeuden. Der König wird, wutentbrannt, weil man ihn zum Narren gehalten hat, über uns kommen wie ein Wintergewitter. Er liebt uns nicht, und nichts wäre ihm lieber als ein Vorwand, uns vollends zu zermalmen.«

Belkishir machte ein nachdenkliches Gesicht. »Vielleicht werden sie auf ihrer gottlosen Suche in ihren Untergang laufen.«

»Oh, gewiß, und womöglich werden sie erfahren, daß der Sirrush noch immer in den Regionen jenseits von Kush haust. Aber verlassen sollten wir uns auf keine dieser Möglichkeiten. Die beiden schienen mir ein Paar hartgesottener und entschlossener Schurken zu sein, die keinem Meister dienen.«

»Dann möchte es das beste sein, wir helfen ihrem Untergang ein wenig nach.«

»So denke auch ich, Herr. Einer unserer Gläubigen hat Verbindungen zur Unterwelt –«

»Nein. Nicht hier in Babylon.«

»Es ließe sich so einrichten, daß die Spur der Tat nicht zu uns zurückzuverfolgen wäre.«

»Darum geht es nicht. Träfe das Mißgeschick unsere Freunde so kurz nach ihrem Aufbruch, würde der König es erfahren und höchstwahrscheinlich eine neuerliche Expedition aussenden. Geschähe es aber in gehöriger Entfernung – sagen wir, beispielsweise, in Afrika –, so könnte es wohl geschehen, daß Seine Majestät niemals davon erfährt. Bis er neugierig genug geworden ist, das Verschwinden seiner Forscher ein wenig näher zu untersuchen oder eine neue Gruppe zu entsenden, kann viel geschehen. Möglich wär's gar, daß er die ganze Sache überhaupt vergißt.«

»Und wie können wir aus dieser Entfernung ein solches Verschwinden einrichten!?«

Belkishir lächelte. »Habe ich dir von Kothar aus Qadeh erzählt?«

»Nein.«

»Er ist mein, äh, Vertrauter in Syrien. Durch ihn erfahre ich oftmals von Entwicklungen in der westlichen Region, noch ehe der König selbst davon weiß. Kothar ist ein wunderlicher Mensch, aber nützlich auf seine Art. Ich würde ihn bitten, die Tat selbst auszuführen, kennte ich ihn nicht als einen Erzfeigling.

Aber wenn irgend jemand dafür sorgen kann, daß die Dinge sich so fügen, wie wir es wünschen, dann wird er in unserem Sinne handeln. Und die Götter werden uns vergeben, denn der Schlag wird zur Verteidigung unseres geheiligten Glaubens

geführt.«

»Und wie wollt Ihr ihm die Kunde übermitteln, ehe die Barbaren selber nach Syrien kommen?«

»Durch Shaykh Alman von Thadamora, der unsere Briefe durch die syrische Wüste befördert. Marduk stärke die Sehnen seiner Kamele!«

4

Der Schrein des Schlaflosen

Myron und Bessas verließen die Tempelanlage des Hehren Hauptes, überschritten den Euphrat auf der großen Sieben-Säulen-Brücke des Nabopolassarund gelangten so in die Neue Stadt. Sie hatten keine Mühe, die Bank des Iranus zu finden, denn jedermann in Babylon sprach neben der Sprache, die er daheim benutzte, auch Aramäisch. Überdies kreuzten sich die meisten Straßen in Babylon im rechten Winkel, so daß es leicht war, sich zurechtzufinden.

»Nichtsdestoweniger gefällt es mir nicht, Schulden zu haben«, meinte Bessas. »Ein Darlehen ist angenehm, wenn man in Not ist, aber wenn man es zurückzahlen muß, ist es, als wäre da ein Abgrund zu füllen.«

Im Hause des Bankiers wurden sie indessen enttäuscht: Iranu selbst war in Geschäften nach Uruk gereist und würde womöglich einen ganzen Monat fortbleiben; sein Untergebener aber wollte mit einem Darlehen bei derart windigen Sicherheiten nichts zu schaffen haben.

Eine Stunde später, mit wundgelaufenen Füßen und durch einen Laib Brot und eine Wurst, die sie einer Straßenhändlerin abgekauft hatten, nur einigermaßen wiederhergestellt, erreichten die beiden Reisenden das Kontor des Murashu von Nippur.

Ein junger Mann, dem eben erst ein Bart zu sprießen begann, geleitete sie ins innere Büro, wo ein riesiger, fetter, graubärtiger

Mann hinter einem Tisch saß. Gegenstände aus vielen verschiedenen Ländern zierten den Raum: die Statuette eines vogelköpfigen Gottes aus Ägypten; eine mit roten Figuren bemalte attische Vase, die den Kampf zwischen Herakles und Hippolyte darstellte; ein Panzerhemd aus dem Land der Sauromatai, bedeckt mit Schuppen aus Pferdehufen und anderen Kuriositäten. Auf den Tischen häuften sich Papyrus- und Pergamentschriften in aramäischer Sprache und Platten aus getrocknetem Ton mit den verzwickten Schriftzeichen von Akkad, die aussahen wie die Spuren winziger Vögel.

»Gott sei euch wohlgesonnen, meine Herren!« rief der fette Mann. »Euer Diener ist Murashu von Nippur, und der junge Bursche, der euch hereingeführt hat, ist mein ältester Sohn, Belhatin. Wie kann ich euch zu Diensten sein?« Um den Hals trug er ein goldenes Amulett mit dem Bilde Pazuzus, des Winddämons mit Flügeln, Klauen und Zähnen.

Myron legte sein Anliegen dar. Stirnrunzelnd las Murashu den Brief des Königs, den Bessas aus seiner Tasche gezogen hatte.

»Das ist allerdings ein seltsames Pfand! Den Besitztitel zu einem Anwesen in Baktrien, das derzeit von wilden, stinkenden Nomaden besetzt ist, kann ich nicht gebrauchen. Könnt ihr euch, wäret ihr denn zahlungsunfähig, vorstellen, wie ich mich auf mein nisäisches Streitroß schwinge und die Wilden mit Lanze und Schwert in alle Winde zerstreue?" Der Bankier lachte kurz und spöttisch auf. »Hättet ihr euren festen Wohnsitz in Babylon, mit Herren, Familien und anderen Bindungen, die euch hier hielten, nun, dann ließe sich wohl etwas machen, aber so –«

»Zweifelst du am Wort eines baktrischen Edelmannes?«

fragte Bessas in bedrohlichem Ton.

»Nein. Aber du bist sterblich wie wir alle, oder etwa nicht?«

Bessas grunzte, und Murashu fuhr fort: »Nun, in Ermangelung solider Sicherheiten müßte ich mich – ach! – genötigt sehen, euch einen höheren Zinssatz als die üblichen zwanzig vom Hundert abzuverlangen – genau gesagt: das Doppelte. Wollt ihr fünfzig Dariken, so müßt ihr mir in Jahresfrist siebzig zurückzahlen. Ich verlasse mich dabei auf dein baktrisches Ehrenwort, daß du dich nicht achtlos und sinnlos wirst erschlagen lassen, Meister Bessas.« Murashu lachte und drehte die dicken Daumen auf dem Bauch.

Bessas runzelte die Stirn. »Ich hoffe doch, Bankier, du trachtest nicht danach, dir unsere Einfalt zunutze zu machen, um uns ganz unübliche Reichtümer abzuquetschen. Ihr Geldwühler würdet noch einen Pfennig mit den Zähnen aus einem Misthaufen pflücken.«

Murashus Lächeln verflog. »Mein guter Hauptmann Bessas, wenn dir meine Bedingungen nicht passen, steht es dir frei, es anderswo zu versuchen.« Haß blitzte in seinen dunklen Augen, als er ungestüm weiterredete. »Unübliche Reichtümer! Geldwühler, fürwahr! Als wäre mein Leben nicht ein niemals endender Kampf gegen die drohende Schuldsklaverei! So wisset: Tag und Nacht sind mir die Steuereintreiber eures Perserkönigs auf den Fersen; den letzten Shekel suchen sie aus Babylonien herauszuquetschen, wie ein Mann, der ein nasses Handtuch wringt! Weshalb, glaubt ihr, gibt es hier solch elende Armut? Weil ihr törichten Perser euch einbildet, daß Gold und Silber der wahre Reichtum sind und daß es euch um so besser geht, je mehr ihr uns davon abpreßt!«

Bessas sah ihn verdutzt an. »Ja, sind denn Gold und Silber nicht der wahre Reichtum?«

»Kannst du sie essen? Kannst du dir einen warmen Mantel daraus machen? Kannst du dir ein Haus daraus bauen? Kann man gute Schwerter oder Pflugscharen daraus schmieden?«

»Nein, aber-«

»Alsdann, was sind sie? Ich will es dir sagen! Sie sind die Zählmarken im Spiel des Handels. An sich taugen sie zwar wenig, außer wenn man Ringe oder ähnlichen Schnickschnack aus ihnen macht, aber sie sorgen dafür, daß die Räder des Handels sich reibungslos drehen können, wie die Schmiere dem Karrenrad hilft, lautlos zu kreisen. Und nun kommen die Perser und kassieren Steuer über Steuer und entziehen den Rädern des Handels diese Schmiere. Statt diese Metalle wieder ihrer Verwendung zuzuführen, schleppen sie sie nach Persepolis in die Schatzkammern, nach Shushan in den Palast und nach Hagmatana in die Festung. Und dort schmelzen sie sie zu massiven Barren, die sie dann in den Gewölben des Großkönigs stapeln. Ohne seine Achsenschmiere aber rollt der Karren des Handels langsamer und immer langsamer, und du fragst dich, weshalb die Geschäfte schlecht gehen!«

»So habe ich es noch nie gesehen«, sagte Bessas. »Verzeih, wenn ich grob gesprochen habe. In Geldfragen bin ich der allergrößte Tropf.«

»Schon gut. Was sagt ihr nun zu dieser Abmachung?«

Myron ergriff schnell das Wort. »Wir werden darüber nachdenken und es dich wissen lassen, Meister Murashu.« Er stand auf.

»Unbedingt«, grinste der Bankier. »Denkt angestrengt nach, wie jeder weise Finanzier es täte. Aber rechnet nicht damit, daß ihr an meinem Zinssatz werdet rütteln können. Ich habe euch meine Risikorechnung dargelegt, und ich kann euch das Geld nicht für weniger lassen.«

Draußen im Gewimmel der Straße fragte Bessas: »Was ist, Myron? Glaubst du, er hat versucht, uns zu beschwindeln?«

»Ich bin nicht sicher. Dieser Zins ist mörderisch, zumal wir vielleicht mehr als ein Jahr brauchen, bis wir wieder hier sind.«

»Aber das würde doch nur noch einmal vierzig von hundert bedeuten, oder?«

»Nein, du verstehst das nicht. Die vierzig von hundert des zweiten Jahres berechneten sich auf der Grundlage dessen, was du Murashu am Ende des ersten Jahres insgesamt schuldest – nicht nach dem Betrag, den du ursprünglich von ihm geliehen hast. Bei fünfzig Dariken wären das – laß mich rechnen – achtundzwanzig Dariken zusätzlich, nicht zwanzig. Das ergibt die Summe von achtundneunzig. Mit anderen Worten, wir würden Meister Murashu fast doppelt soviel schulden, wie wir geborgt haben. In drei Jahren hätten sich unsere Schulden fast verdreifacht.«

Bessas sah Myron ehrfurchtsvoll an. »Es war klüger von mir, als ich dachte, dich zu überreden mitzukommen. Niemals vermöchte ich Berechnungen dieser höheren Art zu ergründen, und wäre es auch der einzige Weg aus den Sieben Höllen Babylons.« Er warf einen Blick auf seine riesige, behaarte Faust. »Mir scheint, Meister Murashu muß einmal lernen, was mit denen geschieht, die versuchen, edle Arier zu betrügen.«

»Nein, du begriffsstutziger Idiot! Er hat uns ja nicht betrogen; er hat uns bloß ein Angebot gemacht, und es steht uns frei, es abzulehnen. Mit einiger Sorgfalt und Überlegung finden wir vielleicht noch einen Weg, das Geld zu einem günstigeren Preis zu erhalten.«

»Bis dahin könnten wir ja schon das andere Zeug kaufen –« Bessas brach ab.

»Was ist? Werden wir verfolgt?« fragte Myron.

»Da ist ein unauffälliger kleiner Mann. So gewöhnlich sieht er aus, daß es schwer wäre, ihn zu beschreiben. Er lungert auf der Enlil-Straße … Jetzt ist er weg. Ich könnte bei den drei Köpfen des Dämons Azi Dahaka schwören, daß ich ihn schon einmal gesehen habe, wie er uns folgte.«

»Papai! Noch einer, der von den Daduchiden geschickt ist?«

»Zweifellos. Wenn wir von Kissia bis Kush von schleichenden Schatten belästigt werden, dann sollten wir uns lieber gleich Waffen und Panzer kaufen.« Sie machten sich auf die Suche nach einem Waffenhändler, und unterwegs fragte Bessas: »Mit welchen Waffen verstehst du umzugehen?«

»Mit keiner, fürchte ich. Als Jüngling in Miletos, da habe ich gelernt, in Reihe und Glied zu marschieren und mit dem Speer zuzustoßen. Aber das ist lange her, und als die Perser unsere Stadt erstürmten, war alles so schnell vorbei, daß ich gar keine Gelegenheit zum Kämpfen hatte. Weil sie mich aber mit Waffen in der Hand gefangennahmen, wurde ich versteigert. Zwar ließ mein Herr Arsaces, dem es gefiel, wie ich seine Söhne unterrichtete, mich nach einigen Jahren frei, aber ich habe seither keine Gelegenheit zum Üben mit Waffen gehabt.«

»Hm. Das Schwert, das du dem Mörder abgenommen hast, wird ganz nützlich sein, aber um es vom Sattel aus zu benutzen, ist es zu kurz. Laß uns sehen, was dieser Bursche anzubieten hat.« Bessas betrat einen Laden, über dem eine Tafel hing, auf der ein Schwert und eine Streitaxt vor einem Schild zu erkennen waren; ein Helm krönte das Ganze.

Die Augen des Baktriers glänzten vor Eifer, als er den Laden des Waffenhändlers betrat. Matt schimmernde Waffen hingen hier in langen Reihen, und das Klingen einer Schmiede erscholl aus dem Hintergrund. Bessas fachsimpelte mit dem Waffenschmied, spannte Bogen, wog Wurfspieße in den Händen und ließ Schwerter und Äxte durch die Luft sausen, bis Myron ihn daran erinnerte, daß sie Geschäfte zu erledigen hatten.

»Für dich kaufe ich diese Keule«, sagte Bessas und reichte Myron eine Waffe mit einem zwei Fuß messenden Schaft aus Hartholz und einem mit bösartig aussehenden Stacheln besetzten Bronzekopf. »Das ist die rechte Waffe für einen Anfänger. Du brauchst nicht zu befürchten, daß sie sich in deiner eigenen Hand gegen dich wenden könnte, wie es bei einem Schwert oder einer Streitaxt wohl geschehen mag; schlage nur heftig damit zu. Und nun, Waffenhändler, laß mich ein paar Speere sehen – schwer genug zum Stoßen, leicht genug zum Werfen, kurz genug, um handlich zu sein, und doch lang genug, um einen Löwen damit abzuhalten …«

Als er sich die Speere ausgesucht hatte, erklärte er: »Jetzt zur Rüstung: Zwei Helme – aber keine von diesen aufgeputzten karischen Dingern mit den Hahnenkämmen, sondern zwei einfache Bronzetöpfe, die verhindern, daß man unser Gehirn verspritzt… Als Panzer zeige mir zwei lederne Wamse.«

Myron betrachtete voller Zweifel den bronzebeschlagenen, rotbraunen Lederharnisch. »Ein kräftiger Stoß wird diese Dinger durchdringen. Warum kaufen wir keine Bronzepanzer, wie man sie in Ionien trägt, oder zwei persische Panzerhemden mit eisernen Schuppen?«

»Weil wir reiten wollen, kleiner Mann, und zwar auf gewöhnlichen Pferden, nicht auf nisäischen Giganten. Wenn wir uns mit dem gesamten bronzenen Kriegsgerät eines griechischen Lanzenreiters beladen, werden die Tiere unter der Last ins Wanken geraten.«

Als Bessas seine Einkäufe mit einem Paar leichter Lederschilde und einigen Ersatzpfeilen vervollständigt hatte und sein Brustharnisch so geändert worden war, daß er um seinen mächtigen Brustkorb paßte, war der Nachmittag verflogen. Wieder in der Kaserne, machte Myron sich daran, die täglichen Eintragungen in sein Tagebuch vorzunehmen. »Wieviel müssen wir noch kaufen?« erkundigte er sich.

»Morgen früh gehen wir zum Pferdemarkt, um uns nach Reittieren umzusehen. Dann fehlen nur noch ein paar Kleinigkeiten – Zaumzeug, ein Zelt und dergleichen.«

»Willst du einen Sklaven kaufen oder Führer mieten oder Bewaffnete heuern?«

»Für solches Zeug haben wir in Ägypten noch Zeit genug. Bis dahin können wir uns durchfragen. Ich habe schon viele solche Reisen gemacht – damals, als mein Halbbruder Moccus und ich uns quer durch Hind schlagen mußten –, und ich habe allerlei erlebt: Der Führer ist zu stolz, sein Pferd zu satteln und zu füttern und zu tränken, und er schafft sich einen Roßknecht an. Dann schmeckt ihm das kalte Essen nicht, und er braucht

einen Koch, und dann einen Leibsklaven, der ihm die Gewänder ausbürstet und die Schuhe putzt, und ein Weib, das ihn des Nachts wärmt.

Dann muß er Wächter mieten, die diese Hilflosen beschützen. Das bedeutet weitere Pferde, und die wiederum erfordern weitere Roßknechte, und die brauchen Lagerhelfer, die sich um Zelte und Gepäck kümmern; dies zu bewachen, sind weitere Bewaffnete nötig, und so geht es weiter, bis wir eine kleine Armee beisammen haben, die sich schneckengleich durch das Land schleppt. Die Leute verirren sich, werden krank oder rauben die Einheimischen aus, und die wiederum überfallen sie daraufhin. Wenn wir beide allein bleiben, werden wir uns viel schneller und auch billiger vorwärtsbewegen können. Da wir gerade von den Kosten sprechen – hast du einen Weg gefunden, uns ein Darlehen zu einem geringeren Zins zu beschaffen?«

Myron mußte zugeben, daß ihm dies noch nicht gelungen war.

Den nächsten Vormittag verbrachten sie auf dem Pferdemarkt. Hier erwies sich Bessas, der sonst immer vorgab, von Geld und Handel nichts zu verstehen, als ausgepichter Feilscher. Als Myron ihn damit aufzog, grinste er verlegen.

»Nun, ein Baktrier kann mit Pferden handeln und dennoch als Edelmann gelten.«

Schließlich erstand Bessas zwei Pferde – ein starkes Schlachtroß für sich selbst und einen kleineren kilikischen Fuchs für seinen Gefährten – sowie zwei Maultiere, die ihr Gepäck tragen sollten. »Wie weit reichen unsere Dareiken noch?« fragte er dann.

Myron stellte hastig ein paar Berechnungen an. »Die Hälfte ist ausgegeben.«

»Fürwahr, der Reichtum fliegt davon wie der Adler am Himmel. Wir müssen uns Geld beschaffen, und wenn wir dazu den Tempel des Marduk ausrauben müssen.«

Im Laufe des Nachmittags machten sie noch ein paar Einkäufe: Bessas zum Beispiel erwarb eine silberne Pfeife, die er sich um den Hals hängte. »Ihr Pfiff ist so laut wie ein Fanfarenstoß«, erklärte er. »Aber viel, viel dünner.«

Jede Münze mußte gewogen werden. Das Wechselgeld bestand aus kleinen Silber-, Kupfer- und Bleistücken, zu Ringen, Barren oder Plättchen geformt oder auch in unregelmäßigen Klumpen, die ihrerseits wieder gewogen werden mußten, denn der Gebrauch kleiner Münzen war den Babyloniern noch unbekannt.

Als letztes betraten sie die Sattlerei Shamu und Zeria, ein großes Geschäft, das nicht nur Zaumzeug und Sättel verkaufte, sondern auch Kutschen und Karren. Pferdegeschirre, die nach frischgeöltem Leder dufteten und von polierter Bronze blinkten, hingen an den Wänden. Von hinten erklang der Lärm einer Stellmachern. Ein stämmiger, blauäugiger Mann mit einem fröhlichen runden Gesicht nahm sie in seine Obhut.

»Ja, aber wenn ihr nach Ägypten reist, wollt ihr da nicht lieber fahren, statt zu reiten?« schlug er vor. »Wir können euch einen Spezialwagen bauen, an dem man einen Anhänger befestigen kann – ideal für solche Reisen. Letztes Jahr haben wir für unseren Herrn Masdäus einen gebaut; er wird euch erzählen, wie gut er ihm gefallen hat.«

»Wir können nicht warten, bis ein solcher Auftrag ausgeführt ist«, sagte Bessas.

»Nun gut, dann hätten wir noch eine Harmanaxa; wir mußten sie beim Eigentümer beschlagnahmen, weil er sie nicht bezahlen konnte –«

»Einen Weiberkarren?« unterbrach Bessas im Ton tiefster Verachtung. »Hältst du mich für einen vertrottelten Greis, der sich nicht mehr auf einem Pferd halten kann?«

»Nein, Herr, dein Sklave denkt nichts dergleichen. Mein Vorschlag hatte praktische Gründe, nämlich: Ein Pferd kann zweimal soviel auf Rädern ziehen, wie es auf dem Rücken tragen kann. Somit könntet ihr den Preis für ein zusätzliches Pferd gegen die Kosten eines Wagens verrechnen. Außerdem könntet ihr den ganzen Tag im Trab reisen …«

Und Bessas und der Mann vertieften sich in eine lange Auseinandersetzung über Pferde, Maultiere und Esel, über richtiges Beladen und über das notwendige Zaumzeug für jedes der Tiere unter allen denkbaren Bedingungen. Endlich stellte Bessas fest: »Du scheinst einiges von diesen Dingen zu verstehen, mein Freund. Wer bist du?«

»Dein Diener heißt Daniel bar-Malko, ehedem aus Qadesh, jetzt aber oberster Stellmacher bei Shamu und Zeria.«

Bessas und Myron stellten sich ebenfalls vor, und dann sagte der letztere: »Deine Idee mit dem Wagen ist verlockend, Meister Daniel, aber ich fürchte, daß die Straßen sie nicht zulassen werden. Von den Kurieren der Post habe ich erfahren, daß sie hinter Kounaxa nicht mehr gepflastert, sondern nur noch weiche Sandpisten sind. Auch einige der Straßen in Phönikien,

sagen sie, sind unpassierbar für Fahrzeuge, weil sie eine Reihe von Schluchten mittels steingehauener Stufen durchqueren. Anstelle der Pferde brauchten wir eigentlich ein Gespann gezähmter Adler wie die, welche König Usans fliegenden Thron durch die Lüfte trugen.«

»Mit einem gut gebauten Wagen, dessen bin ich sicher, könntet ihr all diese Straßen passieren, wenn euch nur die Einheimischen hier und da helfen, heikle Stellen zu überwinden«, widersprach der Syrer. »Schließlich fährt doch auch der König mit Kutschen und Karren im ganzen persischen Reich umher. Wenn er auf ein schlechtes Straßenstück stößt, läßt er es herrichten, oder aber jemand verliert seinen Kopf…«

Als das Geschirr gekauft und bezahlt war, lud Daniel bar-Malko die beiden in sein Haus zum Abendmahl, denn zwischen dem freundlichen, zungenfertigen Stellmacher und dem launischen Baktrier war inzwischen eine warme Freundschaft entstanden.

Im Hause Daniels in der Nähe des Enlil-Tores huschten die Frauen des Syrers umher und bewirteten die drei Männer mit Speise und Wein, während Daniel Reden hielt.

»… wenn ich nur genug Kapital zusammenkratzen könnte, um mein eigenes Unternehmen zu eröffnen, ich würde diesen schwerfälligen Babyloniern schon das eine oder andere beibringen. Was hier fehlt, ist ein leichter Wagen, wie die Ägypter ihn kennen. Wißt ihr, meine Herren, daß im vergangenen Jahr nicht weniger als sechs solcher Wagen den weiten Weg von Ägypten nach Babylon geliefert wurden, um an reiche Jünglinge verkauft zu werden, die Lust hatten, ein wenig

flotter voranzukommen? Ich habe mir den Mund fransig geredet, um Shamu zur Einsicht zu bringen, aber nein, er bleibt dabei, daß der traditionelle babylonische Wagen – ein geringfügig verbesserter Ochsenkarren, meiner Meinung nach – sich seit den Tagen der Flut gut verkauft…«

Als die Reihe zu reden an Bessas war, erzählte er von seinen wilden Abenteuern an der östlichen Grenze. So berichtete er etwa, wie ihn einmal einige Massagetai gefangen und für die Folter entkleidet hatten, und er schilderte, wie er ihnen entflohen, auf eines ihrer Pferde gesprungen und fünfzig Meilen weit galoppiert war, mit dem ganzen Stamm auf seinen Fersen. Das Pferd brach schließlich zusammen, und er entkam, indem er in den Oxus sprang und unter einem Stapel Treibholz wieder auftauchte. Dort verbrachte er einen ganzen Tag, und nur seine Nase ragte aus dem eisigen Wasser, während die Nomaden am Ufer auf und ab tobten und nach ihm suchten.

Beim Abschied entzündete Daniel eine Pechfackel am Herdfeuer und drückte sie Bessas in die Hand. »Damit findet ihr in die Kaserne zurück«, meinte er. »Wenn ihr draußen seid, wendet euch nach rechts, geht dreißig Schritte weit, und ihr seid auf der Enlil-Straße. Ach – falls euch in Syrien an einem Führer gelegen sein sollte, könntet ihr nicht besser fahren als mit den Diensten meines Bruders.«

»Ach ja?« sagte Myron.

»Ja. Fragt in Qadesh nach Kothar bar-Malko.« Daniel lachte leise. »Ihr werdet meinen Bruder absonderlich finden. Er ist ein ehemaliger Priester des El, aber man hat ihn des Priesteramtes enthoben, weil er verbotene Magie betrieben hat. Seine Familie hat ihn verstoßen. Seither fristet er ein unbeständiges Leben als

Führer, Händler und reisender Zauberer. Er ist nicht das, was ihr ehrbar nennen würdet, aber er ist ein tüchtiger Führer. In Ägypten ist er schon öfter gewesen, und er spricht die Sprache dieses Landes.«

Daniel küßte seine Gäste zum Abschied und führte sie hinaus. »Möge Honig auf euch träufeln, meine Freunde! Erzählt mir von euren Abenteuern, wenn ihr zurückkehrt. Und vergeßt den Namen nicht: Kothar bar-Malko.«

Dünne Bewölkung verschleierte den Mond, so daß er nur als matter Schimmer am Himmel zu sehen war. Die Pechfackel brannte mit einer qualmenden roten Flamme, die züngelnde, mißgestaltete Schatten warf, als Myron und Bessas, beladen mit ihren Einkäufen vom Nachmittag, sich die Enlil-Straße entlangtasteten.

Einmal stießen sie auf eine Abteilung der Nachtwache, vier Männer der Händlerklasse mit spitzen, altmodischen Helmen und Lanzen. Angesichts der Ausrüstung, die sie schleppten, und der Schwerter, die sie trugen, wurden sie angehalten. Aber die Dokumente, die Myron zückte, die bärbeißigen Antworten, die Bessas ihnen zuteil werden ließ, und die Erwähnung ihres abendlichen Gastgebers überzeugte die Wachmänner von ihrer Ehrbarkeit.

»Wir alle kennen Meister Daniel«, sagte einer. »Außerdem tragen Diebe auch keine Fackeln, um ihren Weg zu beleuchten.«

Die beiden setzten ihren Weg nach Norden dort, bis Bessas stehenblieb. »Bei Mithra und Verethraghna, wir werden verfolgt!«

Myron lauschte, doch er hörte nichts. Sie gingen weiter, und

jetzt war ihm doch, als höre er verstohlene Schritte hinter sich. Als sie stehenblieben, erstarben die Schritte ebenfalls.

»Bist du sicher, daß es nicht das Echo unserer eigenen Schritte von den Mauern auf der anderen Straßenseite ist?« wisperte Myron.

»Nur wenn mich allmählich die Alterstaubheit beschleicht. Aber ich weiß einen Kniff, dies herauszufinden. Komm weiter.«

Hastig gingen sie weiter und erreichten bald die Kreuzung der Marduk-Straße. Hier war die Enlil-Straße zu Ende, wollte man nicht eine Gasse, die sich auf der Nordseite der Marduk-Straße öffnete, als ihre Fortsetzung betrachten.

Bessas bog nach rechts in die Marduk-Straße ein, als wolle er bis zur Sin-Straße weitertrotten, wo die Diagonalstraße vom Zababa-Tor die Marduk-Straße kreuzte. Dann blieb er stehen und stellte die Pechfackel vorsichtig auf den Boden, damit sie nicht erlosch.

»Und jetzt lauf!« zischte er.

Mit Riesenschritten überquerte Bessas die Marduk-Straße und wandte sich nach links in die Gasse, die als Verlängerung der Enlil-Straße gelten konnte. Keuchend folgte ihm Myron, schwankend unter seiner Last.

Dunkelheit umschloß sie. Widerliche Gerüche ließen Myron nach Luft schnappen, und unter seinen Stiefeln spürte er weiche, namenlose Substanzen. Bessas vor ihm stolperte und stieß mit gedämpfter Stimme grausige Flüche aus.

»Das hier müßte eine Abkürzung sein, die uns zur Diagonalstraße führt«, brummte der Baktrier.

Die Gasse krümmte sich nach rechts und nach links und

gabelte sich dann. Bessas hielt so plötzlich an, daß Myron ihm im Dunkeln ins Kreuz prallte. Kaum stand er stumm und keuchend still, hörte Myron das Geräusch vieler laufender Füße, ohne daß er hätte sagen können, aus welcher Richtung es kam.

»Nach rechts«, entschied Bessas. »Sonst verirren wir uns im Gewirr der Gassen.«

Sie stürmten nach rechts, blieben aber gleich darauf wieder stehen. »Mögen die Götter mich ins Haus der Lüge verbannen, törichter Tropf, der ich bin!« fluchte Bessas leise. »Das hier ist eine Sackgasse. Wir müssen die andere –«

»Zu spät«, sagte Myron. Geräusche und Bewegung am Eingang der Gasse offenbarten, daß sie ihren Verfolgern in die Falle gegangen waren.

Bessas warf seine Last ab, riß sich den Mantel von den Schultern und schlang ihn um den linken Unterarm; dann zog er sein Schwert. Myron tat desgleichen und wünschte sich verzweifelt, sie hätten die Kriegsausrüstung dabei, die sie am Tag zuvor erworben hatten und die nun in der Kaserne lagerte.

»Halte dich zu meiner Linken und ein bißchen hinter mir«, befahl Bessas. »Decke mir den Rücken, und gib acht, daß sie uns nicht in die Zange nehmen.«

Ohne ein weiteres Wort attackierte Bessas ihre Verfolger, die sich erst ein paar Schritte weit in die Sackgasse vorgewagt hatten. Es waren schemenhafte Gestalten, und nichts an ihnen war deutlich zu erkennen; nur die matten Spuren des Mondlichtes, die zwischen den hohen Mauern herabsickerten, schimmerten schwach auf ihren Klingen.

Der Baktrier bewegte sich so behende wie ein Sturmwind und

war über ihnen, noch ehe sie darauf gefaßt waren. Das indische Langschwert pfiff durch die Luft. Knochen brach mit hartem Laut, und der erste Mann sank mit gespaltenem Schädel zu Boden.

Wenig Stahlklirren war zu hören. Die Angreifer waren offenbar mit Messern und Kurzschwertern bewaffnet, aber keiner hatte eine Waffe, die Bessas' Schwert an Reichweite gleichkam, und in der Dunkelheit gab es kaum Gelegenheit zur Anwendung irgendwelcher Fechtkünste.

Myron, der sich dicht hinter Bessas hielt, stolperte über eine Gestalt und stach abwärts; sein Opfer stöhnte auf. Er stieß nach dem Mann vor ihm, und dieser wich zurück. Myron hörte und fühlte, wie sein eigener Mantel zerriß, als die Klinge seines Gegners ihn erwischte. Wieder schrie einer auf und wich vor Bessas' Attacke zurück. Sandalen klatschten auf dem Pflaster, und Atem ging pfeifend.

»Stirb!« schrie Bessas. Ein Mann brüllte auf.

Hinter der Angreiferschar, am Eingang der Gasse, ertönte eine Stimme, die sie anstachelte: »Los doch, so kämpft! Geht näher heran! Es sind doch nur zwei! Springt geduckt heran und stecht dann aufwärts! Packt sie um die Knie und werft sie um!«

»Wenn du einen Schritt näherkommen möchtest, General«, schnarrte Bessas, »dann sollst du Gelegenheit bekommen, vorzuführen, was du meinst!«

Wieder stürmte der Haufe heran. Hinter die beiden konnten sie nicht gelangen, und mehr als drei nebeneinander konnten sich auch von vorn nicht nähern. Bessas und Myron versperrten die Gasse von einer Wand zur anderen, wobei der Baktrier den

Raum von zwei gewöhnlichen Männern ausfüllte.

Einer aber stürzte sich geduckt vorwärts und zielte mit seiner Klinge auf Bessas. Myron sah, daß er traf, und glaubte auch sein eigenes Ende nahe. Aber der Baktrier sprang zurück und streckte den Mann mit einem Schwertstreich nieder. Jetzt hatten er und Myron allerdings mehrere Fuß an Boden verloren.

»Ihr da hinten, drängt nach vorn, damit die anderen ausruhen können!« rief der unsichtbare Anführer von hinten.

»Sie wollen uns müde kämpfen«, keuchte Myron.

Bessas tänzelte, stach und schlug, ohne zu antworten. Stück für Stück wurden er und Myron in die Sackgasse zurückgedrängt. Bald, dachte Myron, würden sie mit dem Rücken an der Wand stehen. Er fing an zu brüllen. »Hilfe! Mörder!«

Nichts rührte sich. Falls die Bewohner der Häuser in der Gasse etwas gehört hatten, würden sie jetzt nur ihre Türen verbarrikadieren.

Dann erscholl neuerliches Fußgetrappel, Stahl klirrte, und Schreie erhoben sich am Eingang der Gasse. Die Angreifer ließen von ihnen ab, drehten sich um und stürzten in wirrer Flucht davon. Myron und Bessas waren vorerst zu ausgepumpt, als daß sie ihnen hätten folgen können.

Wieder drang eine Schar dunkler Gestalten in die Sackgasse ein. Bessas hob sein Schwert, aber der vorderste der Neuankömmlinge rief: »Bessas von Zariaspa?«

»Wer seit ihr, bei allen Dämonen?«

»Freunde. Kommt rasch! Die Bande ist in der Überzahl und wird bald in voller Stärke wieder hier sein.«

»Also gut, aber kommt nicht zu nahe. Keine Tricks!«

Myron folgte Bessas, und dieser folgte den kapuzentragenden Neuankömmlingen. Andere schlossen sich ihnen an; Myron schätzte, daß sie ein halbes Dutzend zählten. Im Zickzack ging es durch die Gassen, und bald hatte Myron keine Ahnung mehr, wo er sich befand.

In einer kahlen Wand öffnete sich unversehens eine Tür. Gelber Lampenschein ergoß sich für einen Augenblick in die Gasse, und man sah einen toten Hund, der im Kot lag.

Myron, der immer noch sein Schwert in der Hand hielt, schob sich mit den anderen ins Haus. Am anderen Ende eines schmalen Ganges qualmte und blakte eine Öllampe in einer Nische in der Wand. Der Anführer entzündete einen Kienspan an der Lampe und führte sie mit dieser kärglichen Beleuchtung weiter. Über eine Treppe ging es abwärts unter die Erde, wo der Gang sich hierhin und dorthin schlängelte. Vereinzelte Türen aus grob behauenem, schwerem Holz waren in die Seitenwände eingelassen. Der Weg führte durch eine verwirrende Vielzahl von Kammern, Zimmern und Korridoren.

Dann fand Myron sich in einer langgestreckten Kammer wieder, die von mehreren bronzenen Petroleumlampen erhellt war. Bänke säumten die Wände, und in der Mitte war ein breiter, freier Gang mit einer darin eingelassenen Treppe; schmale Stufen führten von der Öffnung hinunter und verschwanden.

Zu beiden Seiten der Kammer befand sich eine Nische mit einer Statue. Die beiden Statuen zeigten jeweils einen nackten, geflügelten Mann mit einem Löwenkopf, um den sich eine große Schlange ringelte. Die Löwenmenschen standen auf

Kugeln und hielten ein Zepter in der rechten und einen Blitz in der Linken.

Am anderen Ende der Kammer erhob sich ein Altar. An der Rückwand hinter dem Altar war ein Relief angebracht. In künstlerischer Hinsicht, fand Myron, war es ein durchschnittliches Beispiel für steife, leblose Perserkunst. Die dargestellten Gegenstände indessen weckten sein Interesse.

Das Relief zeigte einen Stier, der von einem behosten Jüngling in die Knie gezwungen worden war. Der junge Mann trug eine Mütze mit Zipfeln, wie man sie bei den Ariern weiter oben im Norden finden konnte. Mit der Linken hielt er das Maul des Stiers gepackt, und die Rechte umfaßte ein Messer, mit dem er den Stier erstach. Ein Hund leckte das Blut auf, das der Wunde entströmte; eine Schlange umklammerte die Beine des Stieres, und ein Skorpion kratzte am Hodensack des sterbenden Tieres.

Myron wandte seine Aufmerksamkeit wieder der menschlichen Umgebung zu – gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie der mit einer Kapuze bedeckte Anführer Bessas mit einer kurzen rituellen Gebärde begrüßte; Bessas antwortete mit der gleichen Gebärde. Dann küßten die beiden Männer einander feierlich auf die Wange. Der Anführer schob die Kapuze zurück und enthüllte ein schmales, feingeschnittenes Gesicht. Er deutete auf Myron.

»Können wir dem Hellenen trauen?«

»Ich denke schon«, antwortete Bessas. »Er ist meine rechte Hand, und wenn er schwatzt –« Bessas grinste furchterregend und zog den Zeigefinger quer über seine Gurgel. »Wie kam es, daß ihr so plötzlich dort erschient?«

»Deine Sklaven haben gehört, daß du durch Babylon kommen wolltest und daß man dir höchstwahrscheinlich auflauern würde. Eingedenk der übergroßen Güte, die Phraates unseren Brüdern vor Jahren erwiesen hat, entsandten wir Männer, die dich bewachen sollten. Mehrmals allerdings haben wir dich aus den Augen verloren, da wir deinen Riesenschritten nicht folgen konnten.«

»War einer eurer Leute ein ziemlich kleiner Kerl, sehr unauffällig, mit dunklem Haar und Bart, in einer schäbigen braunen Jacke und einer geflickten grünen Hose?«

Der andere runzelte die Stirn. »Diese Beschreibung paßt auf keinen meiner Leute. Aber einer von ihnen hat berichtet, daß außer ihnen noch andere euch zu folgen schienen. Ich –«

Er wurde unterbrochen, denn vier weitere Männer kamen herein. Zwei von ihnen schleppten einen zerlumpten, schurkisch aussehenden Kerl mit sich, der aus einer Wunde in der Brust blutete. Der vierte trug die Sachen, die Myron und Bessas fortgeworfen hatten.

»Der hier lebt noch, Vater«, sagte einer der beiden, die den Verwundeten trugen. »Aber nicht mehr lange, wie mir scheint. Drei waren tot, und mehrere der Schurken sind verwundet entkommen.«

»Bringt ihn nach unten und seht, ob ihr ihm die Wahrheit entlocken könnt, ehe er stirbt«, befahl der Anführer. »Was ist, o Myron?«

Myron hatte nervös gezappelt. »Herr, ich brenne vor Neugier«, platzte er heraus. »Es sei, wie du willst, aber sage mir wenigstens dies: Seid ihr Mithraisten?«

»Ja. Wie du siehst, hat der Sohn des Usurpators uns mit seiner Verfolgung gezwungen, unsere Anbetungsstätten zu verbergen. Es wird indessen nichts schaden, dir zu erzählen –«

Ein Kreischen aus der Kammer unter ihnen schnitt ihm das Wort ab. Als alle ihre Haltung wiedergewonnen hatten, fragte Myron: »Wie darf dein Diener dich nennen ?«

»Nenne mich Embas. Wie ist es euch bei Murashu, dem Bankier, ergangen?«

Myron berichtete ihm von den Schwierigkeiten mit dem Zinssatz. Embas dachte eine Weile nach. »Murashu ist ein harter Mann«, sagte er dann. »Vielleicht kann der Herr des Bauernhofes in dieser Sache helfen.«

Wieder gellten Schreie von unten herauf. Kurz darauf kam einer der vermummten Mithraisten mit blutigen Händen die Treppe herauf.

»Vater Embas, der Räuber ist tot. Bevor er aber ins Land des Schweigens ging, verriet er uns, daß er einer von Labashis Gefolgsleuten war.«

»Und was noch?«

»Nur wenig. Vor zwei Tagen habe Labashi Nachricht aus Shushan erhalten; man habe ihn bedrängt, Bessas, den Sohn des Phraates, zu erschlagen, und ihm reiche Belohnung versprochen.«

»Das bedeutet Ardigula«, sagte Embas. »Kennt ihr Ardigula aus Baghdad – einer von euch?«

»Ich nicht«, antwortete Bessas. »Was ist Baghdad?«

»Ein Dorf am Tigris, vierzig, fünfzig Meilen weiter im Norden. Kennst du ihn, Myron?«

»Nein«, erwiderte Myron. »Aber halt – der Name kommt mir irgendwie bekannt vor. Mag sein, daß ich von ihm habe reden hören, als es um Zauberer und Okkultisten ging. Ich habe nicht weiter darauf geachtet, weil ich mit solchen Leuten nichts zu tun habe.«

»Wüßtest du einen Grund, weshalb er euch übelwollen könnte?«

»Nein – es sei denn, jemand bezahlte ihn, der einen Groll gegen uns hegt. Das Haus des Daduchus, zum Beispiel. Was ich hingegen weiß, ist, daß wir jetzt innerhalb von zehn Tagen viermal überfallen worden sind, das erstemal ohne jeden Zweifel von Leuten, die von den Daduchiden beauftragt waren. Wir haben ihren Anführer gefangengenommen und ihn zu einem Geständnis gezwungen. Wenn es so weitergeht, werden wir hundert oder mehr Überfälle über uns ergehen lassen müssen, ehe wir wieder zurück sind. Und auch wenn Hauptmann Bessas ein arger Streiter mit der Kraft des Rustam und dem Glück des Odysseus ist, bezweifle ich, daß wir sie allesamt überleben werden.«

»Berichtet, wie alles gekommen ist«, befahl Embas.

Bessas erzählte die Geschichte von Tamyras Vergewaltigung, als er geendet hatte, sagte Embas: »Der Zusammenhang ist naheliegend, aber unbewiesen. So oder so, ihr werdet euch nicht für alle Ewigkeit in unseren Höhlen verkriechen wollen; hingegen werden wir euch, wenn ihr weiter in Babylon umherspaziert, nicht andauernd beschützen können. Am besten, ihr macht euch auf den Weg nach Kush. Ardigula kann euch kaum über die syrische Wüste hinaus verfolgen.«

»Aber wie sollen wir das ohne hinreichende Mittel

bewerkstelligen?« wandte Myron ein. »Und wie bekommen wir unsere Pferde und unsere Ausrüstung aus der Kaserne? Selbst ein Vogel kann nicht fliegen, wenn er keine Flügel hat.«

Embas lächelte schmal. »Schlaft ein paar Stunden. Ihr werdet staunen, welche Hilfe der, der niemals schläft, denen zuteil werden läßt, die er liebt.«

Myron und Bessas legten sich in einer kleinen, an das Mithräum angrenzenden Kammer zum Schlafen nieder. »Wie in Heras Namen ist es dir gelungen«, fragte der Grieche noch, »diesem Stich auszuweichen, den der Kerl auf deinen Leib richtete? Ich sah dich schon tot.«

Bessas gluckste tief, langte in seine Hose und zog einen langen Streifen von festem Tuch hervor. Als er das Bündel entfaltete, blinkten Goldmünzen gelb im Lampenschein.

»Einer von Xerxes'« goldenen Bogenschützen hat die Schwertspitze aufgefangen«, sagte er. »Und vielleicht hat auch mein kleines Gebet zu Mithra geholfen.«

Am nächsten Morgen, eine Stunde bevor das erste Tageslicht über der von Kanälen überzogenen Euphratebene erschien, schlossen sich Myron und Bessas einer Karawane an, die auf dem Weg nach Damaskus war. Gähnend und fröstelnd saßen sie auf den Pferden, die Bessas gekauft hatte, und jeder führte ein Maultier am Zügel. Jedes der Maultiere trug einen der Speere auf dem Rücken. Myron hatte sich sein Kurzschwert nach Mederart umgeschnallt, tief unten an der rechten Seite; die Schlaufe am Ende der Scheide hatte er sich um den Schenkel geknotet.

Die Karawane ordnete sich in träger Schlangenlinie zu einer Kolonne. Esel schrien, Kamele brüllten, Pferde wieherten und Karawanenführer riefen Befehle, Ratschläge und Flüche.

Die Kolonne zog nordwärts auf dem Prozessionsweg und durch das mächtige Ishtar-Tor, wo verschlafene persische Soldaten mit den verfrorenen Füßen stampften und sich die Hände warmbliesen. Fackellicht flackerte auf den Löwen und Stieren an dem großen blauen Tor, und Myron kam es so vor, als ob der nächstbeste Sirrush ihn höhnisch angrinste. Jeder der Karawanenreisenden sprach ein Gebet an seinen Lieblingsgott, als er das Tor durchschritt.

Dann zogen sie durch die nördlichen Vororte und an der Flußstraße entlang durch den Morgennebel. Die Stadt versank hinter ihnen in der Düsternis.

In Myrons Tasche ruhte ein Pergament; darauf war ihr Vertrag mit Murashu und Söhnen verzeichnet, in dem sie sich verpflichteten, fünfzig Dareiken zu einem Jahreszins von zwanzig von hundert zurückzuzahlen. Myron erinnerte sich verschwommen, wie Bessas im Schein eines Kienspans stirnrunzelnd über den beiden Vertragsexemplaren gebrütet hatte und wie er sich mit der Zunge über die Lippen gefahren war, als er seine Unterschrift mit peinlicher Sorgfalt Buchstaben für Buchstaben auf das Pergament gemalt hatte. Embas hatte erklärt, der Mithra-Tempel stehe für das Darlehen gerade. Daraufhin hatte Murashu sich bereitgefunden, seinen üblichen Zinssatz zu berechnen, wenngleich die Abgesandten des Mithräums den Bankier aus dem Bett gezerrt hatten, um den Handel abzuschließen.

»Das meiste davon ist Barrensilber«, sagte Embas, »denn

solches Silber bringt in Ägypten mehr als den Nennwert von Münzen ein. Die Ägypter mögen keine Münzen; sie halten sie für neumodischen Firlefanz, der es Schurken ermöglicht, ehrliche Leute übers Ohr zu hauen.«

»Ähnliche Torheit ist mir in Indien begegnet«, erzählte Bessas.

»Aber weshalb kann der Reisende dann nicht einfach seine Shekel einschmelzen, wenn er in Ägypten ist?« wollte Myron wissen.

»Weil dich diese Beschädigung königlichen Münzgutes nur den Kopf kosten würde, wenn es ruchbar würde – wie sie den Satrapen Aryandes den Kopf gekostet hat.«

Als die Sonne hoch am Himmel stand, meinte Bessas: »Ich sehe keine Spur von irgendwelchen Verfolgern. Laß uns nicht den ganzen Weg bis Id mit diesen stinkenden Kamelen herumtrödeln, sondern unsere Gangart selbst bestimmen.«

Die beiden Reisenden lösten sich aus der Kolonne, spornten ihre Reittiere an und hatten bald die Spitze der Kamelkette erreicht. Da jedoch ritt ihnen ein kleiner, unauffälliger Mann auf einem Esel über den Weg.

»Ihr Herren!« rief er. »Folgt ihr dem Euphrat nach Barbalissos?«

»Was geht dich das an?« fragte Bessas stirnrunzelnd.

»Ich dachte, vielleicht gestattet ihr eurem Sklaven, mit euch zu reiten. Ich kann nicht weiter als bis Sirki bei der Karawane bleiben, denn sie nimmt dort die Wüstenstraße nach Thadamora, und die ist nur mit Kamelen passierbar. Überdies muß man eine Karwanengebühr an Shaykh Alman zahlen. Daher dachte ich –«

Bessas zog langsam seinen Partherbogen aus der Umhüllung und knurrte dabei: »Bei den Wassern des Ardvi, es ist an der Zeit, daß wir ein Ende machen mit –«

»Nicht so hastig!« mahnte Myron auf Griechisch. »Wir wissen ja nicht einmal, auf wessen Seite er steht.«

»Was also?«

»Wir können ihn leicht abhängen. Dieses Eselchen ist kein Pegasus.«

Bessas grinste. »Du magst dich uns anschließen«, rief er, »wenn du kannst.«

Bessas und Myron gaben ihren Pferden die Sporen und zerrten die Packtiere in vollem Galopp hinter sich her. So hetzten sie die palmengesäumte linke Uferböschung des Euphrat hinauf, und bald war weder die Karawane noch das Männchen auf dem Esel hinter ihnen zu erkennen.

In einer anderen Kammer in Babylon, ebenso unzugänglich wie das Mithräum, aber einem völlig anderen Zweck gewidmet, empfing Labashi seine Gefolgsleute. Die Kammer war zwar klein, aber mit kostbaren Stoffen und glänzendem Zierat behängt. Die Luft war schwer von Weihrauch. Tische und Fußböden waren mit Bergen von Dokumenten bedeckt, mit Papyrusbögen, Schafshäuten und Tontafeln. Astrologische Karten waren an die Wandbehänge geheftet.

Labashi saß auf einem erhöhten Stuhl, gekleidet in ein Gewand aus einem dünnen, glänzenden, unbekannten Stoff, der aus der Ferne des Ostens kam. Niemand, nicht einmal der König, besaß schon ein Gewand aus diesem schimmernden

Gewebe. Labashi war bucklig. Er hatte einen großen Kopf und ebenmäßige Züge, und er rasierte sich nach Priesterart.

Labashis Leutnant, der wegen einer Wunde hinkte, erstattete ihm Bericht, und Labashis schwarze Augen durchbohrten ihn mit ihrem Basiliskenblick. Einmal schlug er sich vor Zorn auf den Schenkel, als der Leutnant erzählte, wie die Retter aufgetaucht waren. Als der Bericht zu Ende war, blieb der Leutnant mit gesenktem Kopf stehen und wartete auf das Unwetter.

Es kam nicht. Statt dessen sprach Labashi mit sanfter Stimme.

»Nun gut, so müssen wir es mit einem anderen Plan versuchen. Die Ehre gebietet, daß wir beharrlich bleiben und unserem Kollegen Ardigula keine Enttäuschung bereiten.« Er stand auf und begab sich zu einer der Sternenkarten, die er mehrere Ush* lang studierte. Endlich befahl er: »Sucht mir einen Mann von Shaykh Waliqs Stamm und bringt ihn her, auf daß ich dem Shaykh eine Botschaft senden kann.«

* 1 Ush = 4 Minuten

5

Der Tempel der Huren

Myron und Bessas ritten flußaufwärts – vorbei an endlosen Reihen von Dattelpalmen, vorbei an knarrenden Ziehbrunnen, mit denen die in aller Frühe aufstehenden Bauern das Wasser aus den öffentlichen Kanälen zu ihren Bewässerungsgräben beförderten, vorbei an Feldern mit jungem Weizen und Gerste und vorbei an Seen und Sümpfen, aus denen sich Wasservögel mit donnerndem Flügelschlag erhoben. An Aggade zogen sie vorbei, mit seinen massigen Mauern und seinen Träumen von uralter Größe, und an Sippar mit seinem vielstöckigen Ziggurath. Sie überquerten Kanäle und ritten durch ungezählte, mit Lehmmauern umsäumte Dörfer.

In Kounaxa warteten sie, bis eine Kette von Dromedaren über die Schwimmbrücke getrottet war, die sich hier über den Euphrat spannte; die Glocken an den Hälsen der Tiere spielten eine melancholische Melodie. Myron betrachtete das schwankende Bauwerk mit einiger Scheu und wandte sich an den Dorfbewohner, der den Brückenzoll kassierte.

»Eure Brücke sieht aber nicht eben sicher aus«, bemerkte er. »Die Planken hängen durch, und die Hälfte der Pontons liegt sehr tief im Wasser.«

»O du guter und großer Meister!« entgegnete der Bauer mit jener speichelleckerischen Unterwürfigkeit, wie sie die Untertanen des Perserreiches gegenüber den Bediensteten des

Großkönigs an den Tag zu legen pflegten. »Das wird bald ausgebessert werden. Der König der Könige – mögen die Götter ihn bewahren! – hat deinen abscheulichen und nichtswürdigen Sklaven eine neue Brücke versprochen.«

Als sie das wacklige Bauwerk überquerten, sagte Myron: »Hoffen wir, daß sie ihre neue Brücke bekommen, ehe diese hier mit leisem Gurgeln unter ihren Benutzern versinkt.«

»Auf dreierlei soll man sich nicht verlassen«, erklärte Bessas. »Auf den Wasserstand eines Flusses, auf die Zahmheit eines Löwen und auf das Versprechen eines Königs. Vor allem, wenn es ein König wie dein froschäugiger Freund ist.«

»Embas nannte – äh, eben diesen Mann den Sohn eines Usurpators. Was hat er damit gemeint?«

Bessas senkte die Stimme »Wiederhole dies nicht, wenn du nicht willst, daß dein Kopf davonfliegt wie der Ball beim Stock-und-Ball. Manche glauben, daß dieser angeblich falsche Bardias, von dem Darius behauptete, er habe ihn getötet, bevor er nach dem Tode Kambyses' den Thron bestieg, überhaupt nicht falsch war. Sie glauben, er war Kambyses echter Bruder, den Kambyses nicht, wie Darius behauptete, umgebracht hatte.«

»Mein lieber Freund! Soll das heißen, die Geschichte von Gomates dem Magus, der Bardias' Platz einnahm, nachdem dieser ermordet worden war, und sogar die Frauen des Bardias zum Narren hielt, ist eine freche Erfindung?«

»Manche glauben es. Aber es gibt keine Geschichte, die zu erzählen gefährlicher wäre. Du kennst das Sprichwort: Wer den Mund geschlossen hält, lebt lange, derweil den Schwätzer die Vernichtung trifft.«

So ritten sie weiter. In Id angekommen, bestand Myron darauf, Rast zu machen, um sich die Asphaltquellen anzuschauen und den Iditern dabei zuzusehen, wie sie die klebrige schwarze Masse in Körbe schaufelten. Bessas kochte vor Zorn. »Wenn du dir unterwegs alles anschauen willst, was du noch nicht kennst, dann werden wir an Altersschwäche sterben, ehe wir zurückgekehrt sind.«

»Was ich hier tue«, erklärte Myron, »ist ebenso wichtig wie unser beider jämmerliches Leben.«

»Asphaltquellen angucken?«

»Nein. Ich spreche davon, den Ruhm von Miletos wieder zum Leben zu erwecken.«

»Mit Asphalt? Bist du verrückt?«

»Du verstehst soviel, wie dein Pferd von Astronomie versteht. Der Ruhm von Miletos war der Ruhm des Verstandes. Wir Milesier waren die ersten, die ernsthaft danach gefragt haben, wie das Universum gebaut ist und wie es funktioniert. Welche Form hat die Erde? Wohin geht die Sonne in der Nacht? Was ist die Grundsubstanz aller Dinge: Feuer, Luft oder Wasser? Woher kommt die Menschheit? Endgültige Antworten auf diese Fragen kennen wir vielleicht noch nicht, aber wir haben doch wenigstens nach Lösungen gesucht, statt die vielen widersprüchlichen Mythen zu glauben, die uns von den Priestern dargeboten werden.

Als Darius' General den ersten ionischen Aufstand niederwarf, wurden einige der Milesier massakriert, einige – wie ich – gerieten in Sklaverei, andere wurden nach Chaldäa verschleppt, wieder andere flohen nach Sizilien. Die Stadt

wurde restlos entvölkert. Andere Menschen sind seither nach Miletos gekommen, aber sie ermangeln unserer Tradition des Suchens nach Weisheit. Wenn ich auf meinen Reisen genug lernen kann, wird es mir vielleicht gelingen, die Tradition der Weisheitsliebe wieder zum Leben zu erwecken, wie sie einst Grundlage für den Ruhm meiner Stadt war.«

»Das klingt nobel, aber unpraktisch«, wandte Bessas ein. »Die meisten Menschen, das wirst du noch merken, kümmert es einen Dreck, ob die Erde wie ein Teller aussieht oder wie eine Tasse, oder ob sie meinetwegen rund ist wie eine Kugel.« Er feixte ob dieser absurden Vorstellung. »Statt dich für dein tiefgründiges Denken zu ehren, werden sie dich daher als bücherlesenden Narren verachten.«

»Auch der Hund kläfft an, was er nicht kennt«, erwiderte Myron beleidigt. »Außerdem können Weisheitsliebende auch praktisch sein, wenn es nötig ist. Thaies, der als erster die Regeln der Geometrie festlegte und den Lauf der Sonne von Sonnenwende zu Sonnenwende bestimmte, ärgerte sich einmal über Leute, die zu ihm sagten: ›Wenn du so klug bist, warum bist du dann nicht reich?‹ Da mietete er in einem Sommer alle Ölmühlen, und indem er auf diese Weise die Ölherstellung in seiner Hand hatte, verdiente er ein Vermögen. Danach widmete er sich wieder der Philosophie.«

»Möge Mithra deinen Unternehmungen gewogen sein. Wenn du auch so ein Vermögen erworben hast, wirst du vielleicht Bessas von Zariaspa bitten, es mit dir zusammen auszugeben. Wenn du aber jetzt nicht die Asphaltquelle Asphaltquelle sein läßt und mitkommst, dann werde ich dich kopfüber hineinwerfen. Dann lernst du die Eigenschaften des

mineralischen Pechs aus erster Hand kennen.«

Nordwestlich von Id wurde die Landschaft immer öder. Als Myron und Bessas in Baia Malcha ankamen, war die Wüste fast bis an das Ufer des Flusses herangekrochen, wo Pappeln und Tamarisken am Rande des Wassers und auf den Inseln im Fluß in kleinen Hainen wuchsen.

Städte gab es nur wenige, und sie waren klein. Die meisten Leute waren entweder Nomaden oder sie hausten in kleinen Hütten aus Schilf und Lehm unter den federblättrigen Tamarisken. Sie weideten Schafe auf kargen Grasstreifen, gingen mit dem Speer in seichtem Gewässer auf Fischjagd oder klopften auf das Dickicht, um Wildschweine hervorzutreiben.

Am nächsten Tag plagten sich die Reisenden durch ein trostloses Gelände voller Sand und Steine, das sich in sanften Wellen bis zum Horizont erstreckte, nur hier und da durchbrochen von einem vorspringenden Felsen oder einem kleinen Hügel. Kurzlebiges Frühlingsgras, das die Sommersonne noch nicht gebräunt hatte, bedeckte kleine Wüstenflächen mit einer graugrünen Schicht, in der Wildblumen leuchteten wie Edelsteine. Herden von Gazellen und Straußen erschienen und hetzten sogleich ins Blaue davon, wenn die Reisenden sich ihnen näherten.

Eine kleine gelbe Windhose erhob sich in einiger Entfernung, und sie trieb hierhin und dorthin. Als sie sich aufgelöst hatte, nahm eine andere ihren Platz ein. Als sie diese Staubwirbel eine Zeitlang beobachtet hatten, sagte Bessas: »Bei den vier Zitzen der Ishtar, ich wette, das ist ein Geist, den dieser Kerl Labashi uns auf den Hals geschickt hat, damit er uns bespitzelt! Ich

werde diesen Dämon lehren, *mich zu* belästigen!«

Der Baktrier gab seinem Pferd die Sporen und sprengte in die Wüste, und dabei machte er Pfeil und Bogen schußbereit. Als er an der Windhose vorbeigaloppierte, schoß er. Der Pfeil fuhr durch die Staubsäule, und diese verwehte und sank sofort zusammen. Bessas kehrte um, hob seinen Pfeil auf und kam grinsend zurückgeritten. »Was habe ich gesagt?«

»Ich fürchte, du hast ihn nur gestreift«, rief Myron. »Da ist noch einer – oder vielleicht ist es auch derselbe, ein bißchen weiter hinten.«

Eine neue Windhose tanzte in einiger Entfernung.

»Jedenfalls habe ich ihm eine Lektion erteilt«, grollte Bessas. »Ich vermute, wenn ich einen töte, kann der Zauberer jederzeit einen neuen heraufbeschwören – wie der kasmirische Hexenmeister, von dem ich dir erzählt habe, der auf einem Gipfel im Himalaja hockte und zum Spaß menschliche Häute sammelte.«

»Ich für meinen Teil«, sagte Myron, »würde sagen, es handelt sich um ein Naturphänomen. Herakleitos behauptete hartnäckig, daß es für die meisten Dinge rationale Erklärungen gibt; die Menschen müssen sich nur die Mühe machen, danach zu suchen.«

»Und wo sitzen die Götter in der rationalen Welt deines Herakleitos?«

Myron zuckte die Achseln. »In vielen Ländern habe ich Geschichten über die Götter gehört, und sie können wohl kaum alle zugleich wahr sein. Wie Xenophanes sagte: Wenn die Pferde einen Gott hätten, würden sie ihn mit Mähne, Schwanz

und Hufen vor sich sehen. Ich vermute, daß die Götter, die es gibt, unsere Vorstellungskraft übersteigen, so wie wir die Vorstellungskraft dieses Schmetterlings übersteigen.« Er deutete auf ein schwarzgoldenes Insekt, das ihnen über den Weg flatterte. »Ihm erscheinen wir zweifellos allmächtig, unsterblich und unfaßbar, so wie uns die Götter erscheinen.«

»Meinst du damit, daß die Götter in Wirklichkeit sterblich sind und nur viel länger leben als wir?«

»Ich weiß es nicht, Bessas. Kein Gott hat sich mir anvertraut. Ich weise nur auf eine Möglichkeit hin.«

»Hüte dich nur, daß du mit all deinem Hinweisen und Vermuten nicht den Zorn der Götter erregst, denn in einem sind sich alle Mythen einig: Sie sind eine zänkische und empfindliche Bande.« Und Bessas begann mit seinem dröhnenden Baß zu singen.

»Manch einer sinkt vor den Göttern auf die Knie, ein anderer sucht ganz zu ergründen sie, doch ich gehe meinen Gang und lasse die Götter in Ruh' und hoff, ich erreg' ihre Aufmerksamkeit nie.«

»Bist du denn kein Mithraist?« fragte Myron.

»Doch, aber ich langweile den Gott nicht mit ständiger Anbetung. Wenn er von mir ein Gebet empfängt, dann weiß er, es geht um eine wichtige Angelegenheit.«

»König Xerxes pflegt Mithra zum Neuen Jahr Pferde zu opfern. Inwiefern unterscheidet sich dann dein Glaube von seinem?«

»Oh, Xerxes verehrt Mithra genauso, wie wir Mithraisten an Auramazda glauben. Der Unterschied besteht darin: Wir glauben nicht, daß der Herr des Lichtes sich um die Probleme der einzelnen Menschen kümmert, ebensowenig wie König Xerxes höchstselbst jedem notleidenden Bauern in seinem Reiche Trost spenden kann. Auramazda ist fern und unberührt von all diesen materiellen Dingen; tatsächlich regiert Mithra die Welt. Unsere Gebete richten sich also an Mithra. Aber die Zoroastrier wollen Mithra auf den Rang eines bloßen Engels herabwürdigen. Wenn es Xerxes beliebt, Mithra geringzuschätzen und Auramazda unmittelbar anzusprechen, so ist das seine Sache; wie kommt er deshalb dazu, uns zu belästigen?«

»Ich nehme an, er trachtet danach, sein Reich zu stärken, indem er die arische Religion einigt.«

Bessas spuckte aus. »Wenn er den unsichtbaren Mächten zu Gefallen sein will, dann soll er damit beginnen, daß er selbst gerecht handelt, statt meine Mutter und mich für die Missetaten anderer leiden zu lassen.«

In Ana mit seinen Palmenhainen und der Festung auf einer Flußinsel machten sie Rast. Bessas gab Myron Unterricht im Bogenschießen und – mit Hilfe von Stöcken, die er aus Tamariskenästen schnitzte – im Schwertkampf. Am nächsten Morgen erwachte Myron mit zerschundenen Fingerknöcheln.

»Mag sein, daß dir kein Gott sich anvertraut hat«, waren Bessas' erste Worte. »Aber mich hat diese Nacht einer von ihnen in meinen Träumen besucht.«

»Ach.«

»Jawohl. Der Held Artganes war's. Er sagte –« (und Bessas

schloß die Augen):

»O Mensch, der du suchst, was gesucht wird vergebens, Hvareno bestimmt dir den Lauf deines Lebens: Rot soll hervorbringen Rot, und Blut ruft zu Blut, und das, welches haust hoch über der Flut, wird dir nicht helfen; setzt Vertrauen du darein, setzt Vertrauen du nur mehr in flüchtigen Schein. Eine schreckliche Tat in enger Kammer mag dir wundersam wenden den Todesjammer.«

»Klingt bedrohlich. Wer ist Hvareno?« fragte Myron.

»Unsere Schicksalsgöttin – unsere Tyche. Was hältst du davon?«

»Vorläufig gar nichts; aber ich habe zu oft gesehen, wie Orakel manipuliert wurden, als daß ich noch viel Rücksicht auf sie nehmen könnte.«

»Mißachte nicht göttliche Warnung. So sicher sind wir unseres Weges und unseres Schicksals nicht, daß wir ein hilfreiches Zeichen leichthin abtun könnten.«

Myron wiederholte das Gedicht langsam auf Persisch. »Wir suchen also etwas vergebens? Das würde bedeuten, daß der Drache doch nicht bei den Quellen des Nils zu finden ist.«

»Es könnte bedeuten, daß er zwar gefangen werden kann, aber noch nie gefangen worden ist, weil er so stark und wild ist.«

»Oder aber, daß etwas anderes, etwa das Leben deiner Mutter, das du zu erhalten trachtest, und Ruhm als Philosoph, nach dem ich strebe, auf diese Art nicht zu erlangen ist. Nun,

wahr genug ist's ja, denke ich; Zarina ist sterblich wie wir alle. Aber der Rest der Verse ist so wirr, daß ich nichts damit anzufangen weiß.«

Bessas seufzte. »Wenn das alles vorbei ist, wird ihr Sinn zweifellos ebensowenig zu übersehen sein wie die Nasen in den Gesichtern der Achämeniden, und wir werden uns selber Dummköpfe schelten, weil wir ihn nicht erkannt haben. Aber jetzt sollten wir uns lieber aufmachen.«

Sie erreichten Mari, eine Karawanenherberge inmitten der Ruinen einer großen Stadt. Myron wühlte mit gesenktem Kopf in den graubraunen Schutthaufen wie ein Hund, der eine Witterung aufgenommen hat, bis Bessas brüllte: »Bei Ahrimans bronzenen Eiern, weshalb verschwendest du hier deine Zeit?«

»Ich hoffe einen Hinweis auf die Geschichte dieser Stadt zu finden. Die Leute in der Gegend wissen nichts darüber.«

»Weil sie schlau sind. Wenn du hier lange genug herumstöberst, wirst du noch den Geist eines längst verstorbenen Königs aufwecken. Orte wie dieser sind nicht geheuer. Viele blutige und finstere Taten sind hier verübt worden, und der Einfluß des Bösen überdauert die Jahrhunderte. Der Totendämon soll deine Neugier holen – komm jetzt!«

Sie ritten an Dura vorbei, das hoch oben auf seinem Felsen thronte, umgeben von den verfallenen Ruinen einer assyrischen Festung. Und jeden Tag tanzten die Windhosen wie Staubteufel am Horizont. Bessas wurde immer unbehaglicher zumute; er murmelte beschwörende Bannsprüche und betete unentwegt zu Mithra. Auch übte er mit seinem Pferd Vayu, das wie jedes richtige Schlachtroß gelernt hatte, die Feinde seines Reiters mit Zähnen und Hufen zu attackieren und, wenn sein Reiter stürzte,

über ihm stehenzubleiben und ihn zu schützen.

Ein Sandsturm fegte über sie hinweg und zwang sie, sich für einen halben Tag in ihrem Zelt zu verkriechen, wo sie dem Geheul und dem teuflischen Gelächter der Wüstendämonen lauschten. Wenn der Sturm zwischendurch nachließ, erzählte Bessas von Dämonen, denen er an den Grenzen des Reiches begegnet war.

Ein ausnehmend unangenehmer Geist, neun Fuß hoch und mit langem, weißem Haar bedeckt, hauste in den Austaner Bergen östlich von Baktrien. Dieser Dämon konnte einem Menschen die Knochen aus dem Leibe saugen, ohne seine Haut zu verletzen. Mit eigenen Augen gesehen habe er ihn zwar nicht, erzählte Bessas, aber er habe ihn nachts um seine Hütte schleichen hören, und am nächsten Tag im Schnee seine Fußspuren entdeckt. Nur das Trommeln und die Gesänge des Dorfschamanen hatten den Dämon daran gehindert, in die Hütte einzudringen. Myron war zwar skeptisch, was Geschichten über Dämonen und andere Spukgestalten betraf, aber er hielt es für taktvoller, seine Zweifel für sich zu behalten.

Sie gelangten nach Sirki, wo der Araxes seine Fluten in den Euphrat ergießt und von wo die Karawanen zum einsam in der Wüste gelegenen Thadamora aufbrachen. Hier erfuhren sie, wie es in der Wüste von Aram zuging. Indem Shaykh Alman, der Herr von Thadamora, die Karawanen beschützte, suchte er den Karawanenverkehr durch seine Oase zu verstärken. Shaykh Waliq hingegen, der mit den Thadamoriten in Fehde lag, überfiel eben diese Karawanen und ließ die Abkürzung durch die syrische Wüste so zu einer abenteuerlichen Angelegenheit werden.

Als Azaura hinter ihnen lag, trafen sie wieder häufiger auf menschliche Behausungen. Im Süden erschienen Hügel und Bergketten am Horizont. Blaue Lagunen säumten den Euphrat, und Schlammbänke lagen darin wie kolossale Krokodile. Das Land wurde fruchtbarer, und an die Stelle der Dattelpalmen traten Olivenbäume. Die Staubteufel hörten auf, die Reisenden zu beschatten.

Myron schaute zu einigen merkwürdigen, abgeplatteten Hügeln hinüber, die sich über hundert Fuß weit abseits vom Ufer erhoben. »Ich frage mich, was diesen Hügeln wohl eine so merkwürdige Form gegeben haben mag – wie Tische …«

»So schweig schon still, Grieche!« fauchte Bessas. »Deine unaufhörliche Fragerei verdrießt mich.«

Myron musterte seinen Gefährten scharf. Während des ersten Teils ihrer Reise den Euphrat hinauf, war Bessas ein fröhlicher und angenehmer Gesellschafter gewesen. Jetzt aber zeigte er sich immer jähzorniger. Einmal hatte er eine ganze Stunde lang geweint und sich geweigert, den Grund für seinen Schmerz zu offenbaren.

Die Nacht des neunundzwanzigsten Nisanu verbrachten sie an der Furt bei Tipsah. Der Mittag des nächsten Tages fand sie in Barbalissos, wo der Euphrat, der von Norden herunterkam, einen Bogen gen Osten nach Sippar und Babylon beschrieb. Südlich und westlich des Flusses ragte eine steile Böschung in die Höhe.

In der Schänke lauschte Bessas dem Stimmengewirr. »O Myron«, fragte er dann, »welche Sprache sprechen diese

Menschen? Ich kenne sie nicht.«

»Ich auch nicht.« Myron sprach einen kleinen, stämmigen Jüngling, der eine Kette mit Amuletten aus Kupfer und Kristall um den Hals trug, auf Aramäisch an. »Verzeih, Herr, aber verstehst du mich?«

»Ja, ich kann in syrischer Zunge sprechen. Wie kann dein Sklave dir zu Diensten sein?«

»Indem er sich hersetzt, einen Becher Wein auf unsere Kosten trinkt und uns sagt, was ein Reisender in dieser Gegend wissen muß. Zunächst einmal: Welche Sprache hören wir hier ringsumher?«

»Karisch. Unsere Vorfahren waren Söldner im Dienste des Krösus von Lydien, der Kyros in die Hände fiel, als Sardeis stürzte. König Kyros siedelte uns hier in Barbalissos an, weit weg von unserer heimatlichen Erde. Was ist euer Ziel, meine Herren?«

Myron schilderte knapp ihre Mission und erkundigte sich nach Straßen und Herbergen in Syrien. Der junge Mann beantwortete alle Fragen, doch dann konnte er sich nicht länger beherrschen.

»Meister, aber für eine solche Reise müßt ihr doch noch mehr Leute mieten, bevor ihr euer Ziel erreicht, nicht wahr? Ich habe gehört, in Afrika leben wilde schwarze Menschen, die andere Menschen fressen, wenn sie sie fangen können. Da werdet ihr außer den eigenen noch weitere starke Arme brauchen, wenn ihr euch durch ein so gefahrvolles Land kämpfen wollt.«

»Wir werden sehen, was wir brauchen, wenn wir da sind«, sagte Bessas. »Warum?«

Der Jüngling streckte die Hände aus. »O ihr Herren, nehmt mich mit! Ich will nicht einmal Sold verlangen, bis wir in Ägypten sind, wenn ich nur mitkommen darf.«

»Wir haben keinen –« begann Bessas, aber Myron schnitt ihm das Wort ab.

»Warum bist du so erpicht darauf, Meister – wie ist dein Name?«

»Skhâ, Sohn des Thuvlo, so nennt man euren Sklaven. Mein Vater ist Gerber und Färber hier in Barbalissos, und, beim Barte des Teshub, ich habe die Nase voll von diesem Uringestank! Er rechnet selbstverständlich damit, daß ich sein Geschäft übernehme. Aber er hat noch zwei starke Söhne, und mich gelüstet es, diese Pfütze von einer Stadt hinter mir zu lassen, die Welt zu sehen und, wer weiß, vielleicht ein Krieger wie meine Vorväter zu werden.«

»Du bist ein bißchen rundlich für diese Art von Arbeit, mein Kleiner«, stellte Bessas fest.

»Ich bin kein Schwächling, auch wenn ich vielleicht nicht so lange Knochen habe wie du! Ich diene in der Stadtwache und bin an Kriegswaffen ausgebildet.«

»Strecke die Hände aus«, forderte Bessas ihn auf. »Und jetzt nimm meine.«

Skhâ quetschte Bessas' Riesenpranke; er preßte, bis ihm der Schweiß übers Gesicht und in den schütteren jungen Bart rann. Bessas hielt dem Druck mühelos stand. Dann fing er seinerseits an zu drücken, bis er dem Jüngling schließlich ein schmerzliches Grunzen entlockte. Sofort ließ Bessas die Hand los – die Finger waren geschwollen und purpurn verfärbt.

»Nicht übel für einen Städter«, meinte Bessas.

»Dann nehmt mich, ich bitte euch!« rief Skhâ. »Ich arbeite hart, und ich werde bestimmt ein tapferer Krieger sein, wenn Not am Mann ist. Ich fürchte nichts, denn dies hier –« er berührte das Halsband mit den Amuletten –« beschützt mich. Ihr braucht mir nur zu essen zu geben, bis wir in Ägypten sind. Dann mögt ihr mir den üblichen Lohn zahlen.«

Bessas drehte eine Strähne seines Bartes um seinen Zeigefinger. »Meister Skhâ, du sagst, du kostet uns von hier bis Ägypten nur Brot und Wein. Aber wir haben kein Pferd übrig, das du reiten könntest, und keine Waffe, mit der du dich wappnen könntest.«

»Das ist wahr.« Skhâs Mundwinkel krümmten sich herab. »O Schmerz und Mißgeschick!«

»Wohlan«, fuhr Bessas fort, »morgen bei Sonnenaufgang brechen wir nach Halpa auf. Wenn du mitkommen willst, dann sei beritten und bewaffnet eine Stunde vor Aufbruch bei uns.«

»Aber wie –«

»Wie du das anfängst, ist deine Sache. Gute Nacht.«

Am nächsten Morgen führte der Weg die beiden Reisenden durch das hügelige Grasland des nördlichen Syrien, vorbei an Dörfern, die aussahen wie Ansammlungen von steinernen Bienenkörben. Sie waren noch keine Stunde unterwegs gewesen, als sie hinter sich Hufgetrappel vernahmen. Sie drehten sich um und erblickten Skhâ auf einem scheckigen Pony, der einen Speer schwenkte. Dazu hatte er ein leichtes Lederschild, wie es auch Myron und Bessas mit sich führten. Auf dem Kopf trug er einen mit Bronzestreifen verstärkten, mit

einem Kamm gezierten Lederhelm. Der Helm war ihm zu groß und rutschte ihm über die Augen, so daß er den Kopf in den Nacken legen mußte, um etwas zu sehen. Neben Bessas' Riesenroß war das Pony winzig, aber da Skhâ der kleinste der drei war, machte das kaum etwas aus.

Bessas musterte seinen Rekruten mit schmalen Augenschlitzen. »So«, rief er. »Woher hast du denn das Pferd und die Waffen?«

»Du hast gesagt, es sei meine Sache, wie ich –« begann Skhâ, aber Bessas fiel ihm brüllend ins Wort.

»Keine Widerrede! Ich weiß, was ich gesagt habe, aber heute stelle ich dir eine Frage, und ich will eine klare Antwort!«

Skhâ biß sich auf die Unterlippe, schluckte und gehorchte schließlich. »Die Waffen habe ich aus der Waffenkammer der Stadt geborgt, und das Pferd gehört meinem älteren Bruder.«

»Nun gut. Mag sein, daß auch wir noch dies oder jenes werden borgen müssen, ehe die Reise beendet ist. Aber das heißt nicht, daß unter uns stibitzt werden darf! Mit Langfingern machen wir kurzen Prozeß.« Bessas strich sich mit der Handkante über die Gurgel. »Überlege wohl, ehe du eine Entscheidung triffst. Der Weg wird länger und mühseliger werden, als du es dir vorstellst, und womöglich werden wir bis zur Brücke des Jüngsten Gerichts gehen müssen. Du wirst in mir auch keinen freundlichen, umgänglichen Führer finden. Ich will versuchen, dich gerecht zu behandeln, aber sanft und langmütig bin ich nicht. Wenn ich befehle, erwarte ich, daß du springst. Unser Leben kann davon abhängen, wie schnell du tust, was ich sage. Verstehst du das?«

»Ja, Meister. Dein Diener hat seinen Entschluß bereits gefaßt. Ich komme mit euch, und wärest du der Drache Illuyanka, der sich verkleidet hat.«

»Dann schwöre!« Und Bessas nahm Skhâ einen Schwur ab wie den, den er mit Myron getauscht hatte.

Skhâ erwies sich als geschwätziger junger Mensch, der seinen Gefährten eine Frage nach der anderen stellte und über seine eigenen Angelegenheiten plapperte. »Welchen Weg nach Ägypten gedenkt ihr zu nehmen ?« wollte er wissen.

»Über Phönikien und Judäa«, sagte Myron. »Durch das Land Kanaan, wie es in den alten Manuskripten heißt.«

»Über Land also? Laßt mich euch sagen: Ich habe mit vielen Reisenden gesprochen, und sie sagen übereinstimmend, es sei schneller und weniger mühsam, wenn man in einem der phönikischen Häfen ein Schiff besteigt.«

»Wir nehmen den Landweg«, beharrte Bessas. »Pferde und Maultiere vertragen die Seefahrt nicht.«

»Kann es sein, daß die edlen Perser, die ja eine Sterbensangst vor dem Wasser haben, die Seefahrt nicht vertragen?« Skhâ grinste frech.

»Nennst du mich einen Feigling?« brüllte Bessas. Seine Hand fuhr zum Schwertgriff, und sein Gesicht verzerrte sich leidenschaftlich.

»O nein, Herr! Aber du –«

»Still! Alle beide!« rief Myron. »Bessas, du hast mich gleich zu Anfang davor gewarnt, mit den Untergebenen zu streiten. Würdest du um den Schatten eines Esels zanken? Kannst du nun schwimmen oder kannst du es nicht?«

»Nein, aber was geht das euch an? Die Taufe, die ich im Oxus empfing, als mir die Massagetai auf den Fersen waren, reicht mir für den Rest meines Lebens.«

»Und kannst du schwimmen, Skhâ?«

Skhâ spielte mit seinen Kupfer- und Kristallamuletten. »Nein. Aber ich fürchte mich nicht vor einer Schiffsreise –«

»So hört! Bessas hat mir das Bogenschießen und das Schwertfechten beigebracht, weil diese Fertigkeiten sich vielleicht als nützlich erweisen werden. Aber die Fertigkeit zu schwimmen wird vielleicht ebenso nützlich sein, denn vor uns liegen noch viele Flüsse und Seen. Und weil alle Milesier schwimmen lernen, meine lieben Freunde, werde ich euch diese Kunst lehren, sobald wir an ein Gewässer gelangen, das für diesen Zweck tief genug ist. Kein Widerspruch, meine Schüler«, warnte er entschlossen, als er merkte, daß die beiden Einwände erheben wollten. »Sonst müßtet ihr zugeben, daß ihr nicht nur einer bedeutenden Fertigkeit unkundig seid, sondern daß ihr euch überdies scheut, diese Unkenntnis zu beheben.«

Die beiden fügten sich. Bei Sonnenuntergang ritten sie einen sanft abfallenden, von kargem Gras bewachsenen Hang in eine weite, flache Talsenke hinunter. Hier, inmitten von Obstgärten und Weinbergen am Ufer des träge fließenden Chalos, lag Halpa. In der Stadtmitte erhob sich eine finstere Zitadelle mit steil aufwärtsstrebenden Mauern.

In einem Gasthof nahmen sie Quartier. Ein Pförtner mit einem Turban auf dem Kopf und Furunkeln im Gesicht ließ sie durch das in die hohe, kahle Steinmauer eingelassene Tor herein.

Innen befand sich ein geräumiger, viereckiger Innenhof. Ein Springbrunnen sprudelte in der Mitte des Vierecks, und die Stallungen für die Reittiere der Reisenden bildeten die Umfriedung. An der Rückseite jedes Stalles stand ein großer Schrank für das Gepäck. Darüber lag eine Schlafkammer, zugänglich über einen Balkon, der rings um den Innenhof herumführte. In einer Ecke des Hofes, in einem würfelförmigen braunen Ziegelgebäude, war die Schenke untergebracht; die Wohnung des Besitzers lag darüber im ersten Stockwerk.

Nachdem sie ihre Tiere angebunden und ihr Gepäck verstaut hatten, begaben sich die drei Reisenden in die Schenke, um dort den berühmten Wein von Halpa zu genießen. Sie tranken in tiefen Zügen, und dann sagte Skhâ: »Meister Bessas, ich bitte dich, gib mir einen kleinen Vorschuß – sagen wir, einen halben Shekel – auf das Geld, das ich in Ägypten bekommen werde.«

»Natürlich, du kleiner Bettler –! Zum Haus der Lüste willst du gehen!«

»Aber Herr –«

»Schweig, verflucht!«

»Aber –«

»Einen Moment«, sagte Myron. »Wozu brauchst du das Geld, Skhâ?«

»Nun, äh – dies ist die Zeit, da die unverheirateten Mädchen von Halpa in den Tempel der Ashtarth gehen – oder der Ishtar, wie ihr sie im Osten nennt –, um sich als Tempelhuren ihre Mitgift zu verdienen. In Barbalissos haben wir keinen solchen Tempel, und deshalb gelüstet es mich, die Gelegenheit hier beim Schöpfe zu packen.«

»Warum machen wir nicht eine kleine Feier daraus?« schlug Myron vor. »Drei Würfe schaffe ich zwar nicht mehr, aber ich denke, ein oder zweimal wird sich der alte Kegel schon noch aufstellen lassen. Was meinst du, Bessas?«

Der Riese saß mit dunkelrotem Gesicht da, ballte die Fäuste und atmete schwer. Er runzelte die Stirn, biß sich auf die Lippe, zauderte und sagte schließlich: „Ich bin dabei – aber erst nach dem Essen. Ist dein Tempel nachts geöffnet, Skhâ?«

»Bis Mitternacht. Aber, Herr, wenn ich mir erlauben darf – äh…«

»So rede schon, Junge!«

»Meinst du nicht, daß wir zuerst ins Badehaus gehen sollten?

Ich will dich nicht beleidigen, aber du weißt ja, wie die Frauen sich manchmal anstellen –«

In einem neuerlichen, unerwarteten Stimmungsumschwung lachte Bessas dunkel grollend auf. »Ja, Bürschlein, das sehe ich ein. Was mich betrifft, so pflege ich ja jeden Monat einmal ein Bad zu nehmen, ob ich nun eines brauche oder nicht. Aber dies ist wohl ein besonderer Anlaß, wie?«

Fackeln brannten rings um den Tempel der Ashtarth im Westen der Zitadelle. Von der Mauer der Zitadelle erklang der Klageruf des Mondkünders, und mit flachem Blöken begrüßten Widderhörner die schmale Silbersichel, die tief unten am westlichen Himmel den Anfang eines neuen Monats anzeigte.

Bessas und seine Gefährten betraten den geräumigen Temenos der Ashtarth und schauten sich um. Unmittelbar vor ihnen lag der heilige Teich, in dem fette alte Karpfen

schwammen, einige so lang wie ein Männerarm. Edelsteine blinkten, mit goldenen Klammern befestigt, an ihren Flossen.

Ein Klirren lenkte die Aufmerksamkeit der Reisenden nach links. Dort, in sicherer Entfernung vom Tor, erblickten sie angekettet das lebende Symbol der Göttin – einen alten Löwen mit steilem Rücken und grauem Maul, der mit einer goldenen Kette an einen Pfahl gefesselt war. Er stapfte hin und her und gab sich den Anschein eines fetten alten Mannes, der in einer Turnhalle kraftlos seinen Körper ertüchtigt.

Rechts stand ein massiver Holzpfeiler, zwanzig Kubit hoch und aus dem Stamm einer Zeder aus den Bergen des Libanon gehauen. Der Pfeiler war rauh, aber doch unverkennbar geschnitzt wie ein aufrecht stehender Phallus. Eine Schar Syrer umstand ihn, und oben auf der Spitze hockte ein Priester, der mittels kleiner, seitlich in den Pfeiler getriebener Pflöcke auf diese halsbrecherische Höhe geklommen war. Der Priester hatte seine Hände zu einem Schalltrichter geformt und brüllte Gebete hinauf in den sternenbesäten Himmel.

Dicht am Fuße des Pfeilers stand ein weiterer Priester mit einer Opferschale. Immer wenn das Opfer eines Gläubigen in die Schale klimperte, brüllte der Priester am Boden den Namen des Bittenden und sein jeweiliges Begehr zu dem Priester auf dem Pfeiler hinauf. Dieser Priester brüllte sodann das Gebet zu den Göttern empor, die ihn wegen seines erhöhten Platzes wahrscheinlich besser hören konnten. Nach jedem Gebet schüttelte er ein Sistrum, denn das silbrige Klappern dieser Rassel war bekannt als wirkungsvolles Mittel zum Vertreiben von Dämonen.

Jenseits des Fischteiches stand ein kleiner Tempel inmitten

des heiligen Bassins, überschattet von einer uralten Eiche, an deren unteren Ästen Hunderte von Halsketten, Armreifen und Stoffstreifen hingen, die von den Gläubigen hier in Dankbarkeit für vergangene oder in der Hoffnung auf zukünftige Wohltaten aufgehängt worden waren. Irgendwoher wehte eine klagende Hymne heran, begleitet vom Klang einer Lyra. In den Gesang und das Geschrei der Priester bei dem Pfeiler mischte sich noch ein weiteres Geräusch: Das Blöken von Schafen, die in einem Pferch an der Rückseite des Naos gehalten wurden, wo sie den Gläubigen zum Brandopfer feilgeboten wurden.

Die Reisenden reihten sich in die Schlange der Wartenden vor dem Bassin ein; hier wurden ihnen, als die Reihe an ihnen war, von Eunuchenpriestern mit bemalten Gesichtern die Hände gewaschen. Während sie warteten, wandte Bessas sich an Myron und brummte: »Hoffen wir nur, die Mädchen hier sind nicht wie die Hexe, die ich in Patala kannte; die pflegte sich auf dem Höhepunkt des Beischlafes in eine Kobra zu verwandeln. Gut, die indischen Gebräuche sind anders als unsere, aber diese Gepflogenheit finde ich gleichwohl ungebührlich.«

Einer der Priester, fett, bartlos und juwelenklirrend, geleitete sie an die Westseite des Tempels. Hier waren Kordeln so an Stangen gespannt, daß sie einen Weg markierten. Der Weg führte im Zickzack an einer Reihe von Bänken vorbei, auf denen an die zwanzig junge Frauen saßen; sie waren bunt gekleidet und trugen Perlenketten auf dem Kopf und um den Hals.

Myron nahm sich Zeit; er schlenderte vor den Mädchen auf und ab. In dem matten, rötlichen Licht machte es ihm Mühe, ihre Gesichter zu erkennen. Einige der Frauen lächelten einladend, andere senkten demütig die Lider, und wieder andere

blickten unglücklich und furchtsam drein. Endlich erwählte sich Myron eine, die seinen herausfordernden Blick erwiderte. Er warf ihr seine drei Pfennige in den Schoß.

»Ich rufe dich im Namen der Göttin.«

Das Mädchen steckte das Geld ein, erhob sich und führte Myron zu einer Reihe von Hütten am Rande des Temenos.

Eine halbe Stunde später erwarteten Myron und Skhâ ihren Anführer am Eingang zum Temenos. Skhâ grinste.

»Wie ist es dir ergangen?« fragte er.

»Es ging. Allerdings finde ich heutzutage den frühen Morgen für solches Treiben geeigneter. Und du?«

»Bei mir ging's ausgezeichnet; erst hatte sie ja Angst…« Und er begann mit einem wortreichen Bericht über seine Erlebnisse und beschrieb jede Attacke, jede Parade in allen Einzelheiten. Danach erzählte er von einem Großonkel namens Mizai, der als Söldner in Ägypten gedient hatte, ehe die Perser dieses Land erobert hatten, und dessen eigentliche Großtaten im Bett und nicht auf dem Schlachtfeld vollbracht worden waren. So schnatterte er wohl eine halbe Stunde lang. Unterdessen wurde Myron immer unruhiger, denn Bessas zeigte sich nicht. Als er seiner Besorgnis Ausdruck verlieh, meinte Skhâ: »Oh, ein so kraftvoller Mann wird sein Mädchen mehrmals hintereinander besteigen wollen. Also, da war er nun, mein Großonkel, sicher verborgen im Harem des Königs Aahmes. Aber die Weiber wollten ihn nicht einen Ush lang in Ruhe lassen; hundert Frauen und Konkubinen befriedigen womöglich die Eitelkeit eines Königs, aber du kannst die ganze Welt absuchen, bis du einen König findest, der hundert Frauen und Konkubinen befriedigen

kann. Nun, sechs Tage lang tat Mizai sein Bestes, aber es war nicht mehr, als drei gewöhnliche Männer auch hätten tun können. Und während er noch die Frauen beglückte und diejenigen besänftigte, die sich darum stritten, welche von ihnen als nächste an die Reihe kommen sollte, da kam ein Weib hereingerannt und jammerte, König Aahmes sei vorzeitig von seinem Feldzug zurückgekehrt und steige in diesem Augenblick vor dem Palast von Memphis von seinem Streitwagen herunter.«

»Und da? Haben sie Mizai in einem Wäschekorb hinausgeschmuggelt?« fragte Myron.

»Nein. Sie dachten wohl daran, wie auch an viele andere Listen, aber aus dem einen oder anderen Grund ließ sich keine davon in die Tat umsetzen. Mein Onkel hielt die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit, und so wappnete er sich, rannte durch Hallen und Gemächer des Palastes und brüllte: ›Haltet den Eindringling! Faßt den Verbrecher! Ein Schurke will sich in den Harem schleichen! Packt ihn, auf daß die Behausung unseres göttlichen Königs nicht entweiht werde !‹

Wie er so umherrannte und schrie, stieß Mizai auf den König, der sogleich den Grund für diesen Aufruhr wissen wollte. Stammelnd erzählte Mizai seine Geschichte: Er sei auf seinem Posten gewesen, und ein Eunuch habe ihn herbeigerufen, weil ein Einbrecher im Palast gesichtet worden sei. Und mitten in seiner Erzählung fiel Mizai einfach in Ohnmacht und stürzte krachend zu Boden. Der Grund für diese Schwäche lag in Mizais Erschöpfung, verursacht durch die Strapazen bei den Frauen des Königs. Der König indes hielt es für eine Folge seiner eifrigen Bemühungen zum Wohle Seiner Majestät, und so beförderte er ihn zum – o ihr Götter! Schau!«

Skhâ starrte an Myron vorbei, und die Augen quollen ihm aus den Höhlen.

Wer da im Laufschritt von den Frauenhütten herankam, war Bessas, der ein Mädchen über der Schulter trug. Er war völlig bekleidet, aber die Frau war nackt. Als der Baktrier an Myron und Skhâ vorüberkam, brüllte er: »Los doch, ihr Hurensöhne! Ich will sie retten.«

»Allmächtiger Zeus!« hauchte Myron.

Da er nicht wußte, was er sonst tun sollte, rannte er seinem Anführer hinterher. Skhâ tat desgleichen, ebenso kurz darauf die Tempelwachen und die Eunuchenpriester, die letzteren unter schrillem Gequieke. »Halt! Vergewaltigung! Entführung!« Der Löwe brummte.

Andere schlossen sich der Jagd an, bis Bessas an der Spitze einer Prozession lief, die sich über drei Häuserblocks hinzog; viele trugen Fackeln, und alle brüllten Drohungen und Beschimpfungen gegen den Ausländer. Im Zickzack ging es durch enge Gassengewölbe, wo das einzige Licht der rötliche, pulsierende Schein der Fackeln in den Fäusten der Verfolger war. Sie rannten durch das stinkende Gerberviertel, aus dem Haipas berühmte Lederwaren kamen.

Ein Stein streifte Myrons Haar. Er glaubte Klauenhände in seinem Rücken zu fühlen, wagte aber nicht, sich umzudrehen, da er fürchtete, sonst zu stolpern. Sein Atem ging heftig und rasselnd und seine Füße stampften auf das Pflaster; angestrengt mühte er sich, mit Bessas Schritt zu halten. Der Baktrier rannte leichtfüßig dahin; er atmete nicht einmal schwer, obgleich er seine Last zu tragen hatte.

Es war eine lange Hetzjagd, denn der Tempel lag auf der anderen, der Herberge entgegengesetzten Seite der Stadt. Myron hätte sich in den Gassen rettungslos verlaufen, aber Bessas hatte die Strecke einmal zurückgelegt und fand jetzt ohne Zögern die richtigen Einmündungen.

Der Ashtarth-Tempel lag zwölfhundert Schritte weit hinter ihnen, als die kahlen, festungsartigen Mauern der Karawanserei den Sternenhimmel endlich verdunkelten. »Laßt uns ein!« brüllte Bessas.

Der Nachtpförtner öffnete das Tor. Bessas stürzte hinein und stieß den Mann grob beiseite. Er stellte das Mädchen auf die Beine. Als er sah, daß Myron und Skhâ durch den Eingang hereingestolpert kamen, schlug er das Portal zu und schob den Riegel vor. Im nächsten Augenblick hämmerten Fäuste und Knüppel an das Tor. »Aufmachen! Laßt uns ein! Der Mann ist ein Räuber! Man muß ihn der Gerechtigkeit zuführen!« schrie es durcheinander.

»Mach das Tor auf, und es wird das letzte sein, was du tust!« knurrte Bessas den Pförtner an, der unentschlossen von einem Fuß auf den anderen hüpfte. Zu Myron gewandt, sagte Bessas: »Holt unsere Sachen und sattelt die Pferde. Wir überlegen uns, wie wir sie vom Tor weglocken, damit wir ausbrechen können.«

Myron schnappte nach Luft. »Was im Namen des Hundes hat das zu bedeuten?«

Das nackte Mädchen kreischte etwas im Dialekt von Halpa. Der Herbergswirt und einige seiner Gäste kamen aus der Schenke gelaufen. Das Hämmern am Tor wurde stärker.

»Die Pest über dich, Bessas!« schrie Myron. »Wenn du eine

Frau haben willst, dann kannst du dir eine kaufen –«

»Sie ist keine Sklavin, sondern eine unterdrückte freie Jungfrau, die ich retten –«

»So hört doch, ich bitte euch!« rief der Wirt. »Sie sagt, sie wünscht nicht, mit euch zu gehen. Was sie im Tempel gesagt hat, war nur ein Scherz.«

»Was?« Bessas fuhr herum und starrte das Mädchen an. »Ist das wahr? Sprich langsam!«

»Es ist wahr«, sagte das Mädchen und fing an zu schluchzen. Myron sah, daß sie an Armen und Schenkeln mit Blumen und Tauben tätowiert war. »Ich h-hielt dich für einen so großen, törichten Trottel, daß ich dachte, ich mache mir einen Spaß mit dir und erzähle im Scherz von meinem harten Los, und daß ich ihm so gern entrinnen würde. Nie hätte ich geglaubt, daß du das alles ernst nimmst. Und als du mich dann zum Tempel hinauschlepptest, da wurde ich so heftig durcheinander-geschüttelt, daß es mir den Atem verschlug und ich nicht reden konnte. Aber ich kann doch mein Heim und meine Familie nicht verlassen, um mit wilden Abenteurern durch die Welt zu streifen! Gebt mir etwas, womit ich mich bedecken kann, und dann laßt mich zurück zu meinem Tempel.«

Bessas' Narbengesicht fiel ein, seine Schultern erschlafften. Der Wirt öffnete das Tor einen Spaltbreit, und Bessas stemmte sich mit dem Rücken dagegen, um zu verhindern, daß die Meute von draußen hereinstürmte. Unter viel Geschrei überzeugte der Wirt die Leute schließlich, daß alles ein Mißverständnis gewesen sei. Dann wurden einige Priester mit ihren Gefolgs-leuten eingelassen. Das Mädchen hatte sich inzwischen in einen geborgten Mantel gehüllt, und Tränen durchfurchten die

Schminke in ihrem Gesicht. Bessas stand am Rande, ließ den Kopf hängen und nagte vor Scham und Ärger an seinem Schnurrbart.

Als man das Mädchen weggeführt hatte, trat der Hohepriester, von Tempelgardisten und Bewaffneten der Nachtwache umgeben, dem Baktrier gegenüber. Die purpurne Robe des Priesters war in Unordnung geraten, und die hohe Tiara aus vergoldetem Papyrus saß schief auf seinem Kopf; er keuchte noch immer von der ungewohnten Anstrengung.

»Mein guter Mann«, begann der Priester mit seiner hohen Kastratenstimme, »wir können nicht zulassen, daß du in unserer Stadt das Unterste zuoberst kehrst und den geweihten Raum unseres heiligen Tempels mit solch unheiligen Taten schändest. Entweder wirst du der Göttin für die empörende Beleidigung, die du ihr angetan hast, eine Buße zahlen, oder ich übergebe dich diesen Männern, die dich vor dem Magistrat schleppen werden.«

»Das Roß der Dürre soll dich zertrampeln! Wenn du glaubst, du kannst mir mein Geld durch Erpressung und Nötigung –« hob Bessas streitsüchtig an, doch Myron fiel ihm ins Wort.

»Laß mich das erledigen«, sagte er. »Heiliger Vater, wollt Ihr mich in die Schenke begleiten?«

Myron fand Bessas einige Zeit später in einer Ecke des Innenhofes; er hockte da und trank in einsamer Verdrossenheit. »Ich habe uns für zehn Shekel freikaufen können«, erzählte der Grieche. »Er wollte einen ganzen Dareikos, aber ich habe ihn heruntergehandelt.«

»Das ist Raub! Ich werde nicht –«

»O doch! Denke an deine Mutter. So ist's schon besser.«

Der nächste Morgen verstrich in düsterem Schweigen auf der Straße nach Hamath. Gegen Mittag machten sie Rast, und Bessas starrte die beiden anderen an, die Fäuste in die Hüften gestemmt.

»Da ihr nun gesehen habt, wie ich mich zum Narren gemacht habe, empfindet ihr beide vermutlich keinen Respekt mehr für mich«, begann er mißmutig. »Wenn dem so ist, mögt ihr mich verlassen; ich entbinde euch beide von eurem Eid. Ich führe niemanden, der mich ansieht, als wäre mir die Blase geplatzt und die Hose durchnäßt.«

Myron lächelte. »Aber das Gegenteil ist der Fall, alter Knabe; wir schätzen dich höher als zuvor, denn nun wissen wir, daß auch du menschliche Schwächen kennst. Niemand ist gefeit gegen alle Schwierigkeiten.«

Bessas' braune Augen blitzten scharf und wütend unter den buschigen Brauen hervor. »Schwörst du, daß du die Wahrheit sagst?«

»Bei Zeus und allen Göttern, ich schwöre es. Du auch, Skhâ?«

Auch der Karier schwor.

»Werdet ihr dann auch schwören, von dieser Sache niemandem zu erzählen?«

»Zehntausend Dämonen mögen mich in Streifen reißen, wenn mir auch nur ein geflüstertes Wort darüber entschlüpft!« bekräftigte Myron. Auch Skhâ schwor.

Bessas grinste breit, packte die beiden und versetzte ihnen

einen laut schmatzenden Kuß. »So ist's besser«, erklärte er. »Allmählich fühle ich mich wieder wie ein Mann und edler Arier.« Und er fing an zu dichten:

»Folgen Diebe und Löwen auch meinen Spuren,
suchen auszurauben mich Händler und Huren,
hab' ich Freunde im Rücken mit eisernem Herzen,
zieh' getrost, bis ich sterb', ich durch staubige Fluren.«

Myron biß in ein Stück Käse. »Was ist eigentlich geschehen, dort im Tempel?« fragte er. »Du warst doch nicht berauscht; was also hat zu dieser wunderlichen Episode geführt?«

»Es war, wie das Weib sagte«, antwortete Bessas, genüßlich kauend. »Wisse, daß ich bei all meinen Künsten die Weiber nie mit leichter Hand habe behandeln können, wie es die meisten Krieger ja tun. Bei edlen Frauen bin ich schüchtern und weiß nichts zu sagen, und die niedere Sorte stößt mich rasch ab. Ein Weisheitsliebender, den ich einst in Indien traf, riet mir, es mit Enthaltsamkeit zu versuchen, wie die nackten Asketen seiner Bruderschaft. Aber auch das fällt mir nicht leicht, denn meine Lanze ist stark und rasch zum Angriff eingelegt. Außerdem – ach Ahriman, zerschmettere das ganze unzüchtige Geschlecht der Weiber! Außer meiner Mutter.«

»Manchmal glaube ich«, sagte Myron, »deine Mutter hat dich mehr geliebt, als gut für dich war.«

»Mögest du ohne Nachkommen bleiben! Laß meine Mutter aus dem Spiel!« Bessas machte eine so bedrohliche Miene, daß Myron sich hastig entschuldigte. Als er den Riesen

beschwichtigt hatte, fuhr dieser fort: »Frauen sehen mich auch nicht mit Wohlgefallen an, denn sie fürchten, ich werde sie mit meiner Größe verletzen. Und ich muß sagen, oft tue ich es auch, denn ich bin dabei so täppisch wie ein Pferd auf dem Dach.« Er grinste. »Du hättest einen Kurs in praktischer Erotik durchführen sollen, o Myron, als du damals mein Lehrer warst. Aber wie dem auch sei – da ich weder Eunuch bin noch der Knabenliebe fröne, treiben mich unbefriedigte Gelüste in der Nacht oft an den Rand des Wahnsinns. Wenn ich mit euch beiden manchmal ohne rechten Grund grob umgesprungen bin, so war dies die Ursache, und ich bitte euch jetzt um Verzeihung dafür.

Als ich im Temenos der Ashtarth den Pfad der Wahl beschritt, sah ich, daß viele der Jungfern bei meinem Anblick zurückschreckten. Fürwahr, gleich da hätte ich fortgehen sollen, aber eine von ihnen sah mir doch keck in die Augen. Also erwählte ich sie. Sie hieß Ghulamath und war die Tochter eines Bauunternehmers aus Halpa. Und in der Tat, wir brachten einen hübschen Marschrhythmus zustande, dort in der Hütte.«

»Wer lag oben?« wollte Skhâ wissen.

»Das geht dich nichts an. Als es vorüber war, fragte ich sie, ob ich eine zweite Runde galoppieren dürfe – sofern sie mir ein paar Ush an Zeit gewährte, damit mein Schwert wieder an Härte gewinnen könne. Während wir aber warteten, erzählte Ghulamath mir eine jammervolle Geschichte über das harte Los einer Tempelhure: wie sie Fremdlinge aller Art willkommen heißen müsse, die, oft ungewaschen und stinkend, nur auf ihr eigenes Vergnügen bedacht seien. Nun weiß ich, daß solcher Tempeldienst unter den Leuten dort als fromme und ehrwürdige Arbeit gilt, aber mir erscheint er schändlich und schmutzig und

einem anständigen Weib nicht geziemend. So erregte das Mädchen mein Mitgefühl, und da erfaßte mich eine heftige Liebe zu ihr. Und wenn ich in Liebe entbrenne, dann kann die Frau, der sie gilt, mit mir tun, was sie will. Als sie nun unter Seufzern dem Wunsch Ausdruck verlieh, ein Held möge erscheinen und sie »aus allem herausholen«, wie sie sagte, da wollte ich ihr nur zu Gefallen sein und nahm sie beim Wort. Jetzt sehe ich ein, daß sie mich zum Narren gehalten hat.«

Der Riese wischte sich eine Träne aus dem Auge.

» Voll ist die Erde von Bosheit, und voll sind nicht minder die Wasser«, zitierte Myron. »Dein gebrochenes Herz wird wieder heilen. Laß uns weiterreiten.«

6

Der Turm der Schnecke

Südlich der Stadt Hemesa, wo man die bunten Schärpen webt, funkelte der blaue See von Qadesh in der Sonne. Früher einmal war hier nur ein Sumpf gewesen, in dem die alte Schlange gerastet hatte, ehe sie sich kopfüber ins Meer stürzte. Aber in längst vergessenen alten Zeiten hatten die Geschöpfe, die dieses Land bewohnt hatten, den zänkischen Fluß mit massiven Steinblöcken eingedämmt.

Südlich des Sees von Qadesh, am Westufer des Schlangenflusses, stand die Stadt Qadesh. Sie schimmerte in der weichen warmen Luft des syrischen Frühlings. Obst- und Weingärten umschlossen ihre Mauern, und junger Weizen bedeckte die Ebene bis hin zu den Ausläufern des Libanon mit leuchtendem Grün.

Es war der vierte Tag des Ayaru; in seiner Werkstatt in der Gegend der Straße der Zimmerleute stand Malko bar-Daniel, der Stellmacher, und schnitzte das Ende einer Radspeiche zapfenförmig zu. Neben ihm auf der Werkbank stapelten sich frischgeschnitzte Speichen und neu ausgesägte Felgen. Die Nabe lag in der Radgrube und wartete darauf, daß Malko und sein Sohn Odainath die Speichen in die gleichmäßig ringsum gebohrten Nuten hämmerten. Malko war mit dem Zapfen eben fertig, als eines seiner Enkelkinder in den Hof gelaufen kam.

»Großvater, Fremde stehen am Tor! Sie kommen von Onkel

Daniel in Babylon.«

Malko, ein hochgewachsener, gebeugter Mann mit einem langen weißen Bart, streckte seine knirschenden Gelenke und begab sich zum Tor. Drei Männer standen draußen, bronzebraun von der Sonne und staubig. Einer von ihnen, ein riesenhafter Mann, trug einen persischen Baschlyk, eine medische Jacke und ausgebeulte lederne Reithosen, die in hohen, weichen Stiefeln steckten. Ein kleinerer, älterer Mann, mittelgroß und breitschultrig, war ähnlich gekleidet. Der dritte, jung, klein und rundlich, trug eine Filzmütze, die seine Ohren bedeckte, eine Tunika, die bis über seine bloßen Knie reichte, und derbe Schuhe, deren Spitzen aufwärtsgebogen waren.

»Friede.« Malko legte die Hand auf Herz, Lippen und Stirn.

»Friede«, erwiderten die Fremden fast wie aus einem Munde; ihre Gebärden allerdings unterschieden sich je nach Herkunft. Der Riese streckte seine mächtige Pranke zum Handschlag aus. Der mittelgroße Mann hob die Linke und wedelte damit vor und zurück, wobei er die Handfläche einwärts gekehrt hielt. Der Jüngling schließlich legte die Arme kreuzweise vor die Brust und verbeugte sich.

Myron von Miletos stellte sich und seine Gefährten vor und berichtete von ihrem Zusammentreffen mit Daniel bar-Malko in Babylon.

»Im Namen der gesegneten Götter, ihr Herren«, sagte Malko, »ihr müßt als Gäste in meinem Hause weilen, solange ihr in Qadesh seid. Betrachtet meine bescheidene Hütte, als wäre es die eure.«

»Ich danke dir, Herr«, antwortete Myron. »Aber eigentlich

sind deine Diener auf der Suche nach deinem Sohn.«

»Meinst du meinen Sohn Odainath? Er ist in der Schmiede, aber ich will ihn gleich rufen –«

»Nein; ich meine deinen Sohn Kothar, den Reisenden –«

»El vergebe uns! Kothar ist mein Sohn nicht mehr.«

»Oh. Es betrübt uns, zu hören, daß Unstimmigkeiten dein Haus verdunkeln. Gleichwohl müssen wir Kothar finden.«

»Ich mag nicht aussprechen, was Abtrünnige und Gotteslästerer treiben – möge Ramman sie zerschmettern!«

Malko und seine Besucher standen einander stumm gegenüber, bis Malko erneut das Wort ergriff. »Aber kommt nur immerhin herein. Bei Reshaps Zungen – die Erwähnung dieser unangenehmen Angelegenheit läßt mich meine Pflichten als Gastgeber vergessen.«

»Aber –« wollte Bessas einwenden, aber Myron stach ihm mit dem Daumen in den Rücken und bedankte sich überschwenglich bei Malko; dann betrat er an der Spitze seiner Gefährten den Hof.

Eine Stunde später saßen die Reisenden gewaschen und gekämmt bei einem Lederschlauch voll einheimischen Weines und erzählten Malko von ihrer Reise.

»Bei Hadad und Ashtarth!« rief der Stellmacher aus. »Ihr müßt an einem Glückstag aufgebrochen sein, wenn ihr so viele Gefahren unbeschadet überstanden habt.«

»Wir erwarten, Schlimmeres zu erleben«, sagte Myron. »Wir sind unterwegs nach Kush.«

»Wo liegt das?«

»Kush liegt jenseits von Ägypten, im Süden. Es heißt, dort hausen kleine Menschen, weniger als ein Kubit hoch, die man Pygmäen nennt, und auch andere Wunder soll es geben.«

»Bei den gesegneten Göttern, das ist in der Tat ein kühner Plan! Hütet euch vor tödlichen ausländischen Dämonen und den grimmigen Göttern der Fremden.«

»Wir sind in Geschäften des Königs unterwegs, und deshalb dürfen wir die Gefahr nicht scheuen«, erklärte Myron. »Du siehst, Meister Malko, da keiner von uns jemals in Ägypten gewesen ist, brauchen wir einen Führer, der die Sprache spricht und sich dort auskennt.« Der alte Mann runzelte die Stirn, und Myron fuhr hastig fort: »Ich bin sicher, das jegliches Mitglied deiner Familie, wie groß seine Unzulänglichkeiten auch sein mögen, vertrauenswürdiger ist als ein Führer von der Sorte, wie wir sie in den Weinschenken auflesen könnten.«

Vielleicht hatte der Wein Malko bar-Daniel milde gestimmt. Er saß eine Zeitlang schweigend da. Dann sagte er: »Nun, als ich zuletzt von Kothar hörte, lebte er in Marath.«

»Wo liegt das?«

»An der Küste zwischen Arvad und Athar, etwa eine Tagereise von hier. Ihr müßt zurück nach Hemesa und von dort die Straße zur Küste nehmen; sie führt über den Paß in den Bergen und folgt dann dem Fluß der Freiheit bis zum Meer. Statt euch dort südwärts nach Palästina und Ägypten zu wenden, biegt ihr gen Norden und folgt der Küstenstraße etwa zwölf Meilen weit.«

»Du meinst, wir wenden uns nach rechts statt nach links?«

»So ist es. Auf diesem Weg gelangt ihr nach Marath. Wenn

ihr dort zwischen den Gräbern der Nekropolis herumstöbert, werdet ihr meinen Sohn Kothar sicher finden.«

»Ist er denn verstorben?« fragte Myron.

»Er ist tot für seine Familie und für die wahre Religion seiner Ahnen, aber er ist nicht tot im üblichen Sinn. Gleichwohl haust er in einem Grab.«

»Eine sonderbare Vorliebe! Will er Miete sparen?«

Malko schmunzelte. »Er sagt, er nimmt den magischen Einfluß seines antiken Grabmals in sich auf; es stammt, so behauptet er, aus der Zeit vor der Flut. Und diese Aura uralter Nekromantie, wie er es nennt, erleichtert ihm seine Zauberei.«

»Wie ist der Name des Grabes?«

»Es heißt ›Turm der Schnecken‹«

Bessas grunzte. »Ein unheimlich klingender Name. Ich selbst habe nicht viel übrig für Zauberei. Mir genügt, was mir jener Bursche in Kabura gezeigt hat, der Flöhe verhexte, bis sie die Größe von Hunden hatten, und sie dann auf alle hetzte, denen er grollte.«

»Nun«, sagte Malko, »ihr dürft nicht sagen, ich hätte euch nicht gewarnt. Betet zu den heiligen Göttern, daß euch das, was ich euch mitgeteilt habe, nicht in den Untergang führt.«

»Wer an den Rand der Welt reisen will«, dozierte Bessas, »muß sich den Pfeilen des Schicksals aussetzen.«

Beim Essen erzählten Myron und Bessas ihrem Gastgeber, was es mit ihrer Suche nach dem Drachen auf sich hatte.

»Bei dem Stoßzahn, der Tammuz durchbohrte!« rief Malko. »Das ist eine Aufgabe für einen Halbgott. Ich bedaure, daß wir euch da nicht helfen können; der einzige syrische Drache ist der,

welcher unter dem Libanon-Gebirge schlummert.«

»Was für ein Drache ist das?« fragte Myron.

»Unsere Legenden berichten, daß ungefähr zu Zeiten der Flut eine kolossale geflügelte Schlange mit goldenen Schuppen das Land heimsuchte, bis Hadad einen Blitz auf sie niederfahren ließ. Um dem Gott zu entrinnen, grub sich der Drache schräg in die Erde hinein, und zwar mit solcher Wucht, daß er damit das Bett des Schlangenflusses aushob und schließlich gar nicht mehr zu sehen war. Dort steckt er noch immer. Wenn die Erde bebt, dann wissen wir, daß der Drache aufgewacht ist und seine Windungen streckt. Ich rate euch, ihn nicht zu ärgern.«

»Ich fürchte, er ist nicht von derselben Art wie der, den wir suchen.« Myron lächelte. »Außerdem, scheint mir, ist er selbst für tüchtige Drachenjäger wie uns zu groß, als daß wir ihn fangen könnten.«

Die Sonne versank mit Blut und Feuer im Syrischen Meer, als die Reisenden die Küstenstraße hinauf in Richtung der Stadt Marath ritten. Südlich der Stadt war der Boden unfruchtbar und salzig, und sanft gewellt reichte er bis zum Meer, das zur Linken lag. Rechts ging es bergauf bis zu den fernen Bastionen des Bargylos, an dessen Flanken zahlreiche graue Kalksteinvorsprünge, vom Sonnenuntergang rosig überhaucht, aus dem dunkelgrünen Unterholz ragten. Achthundert Schritte weit im Norden ragte die massige Zyklopenmauer von Marath auf. Am nordwestlichen Horizont schwamm die Inselstadt Arvad im purpurnen Meer –eine pechschwarze , zerklüftete Silhouette vor dem scharlachroten Himmel.

Bessas hielt einen Vortrag über die Unzulänglichkeiten des knolligen Bronzegebisses, das die Unsterblichen an ihrem

Zaumzeug verwendeten. »Sicher, mit diesem gräßlichen Ding kann man jedes Pferd daran hindern, durchzugehen«, wetterte er. »aber einem Reiter, der seine Sache versteht und nicht den Kopf verliert, sollte das ohnedies nicht widerfahren. Und jedes Pferdemaul ist für gefühlvolle Behandlung verdorben, wenn es ein solches Gebiß vierzehn Tage lang gespürt hat. Bei den Strahlen Tishtryas, jeder Kerl, der ein anständiges Pferd mit einem solchen Marterwerkzeug mißhandelt, gehört in Jauche getaucht und dann bei den Zehen zum Trocknen aufgehängt! Die richtige Art hingegen, ein –« Er brach ab, drehte sich im Sattel um und spähte zurück. »Wir haben Begleitung. Auf Kamelen.«

Myron und Skhâ schauten sich um. »Ich wünschte, ich hätte Augen wie du«, sagte Myron. »Ich sehe Punkte, die sich bewegen wie Insekten, aber ich vermag nicht zu erkennen, was für Wesen es sind.«

Bessas schauderte. »Ich habe ein bedrohliches Gefühl – so, als versuche mein *fravashi,* mich zu warnen.«

»Ach, du hast zu lange auf Malkos Märchen von vorsintflutlicher Magie gehört. Wahrscheinlich ist dieser Kothar bloß jemand, der es gelernt hat, selbständig zu denken, und deshalb gilt er gleich als Zauberer.«

»Die uns da folgen, machen mir mehr Sorgen. An der Küste von Kanaan benutzt man Kamele nur selten.«

»Kaufleute vielleicht?«

»Wir werden sehen.«

Sie ritten an mehreren Gräbern vorbei; einige lagen dicht bei der Straße, andere ein Stück weit entfernt. Spuren von

menschlichem Leben waren rings um die Bauten nicht zu entdecken. Sie holten eine Schafherde ein, die auf Marath zugetrieben wurde. Der große, wilde Hund des Schäfers bellte und knurrte und machte ihre Pferde scheu, bis der mit einem Rock bekleidete Schäfer ihn beim Halsband faßte.

»Ist dir ein Mann namens Kothar bekannt?« fragte Myron ihn. »Er lebt in einem Grab, das ›Turm der Schnecke‹ heißt.«

»Kothar?« wiederholte der Schafhirte.

»Ja.«

Der Mann sagte etwas auf Kanaanitisch und deutete nach Nordwesten. Bessas ritt voraus, von der Straße herunter und in die angegebene Richtung. Der Hirte schaute ihnen stirnrunzelnd nach und trieb seine Herde dann schnell voran.

Große, gelbblühende Disteln bedeckten den Boden, und Scharen von Eidechsen huschten raschelnd zwischen ihnen umher. Vor den Reisenden, auf einem sumpfigen Stück Land, erhob sich kahl und schwarz der Turm der Schnecke vor der untergehenden Sonne.

Es war ein würfelförmiges Gebäude von über zwanzig Kubit Seitenlänge, aus enormen rohen Steinblöcken errichtet. Durch eine Öffnung an der Südseite und eine weitere im Osten hatte man Zutritt zur Grabkammer. Oben, über der Dachkante, waren die Ruinen einer Steinpyramide zu sehen, einer Art kleiner, schwarzer Ziggurath. Einige der dazugehörigen Steinblöcke waren heruntergefallen und lagen verstreut im Schilfgras.

Staunen und Furcht erwachten in Myron, als er das Grab betrachtete. Der Baustil war anders als alles, was er bisher auf seinen Reisen gesehen hatte. Es war, als habe eine intelligente,

aber nicht menschliche Rasse, die in diesem Land lange vor den Kanaanitern gelebt hatte, dieses Grabmal erbaut, bevor sie spurlos verschwunden war, ohne auch nur eine Spur ihrer Geschichte oder ihrer Legenden zurückzulassen.

»Ich muß hier rasch absteigen und mein Zaumzeug reparieren«, sagte Skhâ mit angstvoll gepreßter Stimme. »Reitet nur schon weiter, ihr Herren; ich werde euch bald einholen.«

»Du bleibst bei uns, wenn du weißt, was gut für dich ist«, versetzte Bessas in scharfem Ton.

Skhâ umklammerte seine Amulette und gehorchte. Als die Reisenden sich dem Turm der Schnecke näherten, machten die Hufe ihrer Pferde schmatzende Geräusche auf dem sumpfigen Boden, und die Tiere bewegten sich nervös und voller Unbehagen voran. Vor dem Südeingang des Grabes hielt Bessas an und rief: »Ho ho, Kothar bar-Malko!«

Sein Ruf verhallte. Stille trat ein, und man hörte nur das Rascheln der Eidechsen, das Zirpen der Grillen, das Summen der Mücken und das eifrige Malmen der Pferde und der Maultiere, die ein paar Kräuter ausrupften. Die glühende Sonne, in scharlachrote und purpurne Bänder gehüllt, berührte die stählerne Kante des Horizonts. Bessas wiederholte seinen Ruf.

»Wer ruft da?« antwortete jetzt eine Stimme aus dem Grabe.

Myron fühlte, wie seine Haarwurzeln sich regten, so sehr war es gewesen, als habe ein Geist aus dem Grabe geantwortet. So rational und skeptisch er auch alles Übernatürliche betrachtete, so gern wäre er doch in diesem Augenblick woanders gewesen. Neben ihm riß Skhâ in einem Augenblick der Panik sein Pferd herum, aber ein scharfer Zuruf von Bessas brachte ihn wieder zu

sich, und er zügelte sein Pferd.

»Komm heraus und sieh selbst«, rief Bessas.

Ein Mann erschien im Eingang des Grabes und setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden. Das Zwielicht und die Haltung des Mannes machten es Myron schwer, viel zu erkennen, aber ein schmales, blasses Gesicht glaubte er doch zu sehen. Der Mann trug ein langes Gewand und einen spiralig gedrehten Syrerhut, beides von dunkelblauer Farbe.

»Heil, ihr Sterblichen!« sagte Kothar bar-Malko.

»Selber sterblich«, erwiderte Bessas. »Warum hast du beim ersten Mal nicht geantwortet?«

»Weil ich nicht da war. Mein Körper war hier, aber mein Geist war weit fort. Und wer seid ihr?«

Bessas nannte ihm seinen Namen und berichtete von ihrer Expedition. »Nun«, schloß er, »willst du die Stelle als unser Führer haben?«

Kothar schwieg einen Augenblick lang. Dann sagte er: »Ich muß bestimmte Wesen, die nur mir bekannt sind, befragen, ehe ich mich entscheide. Vorläufig aber erzähle mir mehr von euren Plänen. Ihr könnt heraufkommen, um hier zu rasten.« Er ließ eine leichte Holzleiter herunter, die vom Eingang des Grabes bis zum Boden reichte. »Aber sei behutsam, Bessas, o Herr, denn meine Leiter ist nicht gebaut für jemanden von deinem Gewicht.«

»Du hältst die Tiere, Skhâ.« Bessas glitt aus dem Sattel.

»Zieht eure Köpfe ein«, warnte Kothar, als Bessas und Myron die Leiter erklommen.

Myron schaute sich forschend um, und wieder war seine

Miene die eines Jagdhundes, der Witterung genommen hat. Hinter sich hörte er Bessas, der Skhâ eben befahl, einige Waffen heraufzureichen.

Im Herzen des Turms erweiterte sich der Gang zu einer Grabkammer. Ein zweiter niedriger Gang führte von der Kammer zum Eingang an der Ostseite. In die Wände der Grabkammer hatte man zweifach übereinander eine Reihe von Nischen für die Toten gehauen, aber alle Spuren der ursprünglichen Bewohner waren verschwunden. Kothars Habe, darunter ein Stapel alter Manuskripte, ruhte jetzt in diesen Nischen. In der Mitte der Kammer gähnte im Boden ein weiteres Grab.

Eine Treppe, die über zwei der vier Wände reichte, führte zu der verfallenen Pyramide auf dem Dach. Durch Lücken im Mauerwerk schimmerte der dunkler werdende blaue Himmel.

Als Myron gesehen hatte, was es im Innern des Turmes zu sehen gab, kehrte er zum Südeingang zurück, wo Kothar und Bessas einander gegenübersaßen.

Kothar hatte keinerlei Ähnlichkeit mit seinem Bruder Daniel. Er war groß und schmal und hatte runde Schultern, eine fahle Haut und eine lange, spitze, vorstehende und leicht gekrümmte Nase. Die Nase und die Art, wie er den Kopf vorreckte, verliehen ihm das Aussehen eines Raubvogels. Sein Gesicht war glattrasiert; nur an der Spitze seines Kinns sproß ein kleines Bartbüschel. Seine großen, dunklen, tiefliegenden Augen musterten Bessas mit leuchtendem Blick und ohne mit der Wimper zu zucken. Seine Stimme klang tief und seltsam vibrierend.

»… wenn du einen halben Shekel pro Tag für einen guten Lohn hältst, Hauptmann Bessas, so ist das dein gutes Recht. Ich

bin indessen nicht verzweifelt auf der Suche nach einer Anstellung. Im Gegenteil, ihr kommt zu einem Zeitpunkt, da ich mich inmitten eines großen Unternehmens befinde, welches ich werde zurückstellen müssen, wenn ich euch führen soll.«

»Was ist das für ein großes Unternehmen?« grollte Bessas.

»Es ist ein Experiment in spiritueller Wissenschaft. Ich fürchte, eine genauere Erklärung würde dich ermüden.«

»Wissenschaft oder nicht, tüchtige Führer finde ich jede Menge für einen Kupferpfennig pro Tag. Wenn das also dein letztes Wort ist –«

»Ay!« schrie plötzlich Skhâ, der draußen wartete. »Ein Überfall!«

Dann hörte man Stimmengewirr, Hufschlag, das Brüllen von Kamelen und das Schwirren eines Pfeiles. Das Geschoß fuhr zwischen Bessas und Kothar hindurch, verfehlte Myron um einen Fingerbreit und prallte klappernd gegen die Wand der Grabkammer.

Mit einem donnernden Fluch sprang Bessas auf und stieß mit dem Kopf gegen die niedrige Decke des Ganges. Er taumelte gegen die Seitenwand, blinzelnd und nach Luft schnappend. Myron zerrte ihn zurück, damit er den Eingang im Auge behalten konnte. Kothar saß mit offenem Mund da.

Myron erhaschte einen kurzen Blick auf Skhâ, der auf seinem Pony saß und die beiden anderen Pferde und die Maultiere im Galopp vom Turm weg in Richtung Marath trieb. Gleich darauf war er hinter der Ecke des Eingangs verschwunden.

Dreißig Schritte weit entfernt galoppierten etwa zwanzig Araber auf Dromedaren heran; rasch kamen sie näher. Einige

von ihnen trugen nur Lendenschurze, andere waren in üppige, weite Röcke gehüllt, die den Oberkörper frei ließen. In ihrer Mitte ritt ein älterer Mann, der einen Mantel trug und ein Tuch um den Kopf gewunden hatte. Dieser Mann leitete den Angriff und deutete mit seiner Reitgerte voraus. Die meisten der Araber waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet, einige hatten aber auch Lanzen oder Wurfspieße. Wieder schlugen Pfeile gegen das Mauerwerk.

Myron zauderte. Er hatte sein Schwert. Zwei Speere lagen im Eingang auf dem Boden, und Bessas' Bogenhülle lag neben dem gestürzten Riesen. Bessas lehnte an der Wand, noch immer halb betäubt. Welche Waffe sollte Myron nehmen? Die Araber kamen näher, und der Pfeilregen wurde dichter; einer pfiff Myron haarscharf am Ohr vorbei.

Die Leiter!

Sie stand am südlichen Eingang zum Turm der Schnecke und lud die Angreifer ein, heraufzukommen. Hastig griff Myron nach unten und fing an, die Leiter hochzuziehen.

»Hilf mir, Kothar!« schrie er.

Aber Kothar schien ihn nicht zu verstehen. Er starrte mit verschwommenem Blick in den Aufruhr, als sei er wieder in Trance verfallen. Er war sogar im Weg: als Myron die Leiter vollends in den Gang schieben wollte, stieß das obere Ende gegen Kothar.

»In die Afterwelt mit dir, du gottverlassener Narr!« brüllte Myron. »Entweder du hilfst mir mit diesem Ding oder du verschwindest!«

Als Kothar schließlich reagierte, erwies er sich als so

tolpatschig und schwach, daß er keine Hilfe war. Endlich gelang es ihnen aber doch, die Leiter in den Turm zu ziehen.

Dann stürzte Myron sich auf Bessas' Bogenkasten. Er hatte den Bogen herausgerissen und einen Pfeil an die Sehne gelegt, als die Araber auf den Eingang einstürmten. Auf ihren Kamelen konnten sie geradewegs hereinschauen. Einer schnellte aus nächster Nähe einen Pfeil ab, und Myron hörte, wie Kothar aufheulte, als das Geschoß sein Ziel fand.

Myron bemühte sich, an alles zu denken, was Bessas ihm über das Bogenschießen beigebracht hatte, und ließ einen Pfeil abschwirren. Er zuckte schmerzlich zusammen, als die Sehne sein ungeschütztes linkes Handgelenk peitschte, aber zu seiner Freude hörte er, wie einer der Angreifer aufschrie. *»Elelelеu!«* brüllte er und langte nach einem neuen Pfeil.

»Gib mir den Bogen, kleiner Mann!«, sagte eine Stimme hinter ihm mit vertrautem Grollen. »Nimm du den Speer und sichere den anderen Eingang.«

Myron überließ Bessas den Bogen und zwängte sich an Kothar vorbei, der die Hand auf eine Pfeilwunde an seinem Arm gepreßt hielt. Er rannte zum anderen Eingang und kam dort an, als eben ein langhaariger Araber sich anschickte, vom Rücken seines Dromedars durch die Öffnung zu klettern.

Myron stürzte dem Araber entgegen und hielt seinen Speer mit beiden Händen umklammert. Der Mann sah ihn kommen. In seiner halsbrecherischen Position war er außerstande, sich zu verteidigen, und so ließ er sich rückwärts fallen und schlug unten auf, ehe Myron ihn erreichen konnte.

Draußen wimmelten immer mehr Araber auf ihren Reittieren

durcheinander. Alle brüllten Befehle und Ratschläge durcheinander. Pfeile schlugen gegen das Mauerwerk und zischten durch den Eingang. Myron preßte sich eng an die Wand, um nicht getroffen zu werden. Dann fiel ihm ein, daß die Bogenschützen offenbar blindlings schossen. Im Zwielicht mußten die Eingänge für die, die draußen waren, wie konturlose schwarze Höhlen aussehen, in denen die Verteidiger des Turmes nicht auszumachen waren.

»Aus dem Weg«, befahl Bessas' Stimme hinter ihm.

Myron drängte sich an dem Hünen vorbei und zurück in die Grabkammer. Am Südeingang schien der Feind vertrieben zu sein, und vom östlichen Eingang hörte Myron das Schwirren des starken Partherbogens und die Schreie der Araber.

»Kothar!« rief er. »Nimm den anderen Speer und hilf uns!«

»Ich bin verwundet.« Der Syrer versuchte, mit den Zähnen einen Verband zu verknoten.

»Was tut das? Du hast immer noch den rechten Arm.«

Kothar kämpfte noch immer mit seinem Verband, als Bessas zu ihnen in die Grabkammer trat.

»Sie haben sich alle auf die Nordwestseite zurückgezogen, wo wir sie nicht sehen können«, berichtete der Baktrier. »Nun, Myron, wenn du diese Attacke zu führen hättest, was würdest du deinen Arabern als nächstes befehlen?«

Myron warf einen Blick zur Decke. »Diese Tiere sind so groß, daß zwei Araber auf ihren Kamelen vermutlich einen dritten bis auf das Dach heben können.«

»Damit er durch diese Löcher herunterkommen kann. Kothar, nimm einen Speer – um Mithras willen, willst du die ganze

Nacht mit diesem Verband zubringen? Komm her!« Rasch verknotete Bessas den Stoffstreifen. »Und jetzt nimm den Speer und steige die Treppe hinauf-«

»Ich – ich verstehe nichts von solchen Dingen.«

»Dann lerne, du Tropf!«

Ein scharrendes Geräusch ertönte oben, und wieder schaute Myron zur Decke. Vor dem dunkler werdenden Himmel bewegte sich etwas.

Myron sprang die steile Treppe hinauf. Eben ließ ein Araber sich durch das Loch über dem Ende der Treppe herunter. Myron durchbohrte ihn mit dem Speer. Der Mann schrie auf und umklammerte den Speerschaft mit beiden Händen. Dann fiel er die Stufen hinunter in die Grabkammer. Der Speer entglitt Myrons Händen.

»Gib acht!" brüllte Bessas von unten.

Myron sah sich um. Keine zehn Fuß weit von ihm entfernt spähte ein anderer Araber durch dasselbe Loch herein und legte mit Pfeil und Bogen auf ihn an. Myron konnte ihn nicht erreichen, und seinen Speer hatte er nicht mehr. Hastig suchte er sein Schwert aus der Scheide zu ziehen und dachte daran, irgendwie damit zu werfen. Der Pfeil des Arabers zielte geradewegs auf Myrons Bauch, und auf der engen Treppe gab es keine Möglichkeit, sich zu ducken oder in Deckung zu gehen.

Eine Bogensehne sang. Ein Pfeil traf sein Ziel mit fleischigem Laut. Ein Ruck ging durch den Araber, und sein Pfeil flog ins Leere. Der Mann stöhnte auf und rutschte von Dach.

»Komm jetzt herunter, Myron«, sagte Bessas.

Während Myron wieder in die Kammer hinunterstieg, zog

Bessas den Speer aus dem Leichnam des Arabers, den Myron aufgespießt hatte.

»Gut, mein Freund!« lobte Bessas. »Deiner ist bis jetzt der einzige, der wirklich tot ist. Ich nehme alles zurück, was ich jeweils über die Kriegskunst der Hellenen gesagt habe.«

»Was ist mit denen, die von Pfeilen getroffen sind?«

»Ich habe zwei getroffen, abgesehen von dem Kerl auf dem Dach, aber es ist so dunkel, daß man nicht sagen kann, ob sie tot sind oder nicht. Wenn ich wieder ›Gib acht!‹ rufe, dann sieh zu, daß du meinem Schuß aus dem Weg gehst. Ich muß dein Ohr um Haaresbreite verfehlt haben.« Er grinste. »Du hättest sehen müssen, wie der Leichnam hier auf unserem Meister Kothar landete! Ich dachte immer, du wärest zerstreut, aber verglichen mit ihm bist du so geistesgegenwärtig wie der eberzahnige Verethraghna höchstselbst. Und jetzt, o Denker, sag uns, was der Feind als nächstes anfangen wird.«

Myron runzelte die Stirn. »Sie haben alle drei Zugänge zum Turm nacheinander angegriffen und sind zurückgeschlagen worden. Wäre ich ihr Anführer, würde ich sie jetzt in drei Gruppen einteilen und ihnen befehlen, die drei Eingänge gleichzeitig anzugreifen. Wenn sie uns noch ein paar Wunden beibringen und in den Turm eindringen können, werden sie uns rasch den Garaus machen.«

»Das denke ich auch. Kothar, schiebe diese Leiche in einen der Eingänge und lege sie quer vor die Öffnung, als Schranke gleichsam. Danach haben wir etwas mehr Deckung. Wenn wir lebendig hier herauskommen, dann schwöre ich bei Ahriman, daß jeder von uns einen Bogen bekommt und lernt, damit umzugehen! So – von dieser Grube aus kann ich alle drei

Eingänge sichern; ich werde also hier bleiben, wenn ich nicht gerade einem von euch beispringen muß. Nehmt euch eure Speere und haltet euch bereit, zum Dach oder zu einem der Eingänge zu stürmen, je nachdem, was ich euch befehle.«

»Aber –«, setze Kothar an.

»Schweig! Bist du auf unserer Seite, so wirst du tun, was ich sage. Wenn nicht, wird deine Leiche eine weitere nützliche Barrikade abgeben.«

Bellendes Geschrei kündete von einem neuerlichen Angriff der Araber. Bessas sprang in das Grab im Boden der Kammer. Dort blieb er stehen, wandte sich ruhig hierhin und dorthin, und schoß auf jedes Ziel, das sich ihm darbot.

»Myron!« brüllte er dabei. »Das Dach, schnell! Kothar, zum Osteingang! Myron, komm wieder herunter und übernimm den Südeingang! Kothar, leg dich hin, damit ich freie Schußbahn habe! Und jetzt komm her und übernimm das Dach! Schnell! Pack dir den Kerl auf der Treppe! Na los, *stich zu, töte ihn!«* Die Stimme des Baktriers überschlug sich fast, als Kothar schüchterne und wirkungslose Stiche gegen seinen Gegner führte, bis Bessas den Mann mit einem Pfeil niederstreckte.

Der Riese war in seinem Element; er lenkte seine kleine Schlacht mit der Geschmeidigkeit eines Gemmenscheiders, der einen Edelstein bearbeitete. Myron hetzte atemlos treppauf und treppab und von einem Eingang zum anderen und hielt nur inne, um Speerstiche mit den hereinschwärmenden Feinden zu wechseln.

Bei einem seiner Sprünge gab das rechte Bein unter ihm nach, und er stürzte zu Boden. Er setzte sich auf und er starrte

töricht in die zunehmende Düsternis. Seine Finger ertasteten den Schaft eines Pfeils, der sein Bein durchbohrt hatte.

»Ich bin getroffen«, schrie er.

»Die Pest!« rief Bessas aus. »Krieche in den östlichen Gang und ducke dich hinter den toten Araber. Wenn jemand versucht, hereinzuklettem, stich zu.«

Benommen gehorchte Myron. Er hatte sich kaum hinter die Leiche gelegt, als eine Hand von draußen nach seinem Speer griff und versuchte, ihm die Waffe zu entwinden.

»Ea!« rief er. »Bessas!« der Araber war stark, und Myron fühlte, daß der Speer seinen schweißnassen Händen entglitt.

Aber es kam keine Hilfe. Myron versuchte verzweifelt, seinen Speer loszureißen. Er hörte, wie der Araber, der das andere Ende gepackt hielt, mit einem Kameraden redete. Dann schob sich, kaum noch sichtbar, die Spitze eines weiteren Speers über den Leichnam und tastete im Dunkeln nach Myron.

Myron hielt sich für verloren. Er konnte seinen Speer fahren lassen und sein Schwert ziehen, aber dessen Klinge war zu kurz, um in einem solchen Notfall von großem Nutzen zu sein, zumal da er seinen Schild nicht hatte.

Dann hallte vielstimmiges Gebrüll von draußen herein. Der Araber ließ Myrons Speer los, und der andere Speer verschwand. Myron stemmte sich auf den Ellbogen hoch, um zu sehen, was draußen vor sich ging.

Die Araber wandten sich vom Turm der Schnecke ab und ergriffen die Flucht. Auf der Straße von Marath näherte sich eine Schar Männer mit Fackeln und Speeren. An ihrer Spitze ritt Skhâ von Barbalissos.

Die Araber verschwanden in der Nacht. Myron, Bessas und Kothar schlüpften aus dem Turm der Schnecke und liefen den röcketragenden Stadtbewohnern, die Skhâ alarmiert hatte, in die Arme.

»Braver Bursche! Ich dachte, du hättest dich verdrückt!« rief Bessas. »Du bist gerade zur rechten Zeit zurückgekommen. Wo ist der Arzt von Marath? Wir sind alle verletzt.«

»Du auch?« fragte Myron.

»Nur ein Kratzer auf den Rippen.« Bessas nahm die Hand von seiner Seite und enthüllte einen großen dunklen Fleck auf seiner Jacke. »Und eine Beule habe ich am Kopf, so groß wie das Ei des Simurgh. Wie viele haben wir erwischt?«

Abgesehen von den beiden Leichen im Innern des Gebäudes lagen zwei tote Araber neben dem Turm. Ein Verwundeter krümmte sich am Straßenrand: Myron wollte ihn verhören, aber ehe er zu ihm humpeln konnte, hatten die Städter den Mann erschlagen. Auch ein Kamel verendete an einer Pfeilwunde.

»Meister Zauberer«, sagte Bessas, »kannst du mir vielleicht sagen, wer diese Leute waren und weshalb sie uns nach dem Leben trachteten?«

Kothar wanderte von einem Leichnam zum anderen und untersuchte die Männer und das Kamel, während die Marathiter sich anschickten, das Tier auszuweiden und zu zerlegen.

»Sie gehören zu einem der Nomadenstämme in der syrischen Wüste«, befand er schließlich. »Zu welchem, und warum sie uns überfallen haben, das werde ich bei den höheren Mächten erfragen müssen.«

»Erfrage es nur.«

»Willst du immer noch, daß ich euch führe?«

»Vielleicht – für vier Pfennige den Tag und nicht mehr. Wenn du führst, wie du kämpfst, dann, bei den Fängen des Azi Dahaka, werden wir uns wahrscheinlich im Skythenlande wiederfinden, während wir doch nach Kush wollten!«

Ein Tumult erregte Myrons Aufmerksamkeit. Ein Araber war mit seinem Dromedar am Rande des roten Fackelscheins stehengeblieben. Wie der Anführer des Überfalls trug er ein langes Gewand und auf dem Kopf ein diagonal gefaltetes Viereckтuch, das von einem Kopfband aus Kordeln gehalten wurde. Obgleich er eine Hand zum Gruß erhoben hatte, fingen einige der Marathiter an, laute Drohungen und Beleidigungen auszustoßen und ihn mit Steinen zu bewerfen.

»Haltet ein!« rief Myron. »Er will etwas sagen.«

Die Feindseligkeit der Phönikier fand nur noch lauteren Ausdruck, bis Bessas sich in die vorderen Reihen drängte und zweien der besonders gewalttätig sich gebärdenden Städter einen Nasenstüber verpaßte.

»Schweigt still!« donnerte er. »Was willst du, Araber?«

»Ich habe einen Brief für Kothar bar-Malko.«

» Und wer bist du ?«

»Adi ibn-Thabit von den Banu Hassan.«

»Gehörst du zu denen, die uns eben überfallen haben?«

»Überfallen? Das mögen die Götter verhüten. Ich bin nur ein friedlicher Bote.«

»Weißt du etwas über diesen Überfall?«

»Ich weiß nur, daß mir auf der Straße ein Trupp der Banu

Tarafa begegnet ist und daß sie ein paar Verwundete bei sich hatten.«

»Sie gehören also nicht zu deinem Stamm?«

Der Araber spuckte aus. »Dieses Wüstengewürm? Nein! Die Banu Hassan sind ein zivilisierter Stamm, der in Thadamora wohnt und die durchziehenden Karawanen beschützt. Die anderen sind nichts als Diebe.«

»Wie hast du sie erkannt?«

»An ihren Gewändern, ihrem Zaumzeug und ihrer Redeweise.«

»Hast du mit ihnen gesprochen?«

»Bewahre! Sie hätten mich als einen Hassani erkannt und erschlagen, denn ihr Shaykh Waliq liegt in Fehde mit unserem Shaykh Alman.«

Kothar trat vor, nahm seinen Brief in Empfang und gab dem Araber eine kleine Silbermünze, worauf dieser wieder in der Dunkelheit verschwand. Kothar entrollte den Brief im Licht der Fackel, die ein Städter ihm hielt. Stirnrunzelnd studierte er die spinnenhaften Schriftzeichen; dann rollte er das Schreiben zusammen und schob es in seinen Gürtel. Nachdenklich sah er Myron und Bessas an.

»Sobald unsere Wunden geheilt sind, werde ich euch bereitwillig führen – zum zuletzt genannten Lohn«, sagte er.

Es fügte sich, daß Myron und Kothar vom Wundfieber gepackt wurden. Während Myron sich bald erholte, litt der Syrer mehrere Tage lang. Während sie auf Kothars Genesung warteten, machte sich Myron, der keinen jungen Menschen

sehen konnte, ohne daß ihn der Drang überkommen hätte, ihn zu belehren, daran, den kleinen Sohn seines Wirtes in den Kenntnissen der Multiplikationstabellen zu üben. Auch erkundigte er sich nach der Herkunft des Turms der Schnecke, doch hier gestanden die Marathiter ein, völlig ahnungslos zu sein.

Endlich, am neunten Tag des Ayaru, brach die inzwischen auf vier Köpfe angewachsene Gesellschaft nach Athar auf. Ein Tagesritt brachte sie in diese dreifache Stadt: Die Viertel der Arvaditer, der Sidonier und der Tyrer bildeten, ein jedes für sich, ummauerte Bezirke innerhalb der weiten Außenmauer.

Die Reisenden stiegen in einer Herberge im Arvaditer-Viertel ab. Bessas, Myron und Skhâ setzten sich nach dem Essen zusammen, um jeder ein *qa*[*] vom Weine zu genießen, derweil Kothar, der nicht trank, sich mit gedämpfter Stimme in ein Gespräch mit dem Herbergswirt vertiefte. Nach kurzer Zeit gesellten sie sich zu den beiden anderen.

»Ihr Herren«, begann Kothar, »meine Schutzgeister haben mir eine Neuigkeit mitgeteilt, die euch interessieren dürfte. Sprich, guter Meister Ithobaal.«

Der Gastwirt begann: »Ein Mann war hier, zwei Tage ist es her, der hat sich nach Hauptmann Bessas und Meister Myron erkundigt.«

Die beiden genannten Reisenden fuhren so jäh auf, daß Myron etwas von seinem Wein vergoß. Beide überschütteten den Wirt mit Fragen.

»Nein, nein«, sagte Ithobaal. »Der Schurke hat seinen Namen

---

[*] ein qa entspricht etwa 0,8 1

nicht genannt, und er sah so unauffällig aus, daß euer Diener Mühe hätte, ihn zu beschreiben. Ein Perser, möchte ich meinen, nach dem Schnitt seiner Hose und nach seiner Art zu reden. Er mochte mir nicht sagen, was er wollte, und als ich von denen, die er suchte, nichts wußte, ritt er davon.«

»Auf einem Esel?« wollte Bessas sogleich wissen.

»Aber nein. Er ist auf einem prächtigen Reitkamel davongeritten.«

»Als er feststellte, daß er mit uns nicht Schritt halten konnte, muß er sich ein anderes Reittier beschafft haben und über Thadamora durch die Wüste hergekommen sein«, vermutete Myron.

»Aber dann muß er geritten sein, als sei der Totendämon ihm auf den Fersen«, meinte Bessas, »denn sonst wäre er so schnell nicht hiergewesen.«

»Wohl wahr«, bestätigte Myron. »Zweifellos ist er unserer Spur bis Qadesh gefolgt. Unser Ziel kannte er ja, aber von unserem Abstecher zu Meister Kothar wußte er nichts, und so folgerte er, daß wir uns südwärts wenden würden, wenn wir die Küste erreichten. Weißt du, wohin er von hieraus geritten ist, o Ithobaal?«

»Ehe er aufbrach, erwähnte er, daß er sich in Damaskus erkundigen wolle.«

»Das würde bedeuten«, meinte Myron, »daß er sich wieder landeinwärts wendet. Wenn wir auf der Küstenstraße bleiben, werden wir ihm nicht begegnen.«

»Es sei denn«, überlegte Bessas, »er hätte diese Bemerkung fallengelassen, um jene, die sich – wie wir – nach ihm

erkundigen, hinters Licht zu führen.« Er schlug mit der Faust auf den Tisch. »Bei den vier Zitzen der Ishtar, wären diese verdammten Pfeilstiche nicht gewesen, dann wären wir ihm immer noch voraus! Von jetzt an werden wir unterwegs stets unsere Panzer tragen, ganz gleich, wie lästig sie uns sein mögen!«

Myron erwog, ihm zu bedenken zu geben, daß er und Kothar an Arm und Bein verwundet worden seien. Aber er kannte Bessas zu gut, als daß er darüber einen Streit hätte vom Zaun brechen mögen.

»Ich dachte«, sagte er statt dessen, »wir hätten vorläufig unsere Ruhe. Aber angesichts von Tempeln voller Huren, Gräbern voller vorsintflutlicher Magie und persischen Spionen kann man zumindest nicht sagen, daß uns auf dieser Reise langweilig wird.«

7

Das Tal der Diebe

Auf die fruchtbaren Ebenen von Samaria folgten die Berge von Judäa. Die Straße – ein Pfad nur, der für Wagen ungeeignet war – schlängelte sich zwischen langgestreckten, weitläufigen Hängen dahin, die hier und da mit hartem, dornigem Dickicht bewachsen waren. Große Schwärme nordwärts fliegender Vögel – Schwalben, Störche und Steppenadler – zogen über ihnen dahin. Als die Sonne über den staubigen, graugrünen Hügeln von Ephraim unterging, sagte Myron: »O Bessas, heute abend werden wir nicht mehr nach Jerusalem kommen.«

Bessas grunzte. »Ich wußte nicht, daß die Straßen Judäas sich winden und ringeln wie eine Schlange, die Schmerzen hat. Kothar, wie weit ist es noch bis Jerusalem? … *Kothar!*«

Der Syrer schrak aus dem Schlaf hoch. »Ich bitte um Vergebung, Sterblicher; ich war im Gespräch mit einem fernen Kollegen. Was sagtest du?«

»Wie weit ist es bis Jerusalem?«

»Achtzehn, zwanzig Meilen vielleicht.«

Die Straße hatte sie aus einem weiten Tal auf einen gewundenen Bergkamm hinaufgeführt. Jetzt ging es wieder bergab, diesmal in ein enges, von steilen, mit verstaubt aussehenden Olivenbäumen bewachsenen Hängen begrenztes Tal. Ein großer gelber Fuchs mit schwarz geränderten Ohren kläffte die Reisenden an, bevor er in Deckung flüchtete und sich

von einem dornigen Sodomsapfelbusch zum nächsten drückte.

»In einer Stunde ist es so dunkel, daß wir unseren Weg nicht mehr finden«, meinte Myron. »Der Mond scheint nicht, und die Straße ist steinig.«

»Dann werden wir hier lagern«, sagte Bessas. »Unsere Freunde haben lange genug in Betten geschlafen. Es wird Zeit, daß wir herausfinden, ob sie Knaben oder Männer sind, denn in Kush werden wir noch oft unter freiem Himmel nächtigen müssen.«

»Ich habe auch schon bei Barbalissos in der Wüste übernachtet«, behauptete Skhâ. »Was soll ich tun?«

»Du sollst den Pferden die Sättel abnehmen, und Kothar soll ein Feuer entfachen, derweil Myron und ich das Zelt aufrichten. Der Bursche, der es uns in Babylon verkaufte, behauptete, es sei so einfach, daß ein Kind es aufbauen könnte, aber mir erscheint es gerade so verzwickt wie der Pavillon des Großkönigs.«

Bessas nahm das Bündel von Pfählen, Seilen und eng gewobenem Kamelhaartuch von dem Maultier, das damit beladen war, während Kothar sich mit Feuerstein, Stahl und Zunder abmühte. Skhâ nahm den Pferden die Gebisse und die Packsättel ab und plapperte dabei in einem fort.

»Einmal, als mein Großonkel Mizai für den letzten König Psamatik von Ägypten kämpfte, lagerte er in der Wüste Shos; es war zu Anfang des Krieges gegen Kambyses, und er hatte die persische Grenze zu erkunden. Die eigentlichen Kundschafter waren Araber mit Kamelen, aber das Bataillon der Karier war entsandt worden, damit es ein Auge auf die Araber habe, auf daß diese nicht die Seite wechselten oder sich, ohne daß der

König davon wußte, in die Wüste verdrückten.

Nun, am Lagerfeuer erzählten die Araber allerlei Geschichten von ihren Volksgeistern und Dämonen, und so war Mizai nicht allzu sehr verwundert, als er während seiner Wache plötzlich eine Frau von fremdartiger, unirdischer Schönheit vor sich sah. Sie war hochgewachsen und schlank und hatte langes, schwarzes Haar, und ihre Haut schimmerte weiß im Mondlicht. Im Wüstenwind wehte ein Gewand so fein wie Spinnweben.

›Guten Abend, hohe Frau‹, sagte Mizai.

›Heil dir, Sterblicher‹ erwiderte sie, ›Wisse, ich bin Lailat, der Geist der Wüste.‹

›Fürwahr?‹ sagte mein Großonkel. ›So wisse du, daß ich Mizai bin, Sohn des Aveto, aus Karien. Was ist dein Begehr?‹

›Ich suche einen neuen Liebhaben, antwortete sie. ›Seit Tagen beobachte ich dieses Lager in anderer Gestalt, und du bist der Mann, den ich mir auserwählt habe.‹

›Wohlan‹, sagte Mizai, ›das ist überaus freundlich von dir. Warst du etwa dieser große Eulenvogel, der uns umflatterte ?‹

›Ja. Jetzt komme mit mir zu den Ruinen von Balad al-Jann. Dort werden wir uns zwischen den Gräbern vergnügen, und eine Horde niederer Dämonen soll uns bedienen –‹

›Verzeih mir, hohe Frau‹, unterbrach Mizai, denn er hatte schon viele Geschichten von Männern gehört, die ins Meer gelaufen waren, um mit den Nixen zu leben, oder in den Wald, um bei den Nymphen zu bleiben, und irgendwie hatte es in diesen Geschichten stets ein schlimmes Ende mit ihnen genommen. ›Was ist aus deinem letzten Liebhaber geworden ?‹

›Oh, das ist ohne Bedeutung. Sein Kräfte ließen nach, und da

verwandelte ich ihn in einen Skorpion. Aber glaube nicht, daß du mir entkommen kannst! Deine Gefährten liegen in verzaubertem Schlummer; sie werden dir nicht helfen –‹

›Das war es nicht, woran ich dachte, hohe Frau‹, widersprach Mizai. ›Ich dachte nur, es sei unziemlich, wenn wir einander auf die Probe stellten, ehe wir unseren Haushalt in deiner Stadt der Geister einrichten. Ich könnte es nicht ertragen, dich zu enttäuschen, nachdem du dir solche Mühe gemacht hast, und überdies bezweifle ich, daß ich einen guten Skorpion abgeben würde. ‹

Lailat erklärte sich mit Mizais Vorschlag einverstanden. Nun mag mein Großonkel ja vielleicht nicht weiser, stärker oder tapferer gewesen sein als die meisten anderen Männer, aber in einer Hinsicht übertraf er alle Sterblichen. So begab es sich, daß Lailat nach einer Weile seufzend sagte: ›Mein lieber Mizai, du bist vollkommen. Ich sehe eine langwährende und glückliche Zweisamkeit voraus –‹

›Oh, aber die Probe hat eben erst begonnen, sprach Mizai. ›Warte nur ein Ush oder zwei, dann wirst du schon sehen.‹

Und so verging die Zeit, und Lailat sagte: ›O Mizai, deine Liebeskunst übertrifft meine wildesten Hoffnungen. Laß uns aber nun –‹

Doch mein Großonkel antwortete wie zuvor. ›Die Prüfung ist keineswegs vorüber. Übe dich für ein paar Ush in Gedulde

Als wieder einige Zeit vergangen war, sagte Lailat: ›Wahrlich, jetzt müssen wir gehen; selbst in der Liebe kann es zuviel des Guten geben.‹

Aber mein Großonkel antwortete wie vorher schon. Als sie

halstarrig wurde, wurde er es auch. Der Streit ward hitzig, und unversehens fühlte Mizai sein Gesicht von mächtigen Schwingen gepeitscht, und eine scharfe Klaue schnitt sich in seine Schulter – denn in seinen Armen hielt er eine große graue Adlereule, die sich mühte zu entfliehen. Er warf den Vogel in die Luft und sah ihm nach, wie er über die mondbeschienene Einöde davonflog, und dann kehrte er ins Lager zurück, und dabei lachte er wie jemand, der von Sinnen war.«

Bessas lachte rumpelnd. »Ein erstklassiges Märchen, mein Junge. Aber nun hilf uns, Feuerholz zu sammeln.«

Myron und Bessas lösten das Problem des Zeltes, aber dann zerrte Bessas zu heftig an den Schnüren auf seiner Seite und riß so die Zapfen auf Myrons Seite wieder aus dem Boden. Das ganze Bauwerk stürzte ein. Skhâ kicherte.

»Du weißt gar nicht, wie stark du bist, Bessas«, stellte Myron milde fest.

»Besser, es stürzt jetzt ein, als später, wenn wir darin schlafen«, behauptete Bessas.

Endlich aber stand das Zelt. Myron pflockte die Pferde und die Maultiere auf einem Grasflecken an und überdachte dabei, was sie während der vergangenen Tage auf ihrer Reise erlebt hatten.

Von Athar waren die vier an der phönikischen Küste heruntergeritten, vorbei an dem großartigen, steilen Vorgebirge, das Penuel genannt wurde, das Antlitz Gottes; vorbei an Gubla mit seinen Lagerhäusern voller Papyrus aus Ägypten, der dort seiner Verschiffung in alle Gegenden des Inneren Meeres harrte; vorbei am Hundefluß mit der wolfsgestaltigen Wächterstatue

und ihren Inschriften von alten Königen, die hier eingedrungen waren. Sie hatten die Blumen und die Grotten am Fuße des mächtigen, schneebedeckten Berges Libanos gesehen.

In Beroth hatten sie mitangesehen, wie man dem dort heimischen Baal geopfert hatte. Der Purpurvorhang im Tempel war beiseite gezogen worden und hatte eine mächtige, gedrungene Bronzestatue des Gottes enthüllt, gehörnt, geflügelt und von Salben schimmernd. Ein Feuer hatte in Baals rundem Bauch geknistert.

Sechs Matronen aus den führenden Familien der Stadt traten nun vor, und stolz übergaben sie ihre erstgeborenen Söhne – Knäblein von weniger als einem Jahr, in Tücher gewickelt und verschnürt – kahlrasierten Priestern mit Schädelkappen und purpurnen Schleiergewändern. Die Priester zogen in einer Prozession zu der Plattform neben den ausgestreckten Händen des Gottes hinauf und legten die Kinder in diese Hände aus glühend heißem Metall. Die schreienden Opfer warfen sich hin und her wie Fische auf dem Trockenen, sie rollten über die abschüssigen göttlichen Unterarme hinab und fielen durch eine Lücke zwischen den Ellbogen des Gottes in das darunter brennende Feuer. Das Singen der Harfe, das Rasseln des Sistrums und der schwellende Klang der Hymne übertönten ihr Schreien halbwegs, und der Gestank brennenden Fleisches mischte sich mit dem schweren Dunst von Parfüm und Weihrauch. Priester und Priesterinnen, die Röcke bis an die Hüften hochgerafft, die Augenlider grün bemalt, hüpften im Takt eines heiligen Tanzes.

Als Myron und Bessas ihrem Entsetzen Ausdruck gaben, hatte Kothar sie angezischt: »Hütet eure Zungen, Sterbliche,

wenn ihr nicht in Stücke gerissen werden wollt! Diese Leute nehmen ihre Religion sehr ernst, und sie werden sich von unreinen Ausländern keine Schmähreden gefallen lassen.«

Sie hatten Beroth hinter sich gelassen und waren durch Sidon gekommen, Sidon mit seinem engen, betriebsamen Hafen hinter der schmalen Mole, wo Fischernetze wie riesige Spinnweben von Haus zu Haus aufgehängt waren, damit sie in der Sonne trockneten. Sie rasteten im Alten Tyros mit seinen stinkenden Färbereien, die mit ihren stechenden Dünsten die Straßen verpesteten, während das Neue Tyros von seiner befestigten Insel stirnrunzelnd über das Wasser zu ihnen herüberschaute.

Myron hatte sich in den Tavernen mit zahlreichen phönikischen Geschäftsleuten angefreundet. Es waren stattliche Männer mit Vollbärten und Hakennasen gewesen, die Umhänge und kegelförmige Hüte getragen hatten. Goldene Ringe blinkten an ihren Fingern und ihren Ohren, und um den Hals trugen sie zwergenhafte Bildnisse patäzischer Gottheiten in Gold und Kristall.

Die punischen Kaufleute waren Männer von ganz anderer Art als der abenteuerlustige Pedant Myron, der derbe, brutale Krieger Bessas oder der mystische Seher Kothar. Einer gewissen ernsten Strenge in ihren Manieren zum Trotz waren sie oft liebenswürdig und manchmal sogar freundlich – dies allerdings auf eine eher abstrakte Weise, denn eigentlich dachten sie unaufhörlich nur an Handel und Profit…

»Solltest du in Erfahrung bringen, welches die Gestalt der Erde ist, Meister Myron – inwiefern würde dies sich auf unsere Handelsrouten im westlichen Meer auswirken? Könnten unsere Schiffe unaufhörlich geradeaus fahren, ohne daß sie befürchten

müßten herunterzufallen?«

»Jawohl, Meister Myron, dein Diener hat von der griechischen *Ilias* schon gehört. Wüßtest du wohl eine Möglichkeit, sie zu kopieren und mit Gewinn zu verkaufen?«

»Das Land Kush? Wir wissen hier wenig darüber. Aber ich werde dich für deine Mühe entlohnen, Freund Myron, wenn du mir einen vertraulichen Bericht über die dort vorhandenen Möglichkeiten für Import und Export anfertigen könntest…«

Gleichwohl waren diese Phönikier keine Schwächlinge. Sie kämpften wie die Teufel, wenn es um die Verteidigung ihrer Städte und Handelsstraßen ging. Sie trotzten stürmischen Meeren, menschenfressenden Wilden und fremdländischen Göttern in ihrem Eifer, dem Handel neue Länder zu eröffnen. Bessas' arische Ehrvorstellungen hingegen betrachteten sie als kindisch. Beleidigte oder beschimpfte man einen von ihnen, verlor er nicht etwa die Geduld, sondern sagte nur: Nun, willst du einen Handel abschließen oder nicht?

Schließlich war Myron ihres unerbittlichen Geschäftssinns müde und froh, nach Akko zu gelangen, der südlichsten der großen Phönikierstädte.

In Akko hatte sie der Kommandant der persischen Garnison, bei dem sie um Proviant einkamen, vor einer Seuche gewarnt, die in Yapho, weiter unten an der Küste, herrsche. So wandten sie sich landeinwärts und ließen die weißen Strände an der Mündung des Belos hinter sich, wo Männer den glitzernden Sand in Säcke schaufelten und an die Glasmacher verkauften. In Shechem hatte ihnen ein Samariter mit blautätowiertem Gesicht von einem übel beleumundeten Tal erzählt…

»Bessas!« rief Myron aus. »Dies muß das Tal der Diebe sein, vor dem der Mann in Shechem uns gewarnt hat. Er sagte, wir würden es durchqueren, bevor wir nach Eshkol kämen, und es habe einen schlechten Ruf.«

»Vaush! So werden sich nicht nur die Lagerfertigkeiten der Burschen, sondern auch ihr Mut erweisen. Wir werden eine doppelte Wache aufstellen: das Zelt ist ohnehin zu klein für drei.«

»Du meinst, es ist zu klein für vier. Du nimmst Platz für zwei in Anspruch.«

»Ich sollte sagen, es ist zu klein für zwei: einen normalen Mann wie mich und zwei pygmäengleiche halbe Portionen wie euch.« Und singend fuhr Bessas fort:

»Wenn Löwen brüllen in mondloser Nacht und Geister die Sterblichen schrecken mit Macht dann zeigt unser Eisen, wie hart es wohl ist, und der Feigling hat zitternd davon sich gemacht.«

»Das Licht reicht noch aus für einige Bogenschüsse«, erklärte er sodann. »Hänge also die Zielscheibe auf, Skhâ – an jenem Baum fort drüben, so daß Pfeile, die fehlgehen, in die Böschung fahren und leicht wiederzufinden sind.«

Myron und Skhâ stöhnten auf, doch Bessas ließ sich nicht erweichen. »In weichem Fleisch nisten sich Würmer ein. Außerdem ist dies meine Rache dafür, daß du mich gezwungen hast, im eiskalten Wasser dieses verfluchten Schlangenflusses

schwimmen zu lernen.«

»Deine Rache hast du schon gehabt, alter Freund«, widersprach Myron, »indem du mich beinahe ersäuft hast, als du dich an meinen Hals klammertest. Ich dachte, der Großvater aller Oktopoden habe mich mit seinen Fangarmen umschlungen.«

»Du auch, Kothar«, sagte Bessas. »Und wenn du auch der größte Zauberer wärst, der dem Scheiterhaufen bisher entgangen ist. Es ist immer gut, wenn man noch auf einen spitzen Pfeil zurückgreifen kann – für den Fall, daß einem die Zaubersprüche naß werden.«

»Nicht er!« protestierte Skhâ. »Wenn er einen Pfeil abschießen darf, werde ich mich in Pferdedecken wickeln und im Zelt verkriechen. Sicher ist man sonst nirgendwo …«

In dem engen Tal war die Sonne schon untergegangen, und die Dunkelheit machte dem Bogenschießen bald ein Ende. Die Reisenden nahmen den strohgefüllten Sack ab, der ihnen als Zielscheibe gedient hatte, und sammelten am Abhang dahinter die fehlgegangenen Pfeile auf.

Während sie ihr spartanisches Abendmahl aus Brot, Käse, gedörrtem Rindfleisch, Zwiebeln und billigem einheimischem Wein verzehrten, erwachten Dickicht und Olivenhaine zu nächtlichem Leben. Insekten zirpten und summten. Fledermäuse schwirrten umher, Schakale kläfften, Schlangen zischelten, Eidechsen raschelten und eine große weiße Eule in einem nahen Baum gab seltsame keuchende Laute von sich. Das Heulen eines Wolfes hallte schwach von den Höhen des Berges Ephraim, und das geisterhafte Lachen einer Hyäne antwortete. Zum hundertsten mal wünschte Myron, er könnte lange genug

bleiben, um alle diese Naturphänomene zu erforschen und Notizen darüber anzulegen, die eines Tages zu einer großartigen, alles umfassenden Erklärung des Universums zusammengefügt werden könnten.

»Kothar«, sagte Bessas mit vollem Mund, »der blaugesichtige Kerl in Shechem sagte, dieses Tal sei berüchtigt als Unterschlupf für Räuber; daher sein Name. Was sagt deine Magie zu unseren Chancen, hier unversehrt durchzukommen?«

»Meine Schutzgeister melden mir keine unmittelbar drohenden Gefahren, wohl aber viele in weiterer Ferne«, antwortete der Syrer. »Es ist, als wären wir Schafe in einem Pferch; Wölfe schnüffeln an den Wänden des Pferches, doch den Eingang haben sie noch nicht gefunden. Für ein tiefergehendes Studium brauchte ich Zeit und auch Gerätschaften – oder aber den Wahren Anthrax.«

»Was ist das?«

»Ein sagenumwobener roter Edelstein von der Art eines Rubins, der sich verdunkelt, wann immer seinem Träger Gefahr droht.«

»Hmm. Ich sehe wohl ein, daß ein solches Spielzeug recht nützlich sein könnte, aber inmitten einer Schlacht hätte man wohl kaum Zeit, den Stein aus der Tasche zu ziehen, um einmal nachzuschauen.«

»Man könnte ihn ja in einen Armreifen fassen lassen", schlug Myron vor. »Dann könnte man von Zeit zu Zeit einen kurzen Blick darauf werfen.« »Und während der Krieger noch in die mystischen Tiefen dieses wundersamen Juwels starrt – wsscht! fliegt sein Kopf herunter.« Bessas lachte, daß es klang wie

fernes Donnergrollen. »Was können Edelsteine sonst noch?«

Kothar erzählte vom Diamanten, der seinem Träger Tapferkeit verlieh und ihn gegen allerlei Zauber und Geister feite, vom Saphir, der das Auge schärfte, vom Smaragd, der den Blick in die Zukunft eröffnete, vom Topas, der gelassenen Mut gab, vom grünen Jaspis, der die Eingeweide kräftigte, vom Amethyst, der vor Trunkenheit bewahrte …

Plötzlich verstummte er und hob lauschend den Kopf. »Ein Sterblicher naht«, stellte er fest.

Ein Rascheln ertönte, gefolgt von Schritten und schwerem Atmen. Dann brach ein Mann aus dem Gebüsch. Während die anderen sitzen blieben und ihn anstarrten, stopfte Bessas sich den Rest seines Brotlaibes in den Mund, sprang auf und zog sein Schwert – alles dies in einer einzigen, fließenden Bewegung.

Der Ankömmling war ein junger Mann in einer knielangen schwarzen Tunika und der runden Filzmütze der Phönikier. Seine Kleider waren zerrissen und beschmutzt. Er war groß und kräftig gebaut, mit vorspringender Nase, zurückweichender Stirn, fliehendem Kinn und vorquellenden Augen.

»R-r-rettet mich!« keuchte er.

»Wovor?« fragte Bessas.

Der Mann umklammerte Bessas' Unterarm und versuchte zu antworten, brachte jedoch zunächst kein Wort hervor, weil er nicht genug Luft bekam. »Die Sch-schriftgelehrten aus Jerusalem sind hinter mir her«, stammelte er schließlich. »Sie werden mich töten, wenn sie mich fassen.«

»Warum sollten sie das tun?«

»Weil ich einen ihrer Leute umgebracht habe.«

»Weshalb?«

»Sie nahmen mich fest, als ich – als ich heute morgen in Geschäften meines Tempels in die Stadt kam – aber da sind sie schon. Es ist eine lange Geschichte, die ich euch später erzählen werde. Aber jetzt verbergt mich, im Namen der gesegneten Götter! Ich kann nicht weiterlaufen.«

»Wickelt ihn in Decken ein«, befahl Bessas.

Vom Südende des Tales hallten Geräusche herauf, und die angepflockten Pferde und Maultiere gerieten in Unruhe. Myron und Skhâ wickelten den Flüchtling in Kleider und Pferdedecken, verschnürten ihn und legten ihn so neben dem Lagerfeuer auf den Boden, als wäre er eines ihrer Gepäckstücke.

Ein Mann auf einem Esel kam in Sicht, gefolgt von mehreren anderen, die zu Fuß gingen. Aus den Olivenhainen an den Hängen des Tales erschienen weitere Männer. Der Reiter war rundlich, stumpfnasig und gut gekleidet; seine Tracht war die der Judäer, der hohe, mit einem flachen Turban umwickelte Hut indessen entsprach syrischer Art. Die anderen waren eine rauh aussehende Bande; in ihren Gürteln steckten lange Messer. Mehrere trugen auch Speere oder Bögen. Stoffstreifen, die sie sich um den Kopf geknotet hatten, bändigten das lange, struppige Haar.

»Macht eure Bogen bereit, Freunde«, sagte Bessas, hängte sich seinen Bogenkasten um die Schulter und hob seinen Schild auf. Er trat dem Berittenen entgegen, und dieser hielt an. »Friede!« sagte er.

»Friede sei mit dir«, antwortete der Ankömmling. »Habt ihr einen Flüchtling gesehen? Einen Mann, etwa sechs Fuß hoch, in

einer schwarzen Tunika und glattrasiert?«

»Nein, hier war niemand.«

»Wenn er nicht hier ist, habt ihr gewiß nichts dagegen, wenn wir euer Zelt und euer Gepäck durchsuchen, um uns zu vergewissern, daß er sich nicht versteckt hat.«

Bessas' Stimme grollte wie ein fernes Unwetter. »Im Gegenteil, dagegen habe ich sehr viel. Wer bist du ?«

»Ich bin Ira ben-Shaul, ein Schriftgelehrter. Wir suchen Shimri ben-Hanun aus Gaza, einen Mörder und Götzendiener.«

»Nun, ich bin Bessas von Zariaspa, ein baktrischer Edelmann, und ich erlaube niemandem, mein Gepäck zu durchsuchen. Sucht euren Götzenfreund anderswo. Wer gibt euch das Recht, einen Menschen durch das Land zu jagen?«

Iras Augen schienen im Zwielicht zu lodern. »Der Herr und Gott Israels, der einzige wahre Gott, gibt uns das Recht! Wir wissen, daß der Mann hier irgendwo ist. Wir haben seine Spur bis Eshkol verfolgt und das Land zu beiden Seiten dieses Tales durchgekämmt. Tritt beiseite, oder es wird dir schlecht ergehen!«

»Legt eure Pfeile an!« sagte Bessas über die Schulter, und sein Schwert fuhr zischend aus der Scheide. »Wisse, Schweinsgesicht, daß ich in einer Mission des Königs der Könige unterwegs bin, und wer sich mir in den Weg stellt, tut es auf eigene Gefahr. Wer mich oder meine Männer oder mein Gepäck anrührt, wird seine Vorfahren in der judäischen Hölle begrüßen dürfen!«

Der Schriftgelehrte sog die Luft zischend zwischen den Zähnen ein. Wie eine Woge schlossen sich seine Leute –

inzwischen war ihre Zahl auf über zwanzig angewachsen – dichter um ihn zusammen und schoben sich mit gezückten Waffen heran.

Myron hatte einen Pfeil an die Sehne gelegt und stand da mit schmerzhaft klopfendem Herzen. Wenn die Judäer sich auf sie stürzten, würde es Bessas mit seiner übermenschlichen Größe und Kraft vielleicht gelingen, sich den Weg freizuhauen, auf ein Pferd zu springen und zu entkommen. Aber die anderen wären dem Untergang geweiht. Auch mit Schilden und ledernen Brustpanzern würden er und Skhâ einer solchen Übermacht nicht lange widerstehen können. Hier hatten sie kein Schanzwerk wie im Turm der Schnecke, das den zahlenmäßigen Unterschied wettmachte. Allenfalls konnten sie hoffen, ein paar ihrer Gegner mit sich ins Land der Schatten zu nehmen.

Kothar hatte nicht einmal zur Waffe gegriffen. Der Syrer saß in aller Ruhe auf dem Bündel, das den Flüchtling enthielt. Jetzt redete er mit seiner seltsam leisen Stimme, deren volltönender Klang weiter trug als das Schreien der meisten anderen Menschen.

Statt sich aber des Aramäischen, der Volkssprache des Reiches, zu bedienen, sprach er im hebräischen Dialekt der Kanaaniter. Und während er redete, sah Myron, wie die Augen der Judäer sich weiteten, so daß das Weiße im Feuerschein schimmerte. Die rauhen Männer wichen zurück. Selbst Ira, der Schriftgelehrte, raffte seine Zügel an sich, und der Esel tänzelte ein paar Schritte rückwärts.

Schließlich sprach Ira einen kurzen Satz und ritt dann in nördlicher Richtung davon; seine Leute folgten ihm.

Bessas wandte sich zu Kothar um und runzelte verwirrt die

Stirn. »Was hast du zu ihm gesagt?«

Kothar schenkte ihm ein rares Lächeln. »Zuerst habe ich erzählt, daß vor ungefähr einer Stunde ein Mann zu Pferde in scharfem Trab vorbeigekommen sei und daß dieser vielleicht der Gesuchte gewesen sei. Dann habe ich erzählt, du habest Lepra.«

»Ich – Lepra? Bei Mithra –«

»Aber ja. Ich sagte ihnen, du seiest von der schrecklichen Krankheit befallen, und da alles andere versagt habe, seist du nun auf dem Weg nach Jerusalem, um zu Jahwe um Heilung zu beten. Das klang in ihren Ohren ganz vernünftig.«

Bessas bog sich brüllend vor Lachen nach hinten. »Nicht so laut«, mahnte Kothar. »Sonst hören sie dich und wissen, daß sie getäuscht wurden.«

Bessas mäßigte seine Heiterkeit, aber noch einige Minuten lang brach er immer wieder in Prusten und Kichern aus. »Endlich hat Meister Kothar gezeigt, was er wert ist! Ich würde eine solche Täuschung niemals fertigbringen, denn wir wurden als Kinder in der Tugend der Wahrheitsliebe geübt. Aber manchmal kann die Wahrheitsliebe auch übertrieben werden.«

»Sollten wir Meister Shimri jetzt nicht lieber auswickeln?« schlug Myron vor. »Sonst erstickt er uns noch.«

»Nicht so rasch«, sagte Bessas. »Vielleicht haben sie angehalten, sobald sie außer Hörweite waren, und kommen unversehens zurück, um uns zu überraschen, weil sie denken, wir hätten getan, was wir ja tatsächlich getan haben. Fühlst du dich wohl, o Shimri ?«

Ein Murmeln drang aus dem Stoffbündel. Bessas befahl Skhâ,

sein Pony aufzuzäumen und den Weg hinunterzureiten. Einige Zeit später meldete der Karier, daß die Judäer in der Tat auf dem Weg nach Norden seien und sich schnell entfernten. Dann wickelten sie Shimri ben-Hanun aus.

»So«, sagte Bessas, »und nun laß deine Geschichte hören. Ich hoffe, sie ist gut, denn sonst werden wir dich wieder einpacken und nach Jerusalem schaffen, wo wir dich den Schriftgelehrten übergeben. Ich habe dir Schutz gewährt, ohne zu überlegen, und danach konnte ich dich nicht verraten; aber jemand, der sich in Streitigkeiten einmischt, die ihn nichts angehen, ist wie jemand, der den Wolf bei den Ohren packt. So sprich, Mann.«

Shimri verzog mühsam das Gesicht und begann sogleich zu sprechen. Myron stellte fest, daß der Jüngling eine unangenehme Stimme hatte: laut, schrill und leicht stammelnd. Speichel sprühte, wenn er sprach, und er neigte dazu, seinem Zuhörer das Gesicht entgegenzurecken und seinem Opfer mit dem Zeigefinger unter der Nase herumzufuchteln.

»Wisse, Herr Bessas«, begann er, »daß – daß in früheren Zeiten – äh – in Judäa viele Völker lebten: Philister, Midianiter, Ammoniter und andere. Und alle hatten ihre eigenen Götter, und wenn jemandem die Götter seiner Väter nicht gefielen, so konnte er zu denen seiner Nachbarn beten, und niemand redete ihm drein.

Später dann nannte man uns alle Judäer, und wir sprachen ein und dieselbe Sprache. Dein Diener zum Beispiel stammt von den Philistern ab. Und dann eroberte der König von Babylon das Land und verschleppte Tausende von uns nach Babylonien. In Judäa aber verehrte noch immer jedermann diejenigen Götter, die ihm gefielen.

Aber – äh – als die Perser das Königreich Babylon überwältigten, kehrten die Judäer aus dem Exil allmählich nach Judäa zurück. Im Exil jedoch waren die Priester Jahwes, des Sturmgottes, unter ihnen zu Macht und Einfluß gelangt.

Und jetzt – äh – jetzt sind die Heimkehrer in Judäa mächtig geworden. Viele von diesen Leuten behaupten, Jahwe sei der einzige Gott, und alle anderen seien nur Holz- oder Steinklumpen. Die alten Kulte, sagen sie, sind falsch und müssen vernichtet werden; alle Judäer aber müssen gezwungen werden, Jahwe anzubeten. Dies würde den gottlosen Jahwe-Priestern natürlich ungeheuren Nutzen bringen.«

»Das verstehe ich«, sagte Bessas. »Wir Arier haben ähnliche Schwierigkeiten mit der sogenannten reformierten Religion des Zoroaster. Aber weiter.«

»Die Priester Jahwes greifen die anderen Religionen nicht offen an. Statt dessen betrauen sie fanatische Laien, die man Schriftgelehrte nennt, mit der schmutzigen Arbeit. Die Schriftgelehrten behaupten, im Gesetz Jahwes wissenschaftlich unterwiesen zu sein, und sie führen den Pöbel bei der Zerstörung von Tempeln und der Ermordung anderer Religionsführer. Sie haben es so weit getrieben, daß ein Mann, der einem anderen Gott anhängt, Jerusalem inzwischen nur unter Lebensgefahr betreten kann.

Dein Sklave nun betet den großen Gott von Gaza an. Dieser aber ist Mama Maiuma – der Herr der Wasser –, der mächtige und gütige und wohltätige Dagon. Und ich verehre auch Dagons göttliche Gemahlin, Ashtoreth.«

»Noch ein Name für Ishtar«, murmelte Myron. »Ich muß es mir aufschreiben.«

Shimri erzählte weiter. »Zwar ist dein Diener Schmied von Beruf, aber ich betätige mich auch in Geschäften meines Tempels, denn ich gehöre zum Rat der Opfernden. Nun haben – oder hatten wir auch in Jerusalem eine kleine Gemeinde von Dagon-Anbetern. Aber die Jahwisten haben den ärmlichen kleinen Tempel dieser Leute zerstört und sie durch ihre grausame Verfolgung in den Untergrund getrieben. Als schon ein Jahr lang keine Kunde von unseren Glaubensbrüdern aus Jerusalem nach Gaza gedrungen war, entsandte der Hohepriester mich nach Jerusalem, damit ich unsere Freunde aufsuchte und feststellte, wie es ihnen gehe. Auch gab er mir Silber für sie mit, falls sie in Not geraten sein sollten. Aber ein Spion muß die Jahwisten gewarnt haben. Denn kaum hatte ich Jerusalem durch das Tal-Tor betreten, da ergriff mich auch schon eine Bande der Jahwisten unter der Führung dieses Ira ben-Shaul. Sie nahmen mein Geld und meinen Esel und schleiften mich quer durch die Stadt zum Berg Sion, wo einst der Jahwisten-Tempel stand und wo die Jahwisten noch immer ihr Hauptquartier haben. Äh – nun wußte ich: wenn diese Kerle mich erst hinter ihre Mauern gebracht hatten, war ich ein toter Mann. Also entriß ich, als sie mich durch das Tal der Käsehändler führten, einem meiner Bewacher seinen Dolch, stach ihn nieder und flüchtete zum Fisch-Tor hinaus. Seither bin ich auf der Flucht. Zu meinem Glück hatten die Jahwisten keine Pferde bereitstehen. Ich hätte ihnen entkommen können, aber der Hunger nötigte mich, in Eshkol um einen Laib Brot zu bitten, und so gelang es den Jahwisten, meine Spur wiederzufinden. Und jetzt bin ich schon wieder ausgehungert – ich verschmachte! Könntet ihr Herren nicht ein paar Bissen erübrigen?«

Bessas sah zu, wie Shimri eine Mahlzeit hinunterschlang, die einem Löwen Ehre gemacht hätte. »Deine Geschichte stellt mich zufrieden«, sagte er dann. »Aber was fangen wir jetzt mit dir an, da wir dich einmal haben?«

»Wohin wollt denn ihr euch wenden, meine Herren?«

»Nach Ägypten.«

»Und was habt ihr dort zu tun?«

Bessas umriß mit knappen Worten seine Pläne.

»Nun«, sagte Shimri, »äh – könntet – könntet ihr nicht noch einen Mann gebrauchen? Ich kann eine Waffe tragen und zerbrochenes Metall reparieren. In Judäa kann ich nicht bleiben, denn jetzt, da ich das Blut eines Jahwisten vergossen habe, werden sie mich unerbittlich jagen, auch in Gaza.«

»Nimm meine Hand«, sagte Bessas. »Und jetzt drücke.«

Diesmal mußte Bessas fast seine ganze gewaltige Kraft aufwenden, um Shimri zum Eingeständnis seiner Niederlage zu veranlassen. Als sie ihre Hände voneinander lösten und massierten, erklärte Bessas: »Die Schmiedearbeit hat dir einen kräftigen Griff verschafft. Kannst du auch schießen?«

»Im Bogenschießen bin ich der Meisterschütze der Bürgerwehr von Gaza.«

»Wohlan, wenn die Sonne aufgegangen ist, werden wir dir Gelegenheit geben, dies zu beweisen. Wisse überdies, daß ich von denen, die mich begleiten, erwarte, daß sie meinen Befehlen ohne Zögern oder Nörgeln gehorchen. Tun sie es nicht, so säge ich sie entzwei, wie der böse Spityura es mit seinem Bruder, König Yima, tat!«

»Ich verstehe.«

»Also gut. Wenn wir in Jerusalem sind –«

»Oyah! Verlange nicht, daß ich nach – nach Jerusalem zurückkehre! Nicht, nachdem ich doch nur mit knapper Not von dort entkommen bin! Bei Dagons schuppigem Schweif, ebensogut könntest du mir mit diesem langen Schwert den Kopf abschlagen, so daß es aus wäre mit mir. Aber es gibt auch gar keinen Grund, weshalb ihr – äh – durch Jerusalem reiten solltet. Außer Wolle kann man dort wenig kaufen. In Gaza hingegen, wo sich alle Karawanen treffen, gibt es herrliche Märkte. Außerdem kämen wir gerade rechtzeitig zum Frühjahrsfest nach Gaza; ich fürchtete schon, ich würde es versäumen. Es wird euch gefallen.« Shimri brach in lautes, wieherndes Gelächter aus. »Gibt es noch etwas zu essen? Ich habe immer noch Hunger.«

8

Der fischschwänzige Gott

Hinter Yabne-el kamen sie wieder zum Meer und ritten an der Küste Philistäas hinunter, durch Sanddünen und über flache, mit Palmen und Tamarisken bewachsene Hügel. Sie begegneten Karawanen, einzelnen Wanderern und hin und wieder einem persischen Postreiter.

Irgendwelche Reisenden waren immer in Sicht: einer Familie, die auf der Suche nach neuen Möglichkeiten durch den Sand stapfte; ein privater Briefkurier, der auf seinem Esel mit ledernen Satteltaschen dahinklapperte; ein paar junge Nomaden aus der Familie irgendeines Shaykhs, mit leuchtend bunten Schärpen und juwelenbesetzten Dolchen, die rücksichtslos in der Mitte der Straße galoppierten und jedermann brüllend aufforderten, ihnen Platz zu machen; ein Trupp Sklaven in Ketten, die jämmerlich voranschlurften, hinter sich einen peitschenschwingenden Aufseher; ein lokaler Würdenträger in vergoldeter Sänfte, umgeben von Leibwächtern und Vorläufern.

Shimri ben Hanun, für den durch Umschichten der Ladung Platz auf einem Maultier geschaffen worden war, hatte sich als ein so tüchtiger Bogenschütze erwiesen, wie er es zu sein behauptet hatte. Stark, athletisch und gewandt war er außerdem.

Aber Myron betrachtete den jungen Mann noch immer mit Zurückhaltung und Zweifel: Er hatte etwas Eigentümliches an sich. Sein Gesicht zuckte und grimmassierte nervös, und

manchmal grinste oder lachte er ohne erkennbaren Grund. In jedem Dorf wollte er absteigen, um einen Imbiß zu nehmen.

Als sie sich Ashdod näherten, sagte Shimri: »Es wäre besser, wenn ihr in Ashdod meinen Namen nicht erwähnen wollten, und auch nicht in Ashqelon.«

»Warum nicht?« fragte Myron.

»W-weil es in diesen Städten rivalisierende Dagon-Tempel gibt – sie rivalisieren mit dem unseren, meine ich. Ich glaube zwar nicht, daß die Leute uns angreifen würden, aber Unannehmlichkeiten könnten wir trotzdem bekommen.«

Myron hatte Einwände. »Wenn diese Tempel alle drei denselben Gott verehren, und wenn sie alle drei von den Jahwisten bedroht werden, dann würde ich erwarten, daß ihr es ratsam fändet, eure Kräfte zu einigen.«

»Was – damit unsere Leute Befehle von lausigen Ashdoditem und Ashgelonitern entgegennehmen?« rief Shimri verächtlich. »Unser Kult ist der älteste, denn er reicht zurück bis in die Tage der großen Flut, und deshalb müßten sie von uns Befehle entgegennehmen! Zudem sind wir die einzigen, die das Ritual der Taufe richtig vollziehen, nämlich mit vollständigem Untertauchen.«

»Mag sein; aber wir Hellenen haben uns von den Persern ein paar kostspielige Lektionen über den Wert der Einheit erteilen lassen.«

Sie kamen ohne Zwischenfälle durch Ashdod und Ashgelon, und am Nachmittag erreichten sie Gaza, das inmitten gelber Sandsteinhügel keine zwei Meilen von der Meeresküste entfernt lag. Die Zitadelle stand auf einem von hundert Fuß hohen

Felsen umgebenen Hügel, und die Stadt wucherte ungeordnet am Fuße dieses Hügels. In den Straßen drängten sich Karawanen mit Dromedaren und anderen Packtieren, denn hier kreuzten sich die Karawanenstraßen nach Ägypten, nach Elath am Roten Meer und zu den großen syrischen und phönikischen Städten.

Der Dagon-Tempel stand auf einem zur See hin abfallenden Hang. Im Temenos, unterhalb des Tempels selbst, befand sich eine Anlage, die einem griechischen Theater ähnlich war, mit zahlreichen ansteigenden Sitzreihen aus Stein. Statt auf eine Bühne aber blickte man von diesen Bänken auf ein großes Wasserbecken hinunter. Ein Springbrunnen speiste dieses Becken; der Wasserstrahl entsprang einer Vase in den Händen des in Stein gehauenen Dagon, eines langbärtigen, gütig dreinschauenden Gottes, dessen Unterkörper die Form eines Fischschwanzes hatte.

Hinter den oberen Sitzreihen erstreckte sich der weitläufige, mit Palmen und Granatapfelbäumen bepflanzte Temenos. Aus dem Grün erhob sich ein Tempel mit vielen Säulen. Vor diesem Tempel stellte Shimri ben-Hanun seine Weggefährten dem Hohenpriester Dagons vor, dem allerheiligsten, ehrwürdigen Meremoth ben-Achish.

»Friede sei mit euch, meine Söhne«, sagte Meremoth, ein kleiner Mann mit einem Bäuchlein und einem freundlichen Lächeln. »Ihr müßt unbedingt auf dem Gelände des Tempels wohnen, und zwar kostenlos – ein kleiner Dank für die Wohltat, die ihr Shimri erwiesen habt. Das Essen soll euch binnen einer Stunde in euer Quartier gebracht werden.« (Shimri brach in ein breites und törichtes Grinsen aus, und Myron fand, daß er mehr

denn je wie ein glotzäugiges Meeresgeschöpf aussah.) »Wenn ihr gegessen und geruht habt, gelüstet euch vielleicht danach, der Feier unserer Frühlingstaufe beizuwohnen. Wer weiß? Vielleicht laßt ihr euch gar dazu bekehren, ebenfalls den gnädigen Herrn der Wasser anzubeten.«

»Was geschieht denn da, Herr?« fragte Bessas.

»Oh, es gibt Hymnen und Gebete und einen heiligen Tanz, mit dem wir dem Gott für die überreichte Ernte und dem Fischfang des vergangenen Jahres danken. Sodann steigen alle die Täuflinge einer nach dem anderen ins Wasser, und die Sünden des vergangenen Jahres werden von ihnen abgewaschen.«

Shimri lachte speichelsprühend. »Das ist es, was die verfluchten Jahwisten am meisten stört. Sie – äh – sie haben die alberne Vorstellung, wir sollten in unseren Hemden schwimmen gehen!«

Meremoth warf Shimri einen Seitenblick zu. »Verstehe ich recht? Gedenkt ihr, diesen Löwen im Glauben mit euch nach Kush zu nehmen?«

»Ja«, antwortete Bessas. »Wird er dazu taugen? Wenn er so kämpft, wie er frißt, ersetzt er allein eine ganze Armee.«

»Ich denke, es ist ein nobler Vorschlag; in Philistäa wird er jetzt viele Monde lang nicht mehr sicher sein. Kalev? Bringe diese Herren in die Quartiere, die hohen Pilgern vorbehalten sind…«

Bessas schlang die letzten Bissen seines Essens herunter und stand auf. »Wenn wir bei der Feier, die Vater Meremoth uns

versprochen hat, zusehen wollen, dürfen wir nicht den Nachmittag vertrödeln. Ich muß noch ein Pferd und eine Ausrüstung für Shimri kaufen. Du bleibst hier und bewachst unsere Habe, Skhâ.«

Kothar, der nur wenig zu sich nahm, hatte sich bereits entschuldigt; er wolle mit einem der Priester Dagons über spirituelle Dinge sprechen. Als Bessas, Myron und Shimri vom Einkaufen zurückkamen, war auch Skhâ verschwunden. Von den Tempeldienern erfuhren sie, daß der Karier vor kurzem ausgegangen sei, nicht ohne sich vorher nach der besten Taverne zu erkundigen.

»Wir haben ihn zu Baruch geschickt«, berichteten sie. »Der hat ein gutes Angebot an judäischen und importierten Weinen und ägyptischem Bier; und er raubt die Fremden nicht aus. Drei Straßen weit nach Norden …«

Zu dieser frühen Stunde herrschte in Baruchs Taverne noch kein Gedränge. Die tiefstehende Sonne gleißte durch das kleine Fenster herein, und Fliegen summten sanft in der staubigen Hitze. In einem Winkel saßen drei Perser mit langen Haaren und unterhielten sich leise miteinander. In einer anderen Ecke brütete ein glattrasierter Ägypter über der kryptischen Bilderschrift auf einem langen Papyrusstreifen. Ein Araber und ein Judäer spielten Tjau, das ägyptische Damespiel.

Skhâ, Sohn des Thuvlo, hatte Baruch selbst mit dem Rücken an die Weintheke gedrängt und redete mit hoher, aufgeregter Stimme in einem fort auf den Wirt ein; dabei schwenkte er seinen Tonbecher, daß das Bier herausschwappte.

»… und da steckten wir nun in diesem verfluchten Turm der Schnecke fest. Hundert wilde Nomaden wirbelten ringsherum

und dürsteten nach unserem Blute, und ihre Pfeile flogen wie ein dichter Hagelschauer …«

Skäs Stimme erstarb, als er Bessas erblickte, der mit bedrohlich gerötetem Gesicht vor ihm aufragte. »Oh, ich grüße dich, mein Herr Bessas! Ich hatte gehofft, du würdest erscheinen, denn ich bin hergekommen, ohne daran zu denken, daß ich ja kein Geld habe – war das nicht dumm von mir? Ich war gerade dabei, Meister Baruch zu erzählen –«

»Schweig und stelle diesen Becher weg!«

»Warum?« fragte Skhâ. »Ist es, weil –«

Bessas' schinkengroße Pranke flog heran und versetzte dem Karier einen entsetzlichen Nasenstüber, der ihn über den nächstbesten Tisch hinweg auf den Boden fliegen ließ. Myron stürzte sich auf den Bewußtlosen.

»Hoffentlich hast du ihm nicht das Genick gebrochen!«

»Ich glaube nicht; dazu muß man schon härter zuschlagen.« Bessas schüttete dem jungen Mann die Reste seines Biers ins Gesicht. »Er kommt wieder zu sich. Schafft ihn zurück in den Tempel. Was schuldet er dir, Wirt?«

Auf dem Rückweg stolperte Skhâ benommen daher; die eine Seite seine Gesichtes war rot und geschwollen. »Du hast mir meine Zähne lockergeschlagen«, murmelte er schließlich.

»Dann mußt du ein paar Tage lang auf der anderen Seite kauen; die werden schon wieder fest«, meinte Bessas. »Es ist nichts im Vergleich zu dem, was passieren wird, wenn du deinen Posten noch einmal verläßt. Eine Peitsche für das Pferd, einen Riemen für den Esel, und eine Gerte für den Rücken des Toren.«

»Ich folge keinem Führer, der seine Männer so grausam behandelt! Ich bin kein Sklave! Ich will nach Hause!«

»Nur zu! Aber du wirst feststellen, daß es ein weiter Fußmarsch ist.«

»Wie kannst du es wagen! Das gescheckte Pony ist mein!«

»Ein Pferdedreck ist dein! Du hast ebenso viel Rechtauf dieses Pferd wie ich, wenn wir von Besitzrecht sprechen. Und wer hat dir erlaubt, unsere Angelegenheiten in aller Öffentlichkeit auszuplaudern, so daß die ganze Stadt von unseren Plänen erfährt? Du weißt, daß es Leute gibt, die uns übelwollen, und unsere Sicherheit erfordert, daß wir verschwiegen sind. Nun, worauf wartest du noch? Dort drüben liegt das Ashgelon-Tor und dahinter die Straße nach Norden.«

Skhâ stapfte ein paar Schritte weit schweigend dahin. Da fragte hinter ihnen eine Stimme auf Persisch: »Bist du nicht Bessas von Zariaspa?«

Bessas fuhr herum. Myron war nicht sicher, aber er hielt es für möglich, daß sie den Perser in Baruchs Taverne gesehen hatten. Der Mann trug ein Hemd mit kurzen Ärmeln, eine bestickte Hose und einen Lederhut, der wie ein Eimer geformt war.

»Wer bist du?« fragte Bessas fordernd.

»Möge Gott dir wohlgesonnen sein; nenne deinen Sklaven Cyaxares. Was ich zu sagen habe, wird dich interessieren.«

»Was ist es?«

»Nicht hier auf der Straße, Herr. Wirst du deine Freunde weiterschicken und mit mir hier entlang kommen?«

»Myron hier ist meine rechte Hand. Botschaften für mich sind

auch Botschaften für ihn.«

»Wir ziehen es vor, allein mit dir zu sprechen.«

»Ohne Myron kein Gespräch.«

»Es sei, wie du willst. Hier entlang, bitte.«

»Skhâ!« sagte Bessas. »Eile zurück zum Tempel und sage Shimri und Kothar, daß wir mit diesem Mann gegangen sind. Sind wir bei Anbruch der Dunkelheit nicht zurück, so bewaffnet ihr euch und sucht nach uns.«

Während sie Cyaxares folgten, murmelte Myron auf Griechisch: »Nehmen wir an, Skhâ macht seine Drohung wahr und desertiert, statt zum Tempel zurückzukehren und den beiden zu berichten? Es wird ein Weilchen dauern, ehe sein Zorn über diesen Hieb verraucht ist; du hättest aber auch einen Elefanten damit ins Wanken gebracht. Du bist so hitzig!«

Bessas zuckte die Achseln. »Manchmal muß man etwas riskieren.«

Cyaxares führte sie durch eine gewundene Gasse, durch eine Tür, durch einen kurzen Gang und in ein Zimmer. Zwei Binsendochte auf einem kleinen Tisch beleuchteten es trübe. Vor dem einzelnen, kleinen Fenster hing ein Vorhang.

Vier Männer saßen in dem Raum. Als Bessas und Myron eintraten, standen sie auf und verneigten sich, die Arme auf formelle persische Art vor der Brust gekreuzt. Alle vier trugen Baschlyks, die sie bis unter die Augen heraufgezogen hatten, so daß Myron nicht sehen konnte, ob sie einen von ihnen etwa schon kannten.

Bessas und Myron setzten sich. Nach kurzem Schweigen sagte einer der Männer: »Heil dir, Bessas, Sohn des Phraates!

Wir hörten, du seiest auf dem Weg hierher, und hofften, dich abzufangen. Die Geschwätzigkeit deines Kaders hat uns diese Aufgabe leichter gemacht, als sie sonst gewesen wäre.«

»Eines Tages«, knurrte Bessas, »werde ich dem jungen Plappermaul den Hals umdrehen. Aber was wollt ihr von mir?«

Wieder war es einen Augenblick lang still. Dann ergriff einer der Männer das Wort. »Wir wissen den Grund für deine Reise nach Kush. Würdest du sagen, daß der König dich gerecht behandelt?«

Bessas' Augen wurden schmal. »Darüber können die Meinungen in aller Ehrlichkeit auseinandergehen. Aber ihr habt mich hergebracht, um mir etwas zu sagen, nicht, um mir Fragen zu stellen.«

»Dein Sklave bittet um Vergebung. Ich meine dies: Da König Xerxes so grob mit dir umgesprungen ist, würdest du –«

Der Lärm eines Handgemenges von draußen unterbrach ihn. Cyaxares und ein zweiter Perser stürzten herein und zerrten einen kleinen, unauffälligen Mann, der ebenfalls persische Tracht trug, hinter sich her.

»Dieser Kerl lauerte in der Gasse«, berichtete Cyaxares. »Er hat versucht, an jenem Fenster dort zu lauschen.«

Einer der Maskierten hielt den Binsendocht dicht vor das Gesicht des Gefangenen. »Ich kenne diesen Schurken. Es ist Dates, Sohn des Zamaspes, und ein Spion. Haltet ihn fest.« Der Maskierte zog seinen Dolch.

Der Gefangene begann sich panisch zu wehren. »Hilfe!« schrie er. »Mord-«

Der Dolch bohrte sich Datas ins Herz. Er zuckte noch einmal

und erschlaffte dann.

»Schafft ihn beiseite, wenn es dunkel ist«, befahl der Mörder. Dann wandte er sich wieder Bessas zu und wischte seine Klinge ab. »Wie meine nichtswürdige Wenigkeit soeben sagen wollte, würdest du nicht gern einen legitimen Prinzen auf den Thron bringen, anstelle dieses geilen, täppischen Usurpatorensprosses?«

Bessas grunzte unverbindlich. »Und woher weiß ich, daß ihr nicht auch Xerxes' Agenten seid, die versuchen, mich zum Hochverrat zu verleiten?«

»Du hast soeben gesehen, was wir mit Xerxes' Spionen tun, wenn wir sie fassen.«

»Gleichwohl habe ich nichts als dein Wort, daß die Dinge so sind, wie sie zu sein scheinen, und daß der tote Mann wahrhaft ein Agent des Königs war.«

Der maskierte Sprecher drehte sich um. »O Herr, der Kerl ist halsstarrig. Sollen wir ihm alles offenbaren?«

»Es bleibt nichts anderes übrig«, antwortete der so Angeredete. »Sonst pflegen wir einen Mann auf die Probe zu stellen, aber jetzt ermangelt es uns an Zeit für ein solches Verfahren.« Er stand auf und zog seinen Baschlyk vom Kopf. Ein dichter, grauer Haarschopf kam zum Vorschein. Der Mann war, dachte Myron, nicht mehr jung, aber kräftig und gesund. »O Bessas, vor dir steht Orontes, Sohn des Kambyses, der rechtmäßige Erbe des persischen Throns. Wie lange noch wollt ihr demütig die Missetaten des Usurpatorensprosses ertragen, der die ruhmreichen persischen Armeen in rücksichtslosen, tölpelhaften Feldzügen gegen die barbarischen Hellenen

verschleudert, der seinen getreuesten und tugendhaftesten Gefolgsmann vernichtet hat, seinen Bruder Masistes, der …«

Und Orontes entbrannte in einer leidenschaftlichen Rede, in deren Verlauf er König Xerxes' Fehler aufzählte und sodann versprach, es selbst in jeder Hinsicht besser zu machen.

»… und wenn ich König bin«, schloß er, »soll das Reich ein Paradies auf Erden sein. Die Steuern werden gesenkt; die Armee wird modernisiert, der Sold erhöht; der Handel wird gefördert; die Armen sollen wohlhabend und die Wohlhabenden reich werden. Ehre und Gerechtigkeit sollen regieren von Hind bis Thrakien, von Skythien bis Kush. Ich schwöre es bei dem heiligen Berg Hukairya! Schon verfüge ich über Hunderte von Mitkämpfern unter den arischen Edlen. Im nächsten Jahr werden es Tausende sein. Ich brauche einen so starken und tapferen Mann wie dich. Seit Jahren schon beobachte ich deine Laufbahn, überlege, wie ich dich am besten in meine Gefolgschaft ziehen kann. Im Umgang mit Xerxes gewinnst du nichts als Mißtrauen und Undankbarkeit; meine Anhänger hingegen werden größer sein als Könige selbst! Und diejenigen, die sich mir vor dem Sieg anschließen, haben Vorrang vor denen, welche später kommen. Was sagst du dazu, Bessas, Sohn des Phraates?«

Bessas seufzte leise. »Dein Vorschlag könnte deinen Sklaven bei anderer Gelgenheit verlocken, mein Herr Orontes. Jetzt aber, ihr Herren, habe ich einen Auftrag zu erfüllen, auf daß meine Mutter freigelassen werde.«

»Du weißt nicht, ob der falsche König deine Mutter wirklich freilassen wird. Ebenso leicht mag es geschehen, daß er euch beide um eines törichten Grolls willen töten läßt.«

»Mach dich auf Ärger gefaßt«, murmelte Bessas auf Griechisch Myron zu. Sein Mund war eine harte Linie, als er sich wieder Orontes zuwandte. »Es tut mir leid, ihr Herren, aber ich bin nicht zu gewinnen. Erfülle ich meinen Auftrag, so kommt hernach zu mir, und wir werden sehen. Bis dahin nehmt mein Versprechen, zu schweigen –«

»Ich fürchte, so einfach wird es nicht gehen«, sagte der Mann, der Datas erstochen hatte; er versperrte die Tür. »Wir haben dich bedrängt, dich uns anzuschließen – wohlan, du weigerst dich. Nun aber können wir dich nicht gehen lassen –«

Blitzschnell hatte Bessas sein Schwert gezogen und zugeschlagen – nicht gegen den Mann, der ihm gegenüberstand, sondern auf die beiden Binsenlichter. Die Bronzehalter flogen mit zwiefachem Klirren gegen die Wand, und die beiden gelben Flämmchen erloschen. Das einzige Licht war nunmehr das spärliche Tageslicht, das den Weg durch den Vorhang am Fenster fand.

»Komm, Myron!« brüllte Bessas.

Myron sprang auf und warf den Schemel, auf dem er gesessen hatte, den anderen Maskierten zu. In der augenblicklichen Dunkelheit, an die seine Augen sich noch nicht gewöhnt hatten, hörte er einen mächtigen Schlag und den Fall eines Körpers. Holz splitterte laut, die Tür flog auf, und die Angeln brachen aus der Wand.

Einen Augenblick lang sah Myron die Tür von Bessas' riesiger Silhouette versperrt. Im hereinströmenden Licht erkannte er auch, daß der Mann, der Datas erdolcht hatte, über der Türschwelle lag. Ein anderer sprang jetzt auf, wieder ein anderer griff nach seinem Messer, und ein dritter rappelte sich

eben vom Boden auf, nachdem Myrons Schemel ihn getroffen hatte. So blitzschnell hatte Bessas gehandelt, daß sich die Verschwörer noch nicht hatten aufraffen können, um sich auf sie zu stürzen.

Myron sprang zur Tür, setzte über den Mann am Boden hinweg und rannte den Gang hinunter hinter Bessas drein, der schon die Haustür erreicht hatte. Der Riese blieb lange genug stehen, um sein Schwert in die Scheide zu stecken und sich zu vergewissern, daß Myron bei ihm war.

Sie stürzten in die Gasse hinaus, als die Perser hinter ihnen aus dem Zimmer drängten und ihnen unter lautem Gebrüll nachsetzten. Irgendwo pfiff jemand, und in einem anderen Teil des Hauses ertönte Geschrei und Getrampel.

Am Ende der Gasse stießen die beiden auf die Mauer, die den Temenos des Dagon-Tempels umgab. Die Gassen waren menschenleer, denn die meisten der Bürger von Gaza waren beim Essen. Bessas lief ein paar Schritte weit in die Gasse hinein, die an der Mauer entlangführte, und blieb dann stehen, um zu lauschen.

»Sie kommen aus beiden Richtungen«, stellte er fest. »Wir müssen über die Mauer!«

Obwohl die Mauer ihn überragte, legte er Myron seine großen Hände um den Leib und hob den Griechen mühelos auf die Mauer hinauf. Dann packte er selbst die Kante, schwang sich rittlings auf die Mauerkrone und ließ sich auf der anderen Seite hinunterfallen. In einem dichten Palmenhain kauerten sie sich nieder.

Myron stöhnte. »Beim Herakles! Ich habe mir den Knöchel

verstaucht, als ich herunterfiel. Wenn ich diese schreckliche Reise überlebe, werde ich den Rest meines Lebens Lehrer bleiben.«

»Die Pocken für deinen Knöchel!« schimpfte Bessas leise. »Hör doch!«

Das Trappeln von Schritten und ein Schwall persischer Worte verriet, daß ihre Verfolger auf der anderen Seite der Mauer angekommen und ihnen jetzt ganz nah waren. Orontes' Stimme übertönte die anderen.

»Nicht soviel Lärm, ihr! Wir wollen ja die Stadt nicht alarmieren. Wohin können sie verschwunden sein! Wir sind doch aus beiden Richtungen gekommen. Also hätten wir sie hier in die Zange nehmen müssen.«

»Wahrscheinlich sind sie über die Mauer geklettert«, sagte eine andere Stimme.

»Das muß es sein!« rief Orontes. »Dieser Bessas hat die Kraft eines Löwen. Cyaxares, nimm sechs Männer und geh mit ihnen zu dem kleinen Tor dort unten. Brecht es auf und durchsucht den Temenos. Izates, du läßt deine Leute vor der Mauer niederknien und eine Pyramide bilden, damit wir sie erklimmen können. Die Tempelgarde braucht ihr nicht zu fürchten; sie wird uns unbehelligt lassen, wenn sie unsere Waffen sieht. Um unserer eigenen Sicherheit willen müssen diese beiden Männer getötet werden.«

»Der Kerl ist als Offizier nicht unbegabt«, bemerkte Bessas drinnen. »Laß uns von hier verschwinden. Gib acht auf Schlangen.«

Er übernahm die Führung, und Myron humpelte hinter ihm

drein. Hinter den Palmen wuchs ein Streifen von Ziersträuchern und Blumen, die nach persischer Art in Reihen gepflanzt waren. Dahinter ragte, von der untergehenden Sonne rosig überhaucht, der Tempel auf. Zur Rechten sahen sie eine Ecke des Theaters, unterhalb dessen, vor ihren Blicken verborgen, das Wasserbecken lag.

»Barmherzige Götter!« ächzte Bessas.

Aus dem Tempel bewegte sich eine Prozession nackter Männer und Frauen in Schlangenlinien, am Theater vorbei und auf das Wasserbecken zu. Eine Ordnung nach Geschlecht oder Alter war nicht zu erkennen: Männer und Frauen, Alte und Junge, Dicke und Schlanke mischten sich bunt durcheinander.

»Das muß Vater Meremoths Taufprozession sein«, flüsterte Myron.

Aus dem Palmenhain hinter ihnen drangen die Stimmen von Orontes' Leuten, und Wortfetzen wehten herüber. »Schaut dort in diesem dunklen Gebüsch nach …« »Nein, hier sind sie nicht.« »Vielleicht sind sie in den Tempel gelaufen …«

Die Prozession der Nackten schlängelte sich nach rechts und verschwand aus dem Gesichtskreis der beiden Flüchtigen. Das Ende der Reihe zog keine zwanzig Schritte weit von ihnen entfernt vorüber, aber säumige Gläubige kamen immer noch vereinzelt aus dem Nebenportal des Tempels und rannten hinter der Prozession her, um ihren Platz am Ende einzunehmen.

Der Lärm der Verfolger näherte sich von hinten. »Hier können wir nicht bleiben«, wisperte Myron. »Ach, ich kann nicht rennen!«

»Was in Ghus Namen können wir dann tun?« drängte Bessas.

»Ich kann doch meinen Kameraden nicht im Stich lassen!«

»Danke, alter Freund«, sagte Myron. »Laß mich nachdenken … Beim Hund Ägyptens, ich hab's! Siehst du diesen großen Busch? Wenn wir unsere Kleider darunter verbergen, können wir hinausschlüpfen und uns hinten an die Prozession anschließen, ohne daß jemand etwas merkt. Ohne unsere Baschlyks werden die Perser uns nicht erkennen.«

»Mithra! *Ich* soll mich auf diese schamlose Weise entblößen? Lieber sterbe ich!«

»Gut, die Gelegenheit wirst du bald haben.« Myron begann sich seiner Kleider zu entledigen. »Die Kerle hinter uns kommen näher. Denke doch an deine Mutter! Außerdem haben wir ein Bad nötig und dieses hier wird uns nichts kosten.«

Mit der Miene eines Mannes, der zum Richtplatz geführt wird, tat Bessas, was Myron vorgeschlagen hatte. In einem Augenblick, da keine Nachzügler mehr aus dem Tempel kamen und diejenigen, die sich bereits eingereiht hatten, zum Wasserbecken schauten, führte Myron seinen riesigen Gefährten hinkend aus dem Gebüsch und auf das Ende der Schlange zu.

Kaum hatten sie sich dort aufgestellt, schloß sich ein weiterer Täufling, eine schöne, kupferhaarige junge Frau von entzückender Gestalt ihnen an. Augenblicklich begann sie zu schwatzen.

»Ist sie nicht aufregend, diese Feier? Ist es nicht wunderbar, wie Vater Meremoth sie einrichtet? Ich bin sicher, die Götter sind erfreut. Ich habe euch bei den Ritualen noch nicht gesehen; seid ihr erst kürzlich eingeführt worden?«

Bessas, der dieser Schönheit am nächsten stand, antwortete mit unverständlichem Grunzen. Er hielt das Gesicht abgewandt,

und es überlief ihn rosig. Myron fürchtete, sein Kamerad könne mit seinem groben Benehmen Verdacht erregen, und so wechselte er den Platz mit Bessas und beantwortete würdevoll die Fragen des Mädchens.

Sie bewegten sich den Hang hinunter auf das Wasserbecken zu, als sich hinter ihnen ein Wortwechsel entspann. Offenbar waren Orontes' Anhänger mit der Tempelgarde aneinandergeraten. Ein Priester in prachtvoller, golden bestickter Robe kam schnellen Schritts die Treppe vom Bassin herauf und runzelte gewichtig die Stirn. Wortfetzen wehten herunter.

»… Mörder hier versteckt…« »… wagt es, den Gottesdienst zu stören?« »Beiseite, oder es ergeht dir schlecht…« »… werden uns an den Statthalter wenden …«

»Was ist geschehen?« fragte das Mädchen. »Sind Fremde in den heiligen Tempel eingedrungen?«

»Wenn sie hier nichts verloren haben, dann wird sich der Herr der Wasser zweifellos auf seine eigene Weise mit ihnen befassen«, sagte Myron ungerührt.

Ein Perser und ein Tempelgardist gingen vorüber; sie stritten erbost, aber mit gedämpfter Stimme. »Nicht umdrehen!« flüsterte Myron auf Griechisch. »Und keine Neugier zeigen.«

Bessas betrachtete seinen abgeschürften Fingerknöchel und antwortete in derselben Sprache. »Ich glaube, ich habe dem Kerl den Kiefer gebrochen.«

Der Perser und der Judäer gingen weiter. Bessas und Myron erreichten unterdessen den Rand des Bassins.

Der kahlköpfige, runzlige Alte, der vor ihnen ging, stieg die Marmorstufen hinunter ins Wasser. Dort erwarteten ihn zwei

nackte Priester, die bis zur Brust im Wasser standen. Als der Mann sich von den Priestern untertauchen ließ, erklirrten Becken, eine Trommel rollte, Fanfaren gellten, und das Publikum auf den Theaterbänken brach in einen Gesang aus, dessen archaische Sprache Myron nicht kannte; vermutlich, so dachte er, war es die tote Sprache der Philister.

»Los doch«, trieb er Bessas an. »Sie erwarten, daß du das Becken durchschwimmst.«

Bessas warf seinem Gefährten einen schreckerfüllten Blick zu und stieg ins Bassin. Die Priester drückten ihn unter Wasser, und hustend und prustend kam er wieder hoch. Als er wieder Luft bekam, begann er, langsam und schwerfällig zu schwimmen.

Eine hohe, durchdringende Stimme – sie gehörte Shimri ben-Hanun – übertönte den Gesang der Gläubigen. »Heil Bessas, dem baktrischen Helden!« waren die aramäischen Worte, und jetzt war auch Skhâ zu hören, der in kreischendes Gelächter ausbrach.

Bessas warf einen wütenden Blick zu den Rängen hinauf. Sogleich geriet er beim Schwimmen aus dem Takt und ging unter. Hustend und spuckend kam er wieder hoch, und den Rest des Weges legte er watend zurück. Diener mit Tüchern erwarteten ihn bei der Treppe am Ende. Die scharlachrote Sonne versank in der Syrischen See.

Als sie wieder im Pilgerquartier waren, schimpfte Bessas: »Du verfluchter Narr, Shimri, deine Torheit hätte uns das Leben kosten können! Schon aus diesem Grund sollte ich dich

hierlassen.«

»Oh, Meister, so schlimm war es nun doch nicht!« Shimri kicherte immer noch. »Es ist nichts geschehen. Wir waren so erstaunt, als wir dich und Myron in der Prozession sahen, daß ich nicht anders konnte, als damit herauszuplatzen.«

Wütend blickte Bessas in die Runde. Skhâ hockte auf seiner Matratze und hielt sich die Hand vor den Mund, vergeblich bemüht, seine Heiterkeit zu zügeln. Sogar Kothar, dem es am besten gelang, seinen würdevollen Ernst zu bewahren, gestattete seinen Mundwinkeln ein leises Zucken.

»Was ich nicht verstehe, o Myron«, sagte Bessas, »ist, weshalb du dich gegen das Mädchen hinter uns so abweisend gezeigt hast. Sie war ein hübsches Weib und sehr freundlich.«

»Das fragst du, fürwahr? Der Grund war, daß ich meine Lanze seit Halpa nicht mehr geübt habe; ich fürchtete, der Anblick dieses Füllens würde meine Wollust erwecken, und das Ergebnis wäre für jedermann sichtbar gewesen. Wäre das nicht eine nette Bereicherung der Zere –«

Es klopfte, und Meremoth stand vor der Tür. Würdevoll trat er ein und sagte einige Artigkeiten, dann setzte er sich und brach in Gelächter aus.

»So seid ihr also nun rechtmäßig getaufte Dagoniter, ohne unterwiesen worden zu sein. Das ist gegen alle Regeln, aber angesichts der Umstände kann euer Diener es euch nicht verdenken. Zumindest sind jetzt eure Sünden von euch abgewaschen. Ich habe von der Bande gehört, die euch hierher verfolgte.« Er wischte sich über die Augen. »Ich kann nur sagen, glücklich ist der Fürst zu preisen, der so liederliche

Halunken wie euch auf seiner Seite hat!«

Bessas rang sich zu einem schiefen Grinsen durch. »Wenn ich der Welt noch einmal in dieser exotischen Weise vorgeführt werden soll, werde ich versuchen, mir vorher den Schnurrbart zwirbeln und das Gesicht bemalen zu lassen, wie es sich für einen ordentlichen arischen Edelmann geziemt.«

»Ich fürchte nur, die Farbe würde abgewaschen werden, und dem gezwirbelten Bart würde es auch nicht besser ergehen.« Der Priester wurde ernst. »Aber ich kann euch nicht raten, jetzt noch lange zu verweilen. Wir können euch nur wenig Schutz bieten, und der persische Statthalter in Ashqelon hat nicht viele Bewaffnete. Und wenn ein Perser dem anderen die Kehle durchschneidet, ist das in den Augen unserer eigenen Behörden nur gut, und es kümmert sie nicht weiter.«

»Mit anderen Worten«, ergänzte Bessas, »wir sollten lieber verschwinden, solange unsere Köpfe noch unsere Schultern zieren.«

»Die Vorzeichen für einen Aufbruch ohne Verzug sind schlecht«, warnte Kothar.

»Die Vorzeichen für ein Verweilen sind um einiges schlimmer«, erwiderte Bessas. »Kannst du zu Beginn der zweiten Wache jemanden schicken, der uns weckt, Vater Meremoth? Wir werden uns gleich niederlegen und schlafen, um uns für die Reise zu kräftigen.«

Bessas wünschte dem Priester eine gute Nacht und tat, wie er gesagt hatte.

Noch ehe das erste Licht des frühen Morgens seine dunstige

Lanze über die Wüste Shos reckte, hatte Bessas' kleine Schar den Grenzposten zu Rapih erreicht. Hier verließen sie die Satrapie Syrien und betraten die Satrapie Ägypten. Bessas' fünf Maultiere waren mit ledernen Wasserschläuchen schwer beladen für den harten Marsch entlang der Sinaiküste.

Bessas und Myron drehten sich im Sattel und schauten zurück über die dunklen Wellen der Dünen, die der aufgehende Halbmond hinter ihnen scharf umgrenzte Schatten werfen ließ.

»Wohlan!« sagte Myron. »Die Götter und Göttinnen seien gepriesen: Zumindest brauchen wir uns fortan nicht mehr um Spione und Meuchelmörder zu sorgen, die Könige, Adlige und Thronanwärter uns hinterdreinschicken. Ich verneige mich vor Adrasteia, aber in Ägypten können sie uns wohl kaum noch erreichen.«

»Und wenn sie doch kommen, werden wir bereit sein«, bekräftigte Bessas. »Vergebens spannt sich das Netz, das der Vogel sieht.«

»Hoffentlich. Bisher haben sie uns die Reise zum Alptraum werden lassen. Jetzt aber müssen wir nur noch fürchten, daß der große serbonische Sumpf uns verschlinge.«

Kothar blickte mit nachdenklicher Miene von einem zum anderen. Abseits unter den Tamarisken lachte eine Hyäne. Das heißt, Myron hoffte, es sei eine Hyäne.

König Xerxes saß in der Kammer seines Zauberers Ostanas. Der König reichte dem Seher eine Rolle von brüchigem gelben Papyrus, und dieser entrollte sie.

»Was sagst du dazu?« fragte der König.

Ostanas zog die Lampe zu sich heran und blinzelte im gelben Licht. Langsam und laut las er, was da geschrieben stand.

Daurises, Unterstatthalter von Philistäa, wirft sich zu Füßen des Großkönigs, des Königs der Könige, des Königs der Welt, Xerxes, Sohn des Darius, Arier und Achämenide. Wisset, o König, daß Eurem Sklaven vor zwei Tagen die Kunde überbracht ward, ein Perser sei in Gaza erschlagen worden. Wohl wissend, wie wenig die Judäer sich um heiliges arisches Blut bekümmern, machte Euer Sklave sich sogleich auf, das Verbrechen selbst in Augenschein zu nehmen. Der Mann war erstochen und im Sand des Strandes verscharrt worden. Sein Leichnam wurde entdeckt, da Hunde dort wühlten. Euer Sklave ließ ihn nach Ashqelon schaffen, wo ein Auge des Königs, Rhambacas mit Namen, ihn als Datas, Sohn des Zamaspes und Spion des Königs, erkannte. Es mag mehr als eine zufällige Fügung sein, daß am Tag vor dieser Entdeckung der Mann namens Bessas von Zariaspa, bezüglich dessen der Großkönig seinem Sklaven ein Schreiben zukommen ließ, Gaza verlassen und sich nach Ägypten gewandt hatte. Indes hat Meremoth ben-Achish, der Hohepriester des Dagon zu Gaza, meine Nichtswürdigkeit wissen lassen, daß Bessas und seine Gefolgsleute während ihres Aufenthaltes in Gaza im Tempel des Dagon Unterkunft gefunden hätten, und soweit es ihm, dem Meremoth, bekannt sei, hätten sie keinen Anteil an einem Messerkampf gehabt. Euer Sklave wird fortfahren, dieses beklagenswerte Verbrechen mit der äußersten ihm zu Gebote stehenden Tatkraft und Sorgfalt zu untersuchen.

»Nun?« fragte der König.

»Laßt uns jene befragen, die weiser sind als wir, Herr.« Ostanas blies in sein Kohlebecken und streute Jasminsamen hinein.

Die Körnchen barsten und blaue Rauchfäden kräuselten sich empor, und Orontes starrte sie an, das weißbärtige Kinn auf die knotige alte Hand gestützt.

»Mich dünkt«, sagte er schließlich, »der Prätendent Orontes ist hier beteiligt. Der Rauch verrät eurem Sklaven, daß Bessas den Prätendenten in Gaza aufsuchte, um ihn seiner Gefolgschaftstreue zu versichern – gegen Orontes, versteht sich –, und als Datas sie bei ihrem Stelldichein beobachtete, tötete ihn Bessas.«

Xerxes ballte die Hand langsam zur Faust. »Datas war ein guter Mann; er wird mir fehlen. Wir müssen sichergehen, daß Bessas uns nicht durch die Finger schlüpft, wenn er zurückkehrt. Ich habe Pläne mit diesem Schurken!«

Ostanas grinste ein zahnloses Grinsen. »Die, o Herr, habe auch ich!«

9

Die weiße Burg

In dem schmutzigen kleinen Gasthaus in Tahapanes, am pelusianischen Zweig des Nils, summten die Fliegen faul umher, während der Nachmittag verstrich. Die Sonne schien schräg durch das Fenster und ließ die Kupferstatue einer Katze erglänzen, die auf dem Tresen stand und hochmütig die einfachen Sterblichen betrachtete, die den Raum mit ihr teilten.

Myron saß an einem Tisch und schrieb in seinem Tagebuch. Hin und wieder nahm er einen Schluck aus einem Krug Bier; er war nämlich entschlossen, sich an dieses Gebräu zu gewöhnen. Bessas saß mit ihm am Tisch, trank sein Bier in tiefen Zügen und schliff dabei sein Schwert. An einem anderen Tisch würfelte Kothar mit Pnon, dem Wirt. Schließlich riß Bessas sich ein Haar aus der schwarzen Mähne und erprobte seine Klinge daran. Zufrieden erklärte er: »Freunde, ich werde eine Runde mit euch würfeln. Der Verlierer geht und kauft uns etwas zu essen sowie Brennholz für Meister Pnon, damit er für uns kochen kann.«

Pnon, ein fetter, schmieriger Mann, antwortete: »Wenn diese Zauberwürfel benutzen, dann ich ganz bestimmt verlieren. Euer syrischer Freund schon soviel gewonnen, daß ich muß euer Abendessen bezahlen.«

Kothar raffte die drei Würfel zusammen und blies darüber. »Es liegt einfach daran, daß meine Götter besser auf mich

achtgeben als die euren auf euch – vielleicht auch, daß ich besser auf sie durch Gebet und Opfer achtgebe. Aber ich werde dennoch selbst gehen müssen, denn von euch kann keiner mit den Leuten hier sprechen. Wo sind wieder diese hohlköpfigen Jünglinge?«

»Sie wollten einen Spaziergang zum Marktplatz machen«, sagte Myron. »Eigentlich müßten sie – Vorsicht!«

Kothar hatte im Aufstehen die Kupferkatze angestoßen; sie wankte, aber er bekam sie noch zu fassen und stellte sie wieder auf ihren Sockel. Myron fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

»Hast du die Katze mit einem Zauberbann belegt? Ich war sicher, sie würde fallen, und dann hätten wir sie Meister Pnon bezahlen müssen.«

Pnon lachte und nahm die Statue in die Hand. »Ist schwer, ja? Hier, nicht fallen – *ha!* Was ist das?«

Von draußen drang Lärm herein; Myron hörte Gerenne und Gebrülle. Die Tür flog auf, und Shimri und Skhâ stürzten herein. Der erstere warf die Tür zu und schob den Riegel vor, und der letztere keuchte: »Sie – sie sind hinter uns her! Rettet uns!«

»Wer sind sie, und was wollen sie von euch?« fragte Bessas.

»Shimri hat auf dem Markt eine Katze getreten –«

»Ich wollte nichts Böses tun!« jammerte Shimri. »Ich will Schweinfleisch essen, wenn ich nicht die Wahrheit sage! Dieses liederliche Tier rieb sich unablässig an meinen Beinen, und ich habe es nur beiseitegeschoben. Da fing ein Mann an zu schreien und mich zu stoßen, und ich dachte, er wolle sich einen Spaß machen, und stieß zurück, und da fingen sie alle an, zu schreien und mit Lehmklumpen nach uns zu werfen –«

Die Tür dröhnte, als mehrere Leute sich von außen dagegen warfen. Ein Gesicht spähte mit wilden Augen durch das kleine Fenster herein. Ein magerer Arm schoß herein und deutete auf Shimri, und schäumende Lippen spuckten dem Ausländer Schmähungen und Drohungen entgegen.

»Ihr Herren!« rief Pnon. »Ihr müßt gleich gehen fort! Dieser Mann, er begeht schreckliches Sakrileg! Die Leute niederreißen mein Gasthaus, mich töten, wenn ihr geht nicht! Hinaus!«

»Wo beim Lande der Dämonen sind unsere anderen Waffen?«, donnerte Bessas. »Im Stall? Myron, hole –«

»Bringt Shimri zur Hintertür hinaus«, sagte Kothar. »Ich kümmere mich um diese Leute. Pnon, zünde eine Öllampe an, aber rasch. Und hole mir zwei frische Eier.«

»Bist du verrückt, Mann?« schrie der Wirt, aber er entzündete doch an der Glut des Herdfeuers eine kleine Tonlampe.

Ein lautes Dröhnen an der Tür verriet, daß nunmehr ein Balken oder Holzklotz ins Spiel gebracht worden war, der als Rammbock diente.

»Setzt euch, Sterbliche, und tut, als wäret ihr bester Laune. Lächelt um euer Leben!«

Kothar tat irgend etwas mit der Lampe, und mit der freien Hand schob er den Riegel beiseite und öffnete die Tür. Die Menge draußen hatte eben Anlauf genommen, um erneut mit dem Balken gegen die Tür zu rennen; jetzt blieben alle stehen und gafften töricht. Kothar trat in die Türöffnung, öffnete den Mund und spie ihnen eine lodernde gelbe Flamme entgegen.

Die Ägypter, die in vorderster Reihe standen, versuchten schreiend zurückzuweichen, aber hinter ihnen drängten sich

andere und verhinderten es. Kothar aber ergriff mit seiner wundersamen, leisen Stimme das Wort. Sofort verstummte das Geschnatter. Zwar konnte Myron das Geknatter der ägyptischen Sätze nicht verstehen, aber er hörte den Namen »Kothar von Qadesh«: Kothar stellte sich vor. Dann lud er die Meute ein, hereinzukommen.

Die Schenke bot nur Platz für wenige, und die Draußengebliebenen drängten sich vor der Tür und dem Fenster, um hereinzuspähen. Ohne in seiner besänftigenden Redeflut innezuhalten, schwenkte Kothar seine zierlichen Hände, um zu zeigen, daß sie leer seien; dann aber zog er einem Mann einen Würfel aus der Nase, einem anderen ein Entenei aus dem Ohr und einem dritten ein Tuch aus dem Mund. Er ließ einen Ring, einen Becher und einen Dolch gleichzeitig durch die Luft wirbeln. Er stellte drei Becher umgekehrt auf den Tisch und lud die Zuschauer ein, zu erraten, unter welchem eine große Elfenbeinkugel verborgen liege.

Eine Stunde später trollte sich die Menge unter fröhlichem Geplapper und ausgiebigen Dankesbekundungen.

Myron stieß einen langgezogenen Pfiff aus. »Was hast du ihnen über Shimri gesagt, Kothar?«

»Nichts. Ich hatte mir vorgenommen, ihnen, falls es nötig würde, zu sagen, er sei wahnsinnig, und wir seien mit ihm unterwegs zu einem Tempel, um dort um Heilung für ihn zu beten. Aber die Meute hatte solche Freude an meinen kleinen Taschenspielereien – die keinesfalls mit höherer Magie verwechselt werden dürfen –, daß sie ihn ganz und gar vergaß.«

Pnon war zum Stall hinausgegangen, um den kläglich dreinblickenden Shimri zu holen. Myron sah Kothar scharf an. »Laß

mich doch diese Würfel einmal sehen.« Kothar reichte ihm wortlos drei Würfel. Myron untersuchte sie und bat: »Jetzt die anderen drei, wenn's recht ist.«

»Welche anderen drei?«

»Du weißt, welche ich meine. Komm schon, gib sie mir.«

»Tu, was er sagt«, knurrte Bessas.

Kothar förderte drei weitere Würfel zutage. Myron betrachtete sie mit schmalen Augen. »Das dachte ich mir. Abgeflacht. Eines Tages wirst du sie bei jemanden verwenden, der Verstand genug hat, sie zu betasten, und das Resultat wird sehr unerfreulich für dich sein.«

Kothar zuckte die Achseln. »Ich verstehe mein Geschäft, und gegen euch habe ich meine kleinen Glücksbringer nie verwendet.«

Myron und Bessas brachen in Gelächter aus.

»Bei Verethraghnas Eberzähnen, Kothar«, brachte Bessas schließlich heraus. »Du bist ein Schurke. Aber ein gar zu nützlicher Schurke, als daß wir auf dich verzichten könnten.«

Kothar lächelte. »Wenn es dir Freude macht, diese Meinung zu hegen, so hege sie immerhin. Aber du weißt nicht, mit wem du sprichst.«

»Warum nimmst du nicht einen makellosen Satz Würfel und läßt sie innen mit Gewichten beschweren, wie man es bei der kupfernen Katze getan hat? Du würdest das gleiche Ergebnis erzielen, aber ein geringeres Risiko eingehen.«

Kothar hob die Augenbrauen und steckte sein Spielzeug ein.

Am Abend des letzten Tages im Ayaru überquerte Bessas von Zariaspa mit seinem Gefolge den Nil von Troyu nach Memphis. Da die Fähre die Pferde und Maultiere nur einzeln befördern konnte, dauerte die Überfahrt alles in allem mehr als zwei Stunden, und unterdessen versank die Sonne hinter den kolossalen Mauern von Memphis – der Stadt der Weißen Mauer, dem Sitz der Seele Ptahs.

Über die turmhohen Mauern aus perlweißem Kalkstein ragten die Köpfe einer Gruppe von Kolossalstatuen, die von den Königen alter Zeiten, die Senusert und Ramses geheißen hatten, rings um den Tempel errichtet worden waren. Die Zitadelle, die Weiße Burg geheißen, ragte ebenfalls über die Mauer, ein künstlich aufgeschütteter, von vierzig Fuß hohen Kalksteinmauern umgebener Hügel inmitten der Stadt, auf dessen Gipfel sich Kasernen und Palastgebäude erhoben. Jenseits der Stadt, am Rande der Wüste, waren die Spitzen von ungefähr zwanzig großen und kleinen Pyramiden zu erkennen, die sich wie schwarze dreieckige Zähne in den abendlich dunkelnden Himmel bohrten. Hinter den Reisenden verschmolz im Osten eine lange, zerklüftete Kette von purpurnen Hügeln mit der herandrängenden Dunkelheit.

Im Ausländerviertel rings um den Tempel des Hathor im südöstlichen Teil der Stadt suchten sich die Reisenden ihr Nachtquartier. Kothar führte sie vorbei an würzig duftenden Märkten und durch stinkende Gassen zum Gasthaus des Hazael aus Damaskus. In der Taverne im Erdgeschoß drängten sich blasse Männer, die ihr gelbes Haar zu langen Zöpfen geflochten trugen, braune Männer mit Turbanen, die sich ihre Barte orangengelb, grün und blau gefärbt hatten, und Männer mit

schwarzer, von Narben bedeckter Haut; sie fraßen und soffen, während aus den Schlafkammern im oberen Stockwerk donnerndes Schnarchen herunterhallte.

Am ersten Tag des Simanu erklommen sie die lange Treppe zur Weißen Burg, um die Dokumente vorzulegen, die ihnen Proviant und Futter aus den königlichen Speichern verschaffen sollten. Der Beamte, der ihre Dokumente entgegennahm, meinte: »Ihr solltet dem Satrapen eure Aufwartung machen. Er hält heute morgen Audienz.«

»Wo?« fragte Bessas.

Im Audienzsaal im Ostflügel des Palastes. Gebt dem Türsteher euer Empfehlungsschreiben; er wird es durch das Fenster des Audienzraumes werfen.«

»Beim Arsche Ahrimans«, sagte Bessas, als der Beamte sich abwandte, »das ist die wunderlichste Art, eine Audienz abzuhalten, von der ich je gehört habe. Laßt uns sehen, wie es dort zugeht.«

Mühelos fanden sie die wimmelnde, schwatzende Menge im Ostflügel des alten, von König Wahabra erbauten Palastes. Die meisten Anwesenden waren Ägypter, rasiert und in weißes Leinen gekleidet, doch hier und da sah man wohl auch die wehenden Hosen eines Ariers, die Strickmützen der Babylonier mit den baumelnden Troddeln, die hohen Spiralhüte der Syrer, den mit Straußenfedern geschmückten Kopfputz der Libyer und Gewandungen aus anderen Teilen des persischen Reiches.

Sie drängten sich vor einer Wand aus bräunlichen Ziegelsteinen, in der es nur eine kleine Tür und ein kleines Fenster gab. Vor der Tür standen zwei in Hosen gekleidete persische

Soldaten, ihre Schilde waren mit vergoldeter Bronze beschlagen und funkelten im Licht der gleißenden Morgensonne.

Ein Eunuch in zarten Gewändern stand vor dem Fenster. Menschen umdrängten ihn und suchten ihm Blätter und Rollen von Papyrus in die Hand zu drücken. Alle brüllten durcheinander und überboten sich gegenseitig, was die Dringlichkeit ihrer jeweiligen Petitionen anging. Der Eunuch antwortete ihnen ebenso lautstark.

»Ruhig, ich bitte euch! Stellt euch in einer Reihe auf! Drängt nicht! Man wird sich um jeden bekümmern! Leiser, gute Leute, Langsam! Stellt euch hinten an! Immer nur einer!«

Niemand kehrte sich an die Bitten des Eunuchen; das Drängen der Leute wurde immer heftiger, das Geschrei lauter. Bessas schob sich durch die Menge, die sich mit finsteren Blicken und gemurmelten Flüchen vor ihm teilte. Der Eunuch erblickte ihn, weil er alle anderen turmhoch überragte, und schrie: »Du da, hast du etwas vorzubringen?«

»Jawohl, meine Reverenz dem Satrapen. Hier ist ein Schreiben des Großkönigs, unterzeichnet vom *hazaparat* Artabanus, welches mich allen Satrapen und Unterstatthaltern empfiehlt. Man sagte mir, ich solle es dir geben, aber ich will es zurückhaben."

Der Eunuch warf einen Blick auf das Pergament, rollte es zusammen und warf es durch das Fenster. »Warte«, ordnete er an und wandte sich dann wieder der zügellosen Horde zu, die ihn umringte.

Gleich darauf rief eine Stimme aus dem Audienzraum: »Schickt sie herein!« Der Eunuch schob die Menge beiseite und

ließ Bessas, dessen Gefährten sich in seinem Kielwasser hielten, durch die Tür.

Drinnen sah Myron sich um. Die verputzten Wände waren mit farbigen Bildern im alten ägyptischen Stil verziert, auf denen die Taten tierköpfiger Gottheiten zu sehen waren. Bänder in ägyptischer Priesterschrift, die kleine Prozessionen von Menschen, Tieren, Pflanzen und anderen Gegenständen zeigten, zogen sich oberhalb und unterhalb der Bilder an den Wänden entlang. Teure persische Teppiche lagen auf dem Boden, goldene Lampen verströmten den Geruch von Rizinusöl, und der Satrap saß an einem mit Papyrus übersäten Tisch aus Ebenholz und Elfenbein.

Achämenes, Sohn des Darius, Bruder des Königs Xerxes und Vizekönig der Satrapie Mudraya, war ein hochgewachsener, gutaussehender Mann mit glänzendem schwarzen Haar und der langen Hakennase der Achämeniden. Er war jünger als Xerxes, hatte aber sonst große Ähnlichkeit mit ihm. Sein Gewand war mit Perlen bestickt; Juwelen blitzten rot und grün und purpurn an seinem schmalen Stirnreifen aus gelbem Gold. Sein Gesicht wirkte müde, schläfrig und gelangweilt.

Sechs andere Personen waren außerdem im Raum: Zwei Leibwächter, ein Sekretär, ein Dolmetscher und zwei Schreiber, von denen einer dicht neben dem geschlossenen Fenster stand. Wenn der Sekretär ihm ein Zeichen gab, hatte er durch die enge Öffnung zu rufen: »Der Nächste!«

Ein Stück Papyrus segelte durch das Fenster herein. Der Schreiber fing es mit der Geschicklichkeit eines erfahrenen Ballspielers auf, warf einen Blick darauf und reichte es dem zweiten Schreiber, der die Briefe in verschiedenen Stapeln

sortierte: Solche, die routinemäßig von Untergebenen bearbeitet werden konnten, solche, die dem Satrapen zur Kenntnis gebracht zu werden hatten, und solche, die ohne Umstände gleich abschlägig beschieden werden konnten.

Der Sekretär nahm die, welche für die besondere Aufmerksamkeit des Satrapen als geeignet erachtet worden waren, und las sie Achämenes auf Persisch vor, während der Dolmetscher daneben stand, um bei entlegenen Sprachen hilfreich einzuspringen. Nach jedem Brief, der ihm vorgelesen worden war, diktierte Achämenes eine Antwort. Wenn sie kurz genug ausfiel, wurde sie auf die Petition geschrieben; wenn nicht, schrieb der Sekretär einen zweiten Brief, den er dann mit einem Tupfen Gummi am ersten befestigte. Leises Gemurmel ging zwischen dem Stadthalter und seinem Sekretär hin und her.

»Wieder einer von den Erben, die von diesem bösartigen Vormund ausgeraubt wurden …« »… eine Korruptionsbeschwerde aus der Provinz der Katzenwelse …« »… sollte näher ergründet werden; schickt doch den Detektiv Sebekhotep …« »… Steuereintreiber in Duqau vom Pöbel erschlagen …« »… sitzt seit sechs Monaten im Kerker, und nichts ist geschehen…« »… Waffendiebstahl aus dem Magazin …« »… Schwager droht, ihn zu töten, und er bittet um behördlichen Schutz …«

»Die Bewohner des Dorfes Kais beklagen sich, weil ein Dämon ihre Felder heimsucht; können wir einen Exorzisten schicken?«

Endlich blickte Achämenes auf, gähnte gewaltig und fragte: »Wer von euch ist Bessas von Zariaspa?«

Bessas kreuzte die Arme vor der Brust und verneigte sich tief.

»Das bin ich, o Herr. Die Götter mögen Eurer Hoheit ein langes Leben und Reichtum schenken.«

»Auramazda, und was es sonst noch für Götter geben mag, seien dir wohlgesonnen«, erwiderte Achämenes. »Was hältst du von Ägypten?«

Bessas lächelte grimmig. »Soll Euer Sklave höflich sein, o Herr, oder soll ich sagen, was ich denke?«

»Das letztere.«

»Mit Eurer Erlaubnis, Herr, es gefällt mir überhaupt nicht.«

»Warum nicht? Wegen der Fliegen und der Hitze?«

»Nein; da habe ich im Osten schon Schlimmeres erlebt. Es ist etwas, das nicht leicht genau zu beschreiben ist – etwas in der Atmosphäre. Ich habe das Gefühl, daß es die Menschen hier danach gelüstet, mich in Stücke zu reißen, und daß nur die Angst vor der Regierung und vor mir selbst sie daran hindert.«

»Dein Gefühl trügt dich nicht«, sagte der Satrap. »Hat man euch mit handfesten Übergriffen behelligt?«

»Nein, außer – « Und er berichtete von dem Aufruhr in Tahapanes. »Davon abgesehen ist es gut, daß von uns fünfen nur Kothar des Ägyptischen mächtig ist. Ich zweifle nicht daran, daß einige der Worte, die in den letzten paar Tagen an mich gerichtet wurden, tödliche Beleidigungen enthielten. Hätte ich sie verstanden, so hätte die Ehre mich genötigt, sie mit Blut von mir abzuwaschen.«

»Du wirst dich im Zaum halten müssen, Hauptmann Bessas. Wir sitzen hier auf dem Deckel eines brodelnden Kessels. Eine Unbesonnenheit, und es könnte zu Unannehmlichkeiten kommen, die den Kratzer, den die Schmähreden eines

Eingeborenen auf deinen Gefühlen hinterlassen, weit in den Schatten stellen.«

»Es sei, wie Ihr es wünscht. Aber Unverschämtheit, o Herr, kann ein edler Arier auch nicht hinnehmen. Was also kann man tun?«

»Ich schlage vor, du und Meister Myron, ihr entledigt euch eurer persischen Tracht – zumindest, was die Hosen und die Baschlyks angeht.«

Bessas grunzte. »Wohlan, Hoheit. Aber Euer Sklave kann keine übereilten Versprechungen hinsichtlich dessen abgeben, was er tun wird, wenn ihn das nächstemal ein Mistklumpen trifft. Was ist der Grund für diese Feindseligkeit?«

»Wie du zweifellos weißt, war Ägypten jahrtausendelang ein mächtiges Königreich, bevor Kambyses es eroberte, und das haben die Ägypter, wenn sie nicht gerade zu den untersten Klassen gehören, noch nicht vergessen. Einen größeren Hochmut als den ihren gibt es nirgends; sie halten sich für die tapfersten, ehrlichsten und edelsten aller Menschen. Dies ist natürlich lächerlich, denn alle Welt weiß, daß die Arier die edelsten unter den Menschen sind, und die Perser wiederum die edelsten unter den Ariern. Aber so denken diese elenden Ägypter eben, und nichts wird sie von dieser Überzeugung abbringen. Folglich verdrießt es sie über das Maß des Erträglichen hinaus, von solchen regiert zu werden, die sie für ungewaschene Barbaren halten. Überdies haßt uns die Priesterschaft, weil wir sie gezwungen haben, einen angemessenen Anteil der Regierungskosten zu tragen; die abergläubischen Massen aber folgen den Priestern, ungeachtet der Tatsache, daß diese Priester sich jahrhundertelang an ihnen

gemästet haben wie ein Schwärm blutsaugender Parasiten. Und sie alle hassen uns, weil wir vor zwanzig Jahren ihren Aufstand gegen die von Gott verfügte Herrschaft des Großkönigs niedergeschlagen haben.

Doch nun erzähle mir von dem Auftrag, mit dem dich mein edler Bruder – dessen Herrschaft Gott stärken möge! – betraut hat.«

Als er alles gehört hatte, seufzte Achämenes. »Manches Mal wünschte ich, ich könnte meine mühseligen Pflichten hier aufgeben und selbst auf ein solches Abenteuer gehen. Aber die Regierungsmacht ist eine anspruchsvolle Geliebte. Ich werde dir einen Brief an Astes mitgeben; er ist Satrap von Kushia und residiert auf der Insel Yeb. Ihr werdet vielleicht Mühe haben, von Kushia ins unabhängige Kush zu gelangen, denn in letzter Zeit sind dort an der Grenze Kämpfe ausgebrochen. Die barbarischen schwarzen Kushiter wissen die Wohltaten persischer Herrschaft ebensowenig zu schätzen wie die Ägypter.

Wenn du auf demselben Wege zurückkehrst und das Banner des Sieges vor dir herweht, so laß es mich wissen, denn auch mich gelüstet es, diesen Drachen zu sehen. Und noch eines: Seid ihr unterwegs auf Anzeichen für verräterische Verschwörungen gegen die Furchtbare Königliche Majestät gestoßen? Angestiftet von, sagen wir, einem Thronprätendenten?«

»Nun – äh – nein, o Herr.«

»Warum hast du gezögert, Meister Bessas? Nur zu, mein Bester – wenn du von solcher Kabale weißt, ist es deine Pflicht, deine naturgegebenen Herren davor zu warnen.« Achämenes' schwerfällige Trägheit hatte sich verflüchtigt.

Bessas schüttelte den Kopf. »Es ist nichts, Hoheit – nur ein paar Worte, an die ich mich kaum erinnere. Ich hörte sie in einer Schänke in Phönikien.«

»In welcher Schänke? Und was waren es für Worte?«

»Ich weiß es nicht mehr, Herr; irgendeine Bemerkung des Inhalts, daß man die verlausten Perserhunde mit einem Fußtritt ins Meer befördern müsse. Aber ich hatte zuviel getrunken, und die Erinnerung will sich nicht recht fassen lassen.«

Achämenes musterte den Baktrier scharf; dieser war in offensichtlicher Verlegenheit rot angelaufen. »Hast du Namen gehört?«

»Das kann ich nicht sagen, Herr.«

»Orontes vielleicht?«

»Es wäre möglich, Herr, aber ich weiß es wirklich nicht mehr.«

»Warum hast du nicht schon früher Anzeige erstattet?«

»Dein Sklave hat nichts von all dem deutlich genug gehört, um es in eine Anzeige zu fassen, und inzwischen ist alles nebelhaft, wie die Fetzen eines halbvergessenen Traumes. Wenn Euch jedes unbedachte Wort, mit dem in einer Schänke die Regierung beschimpft wird, sogleich gemeldet würde, so gäbe es im ganzen Reich nicht genug Sekretäre, alles zu notieren, noch hättet Ihr Zeit, alles zu hören, und wolltet Ihr auch Tag und Nacht darauf verwenden.«

»Aber es ist nicht recht, daß jemand solch verräterische Worte ungestraft äußert«, entgegnete Achämenes.

»Mag sein, aber genau wie die Unzucht wird auch dies sich nie ganz unterbinden lassen, wäre ein Herrscher auch noch so

mächtig und gerecht. Und als ein erfahrener Besucher von mancherlei Schänken kann Euer Sklave vielleicht Kenntnis von Dingen für sich beanspruchen, die Eurer Hoheit verwehrt sind.«

»Nur der Unbedeutende«, fügte Myron hinzu, »ist wahrhaft sicher vor jedem Vorwurf, o Herr.«

Eine Zeitlang saß Achämenes da, starrte Bessas mit finsterer Miene an und trommelte mit den Fingerspitzen auf dem Tisch. »Nun«, sagte er schließlich, »beim nächstenmal erfüllst du deine Pflichten deinem rechtmäßigen Souverän gegenüber mit größerer Aufmerksamkeit. Auramazda befördere dich in deinen Unternehmungen.«

Am Tag darauf ritten die Reisenden südwärts durch den endlosen grünen Korridor Oberägyptens. Mitunter drängten sich die steilen Wände des Flußtales zu beiden Seiten dicht heran. Dann wieder wichen sie so weit zurück, daß sie von der Uferstraße aus nicht mehr zu sehen waren.

Große weiße Esel mit berockten Ägyptern und anderen Lasten trotteten vorüber. Am Ufer des blauen Flusses und an zahlreichen Kanälen förderten muskulöse, nackte, braunhäutige Bauern das Wasser mittels knarrender Ziehbrunnen, deren Achsen aus getrocknetem Lehm und deren Drehbäume aus rohbehauenen Stämmen gefertigt waren. Schwarz-weiße Ibisse schwebten über dem seichten Wasser, und Milane und Falken kreischten hoch oben am blauen Himmel. Alle paar hundert Schritte erreichte die kleine Schar ein neues Dorf: eine ärmliche Ansammlung winziger Hütten aus tiefbraunem Lehm, erfüllt vom lärmenden Geplapper der Bauern. Schwärme nackter Kinder von der gleichen schlammigen Farbe wieselten aus

diesen Behausungen, bettelten mit schrillen Stimmen und ausgestreckten Händen und schleuderten den Reisenden Beschimpfungen und Lehmklumpen nach, wenn ihnen nichts gegeben wurde.

Einmal platzte Skhâ unversehens heraus: »Was werden sie wohl daheim in Barbalissos sagen, wenn ich ihnen erzähle, daß ich, der Sohn Thuvlos des Färbers, dem Satrapen vorgestellt wurde, dem Bruder des Großkönigs und einem der höchsten Fürsten des Reiches? Wahrlich, dieser Achämenes scheint mir ein Mann von königlichen Eigenschaften zu sein!«

»Zu einem schönen Vogel braucht es mehr als schöne Federn«, sagte Myron.

Bessas grunzte. »Zumindest ist er kein Narr. Bei der Sache mit Orontes hat er mich schön ins Schwitzen gebracht.«

Shimri brach in sein markerschütterndes Gelächter aus. »Warum hast du ihm nicht die ganze Geschichte erzählt?«

»Es wäre töricht, sich tiefer als unbedingt nötig in die Streitigkeiten der Mächtigen zu verheddern. Wer heute am Boden liegt, kann morgen schon wieder ganz oben sein, und Groll ist haltbarer als Dankbarkeit, wie Stein ja auch Holz überdauert.«

»Ganz recht«, pflichtete Myron ihm bei. »Zudem: Wenn Achämenes es schon mißbilligte, daß wir ein zufällig in der Schenke gefallenes Wort nicht gleich angezeigt haben, was hätte er dann erst gesagt, wenn er gehört hätte, daß wir eine Begegnung mit dem Prätendenten selbst verschwiegen haben? Mein lieber Bessas, du bist unbedingt der am wenigsten überzeugende Lügner der Welt! Ich werde dir in dieser Kunst

Lektionen wie im Schwimmen erteilen müssen.«

»Das wird nicht nötig sein«, versetzte Bessas. »Ich ernenne dich hiermit zum offiziellen Lügner unserer Expedition; dein Volk ist in dieser Kunst auf natürliche Weise begabt. Von jetzt an wirst du für Achämenes und seinesgleichen zuständig sein.«

»Ist Achämenes so tüchtig, wie er prächtig anzusehen ist?« wollte Skhâ wissen.

»Wer kann das sagen?« antwortete Myron. »Die Menschen verbergen ihre wahre Natur hinter einer Maske des Wohlwollens, und Menschen ändern sich auch mit der Zeit und unter dem Druck der Umstände. In den Anfangsjahren seiner Herrschaft pries man den Großkönig in den Himmel. Und in der Tat leistete er anfangs Großes. Aber ich vermute, die Verantwortung und die Verlockungen des Königseins verderben mit der Zeit auch den stärksten Charakter. Kambyses verfiel gegen Ende seiner Herrschaft ebenfalls gelegentlichen Anfällen von Wahnsinn und glaubte, kleine rote Schlangen in seinem Wein zu sehen.«

»Das mag sein«, wandte Bessas ein. »Aber Cyrus und Darius regierten weise bis ins hohe Alter. Und mit Masistes wäre es nicht anders geworden, hätte er den Thron bestiegen. Obendrein behauptete mein Vater, der Kambyses kannte, daß die Geschichten von seinem Wahnsinn nichts als Lügenmärchen seien, die ägyptische Schriftgelehrte in die Welt setzten, um sich für die Eroberung ihres Reiches zu rächen.«

»Ah, aber wie kann man im voraus schon sagen, wie ein König einst sein wird? Deshalb wählen wir in den hellenischen Städten die Männer, die uns führen sollen, immer nur für eine begrenzte Zeit in ihr Amt.«

»Das mag ja ganz gut sein, für die lausigen kleinen ummauerten Dörflein, die ihr Städte nennt, aber es wäre doch absurd, solche Methoden auf ein großes Reich anzuwenden.«

Myron lächelte leise. »Wie der weise Solon schrieb. *Die Menschen in ihrer Unwissenheit beugen sich in Sklaverei unter das eine Joch des Monarchen.«*

»Masistes hingegen«, fuhr Bessas fort, »ah – das war einmal ein rechter Mann! Hätten die Götter es anders gewollt…« Der Riese seufzte und wischte sich eine Träne aus dem Auge.

»Was war denn mit Masistes?« fragte Skhâ. »War er nicht ein Bruder des Königs, der starb, als ich ein Knabe war?«

»Ja«, sagte Bessas ernst. »Da ich die Geschichte besser kenne, als die meisten – mein Vater war ein Gefolgsmann Masistes' –, will ich sie euch erzählen.

Masistes war ein Bruder des Königs Xerxes, Satrap von Baktrien und Befehlshaber eines der sechs Heere. Er hatte eine Frau, mit der er so glücklich lebte, wie es denen, die im Ehestand leben, nur vergönnt sein kann, und er hatte auch mehrere Söhne und Töchter.

Nachdem der Feldzug gegen Hellas gescheitert war, kehrte Xerxes nach Shushan zurück. Dort verliebte er sich in Masistes' Frau, aber die widersetzte sich seinem Werben. Um seines Bruders Standes willen, wollte Xerxes sie nun nicht mit Gewalt auf seine Bettstatt zerren, und so gedachte er sie zu überreden, indem er ihre Tochter Artaynta mit seinem Sohn Darius vermählte. Dann aber erlosch seine Leidenschaft für Masistes' Weib, und er entbrannte in einer ähnlich hitzigen Leidenschaft zu seiner Schwiegertochter Artaynta, die ihn nicht abwies.

Ihr mögt selbst beurteilen, wie weise es ist, einem Sterblichen, und schon gar einem Weibe, zu versprechen, daß man ihm geben wolle, was immer er verlangt. Xerxes jedenfalls, vernarrt in Artaynta, gab ihr dieses Versprechen. Und sie forderte ausgerechnet das Königsgewand, das die Königin Amestris mit eigener Hand für ihren Gemahl, den König, gewebt hatte.

Xerxes befürchtete, seine Intrige könne damit ans Licht kommen, und er suchte das törichte und bedenkenlose Mädchen mit den ausgesuchtesten Angeboten zu bewegen, von seinem Verlangen abzulassen. Er bot ihr Städte, Schätze und sogar eine private Armee – doch nein, sie wollte das Gewand und sonst nichts. Schließlich fügte Xerxes sich und gab ihr das Gewand, und sie trug es. So erfuhr Amestris natürlich, was er ihr geschenkt hatte.

Was immer nun die Tugenden und die Fehler der Achämeniden sein mögen, zehnmal lieber falle ich bei einem der Ihren in Ungnade als bei einem ihrer Weiber. Diese blutrünstige Bestie von einer Königin kam durch irgendwelche weibischen Gedankengänge zu dem Schluß, Masistes' Frau sei der Grund für Xerxes' Intrige mit Artaynta. Als man nun den Geburtstag des Königs beging, forderte sie deshalb, mit Masistes' Gemahlin tun zu dürfen, wie ihr beliebte. Die Sitte aber gebietet, daß der König keine Bitte abschlägt, die ihm während seines Festbanketts vorgetragen wird. Wieder suchte der König nach Ausflüchten, doch Amestris ließ sich nicht erweichen. Bald war der König ihrer Forderungen müde, und er wagte auch nicht, gegen das Gesetz des Festes zu verstoßen; also gab er wiederum nach.

Xerxes ließ seinen Bruder Masistes kommen und befahl ihm, sich von seinem Weibe scheiden zu lassen und eine von Xerxes' Töchtern zu ehelichen. Masistes aber liebte seine Frau und weigerte sich mit aller Entschiedenheit, die er zu zeigen wagte. Unterdessen aber hatte Amestris Soldaten in Masistes' Haus geschickt, die dessen Frau verstümmeln sollten. Sie schnitten ihr die Brüste, die Nase, die Ohren und die Lippen ab und rissen ihr die Zunge aus dem Mund.

Als Masistes in sein Haus zurückkehrte und seine Frau in so schrecklicher Weise mißhandelt fand, sammelte er seine Söhne und Anhänger um sich. Rasend vor Wut machten sie sich alle auf den Weg nach Baktrien, wo Masistes sehr beliebt war und wo er einen Aufstand gegen Xerxes anzuzetteln gedachte. Xerxes aber sandte ihm seine Reiterei nach, die ihn auf der Straße einholte und ihn und alle seine Leute tötete.«

»Wie f-furchtbar«, stammelte Shimri, der die Polsterung in Skhâs Helm auswechselte, damit er besser paßte. »Wäre ich dabei gewesen, ich hätte Masistes gerettet.«

»Wirklich? Ich glaube nicht. Es heißt jedenfalls, Xerxes habe über den Verlust seines Bruders geweint, denn dieser war sein fähigster und loyalster Anhänger gewesen. Und man munkelt, Xerxes habe seinem Weibe Amestris von diesem Tage an bis heute nicht mehr beigewohnt. Natürlich konnte alles das den edlen Masistes nimmermehr zurückbringen.«

»Ha!« rief Shimri. »Wenn sich des Königs Weiber eines Vergehens schuldig machen, weshalb läßt er sie dann nicht einfach ersäufen oder erwürgen?«

»Mit einer bloßen Sklavin oder einer Konkubine könnte er das tun, aber mit seinen Ehefrauen geht das nicht. Wisse, daß

Darius sich bei seiner Thronbesteigung verpflichtete, nur solche Frauen zu heiraten, die aus den Familien der sechs Verschwörer stammten, die ihm geholfen hatten, und Xerxes folgte diesem Beispiel. Diese Familien, die Daduchiden und andere, stellen die mächtigsten Fürsten des Reiches. Solange sie zusammenhalten und den König unterstützen, ist sein Thron sicher; stellen sie sich gegen ihn, werden bald seine Fundamente ins Wanken geraten. Je nun, da seht ihr, was Monarchie bedeutet.«

»Das gilt nicht nur für die Monarchie«, sagte Kothar. »Überall, wo Sterbliche regieren, herrscht solche Unordnung. Die Menschen werden so lange nicht gerecht regiert werden, wie sie nicht alle Macht in die Hände derjenigen legen, welche die wahre okkulte Weisheit besitzen – solcher Leute etwa wie meine ehrenwerte Person.«

In Siout gerieten Bessas und Myron in Streit. Der Grund für ihren Streit war folgender: Zu Memphis verweigerte Bessas, weil er behauptete, es sei Eile geboten, Myron einen zusätzlichen Tag, um die Sphinx und die Pyramiden der Könige Khufru und Khafra, neun Meilen nördlich der Stadt gelegen, zu besuchen. Als Bessas aber hörte, daß die Männer von Siout eine besondere Fechtkunst mit eisenbewehrten Holzstangen pflegten, nahm er sich einen Tag Zeit, um Fachleute für diese Kunst aufzusuchen und sich von ihnen darin unterweisen zu lassen. Daraufhin beklagte sich Myron bitterlich über die entgangene Gelegenheit, sein Wissen zu vergrößern.

»Du magst meine Meisterschaft in den verschiedenen Fechtmethoden belächeln«, grollte Bessas. »Es wäre aber besser, wenn du selbst ein wenig mehr Zeit auf den Umgang mit

Waffen verwenden wolltest. Wohin wir gehen, sind derlei Fertigkeiten das einzige, was zwischen uns und der Brücke des Jüngsten Gerichtes steht.«

»Ich habe lediglich gesagt«, fauchte Myron, »daß Wissen anderer Art nicht minder wichtig ist –«

»Die Pest soll dich holen!« brüllte Bessas, und sein pockennarbiges Gesicht war dunkel vor Wut. »Wenn dir nicht gefällt, wie ich dieses Unternehmen führe, so pack dich! Ich entbinde dich von deinem Schwur! Geh mir aus den Augen, du verlogener, feiger, knabenliebender Griechling!«

Myron erhob sich, bleich im Gesicht. »Dafür sollst du mit mir kämpfen. Hole deine Waffen – jede bis auf deinen Bogen –, und ich will meine holen.«

»Ist das dein Ernst?«

»Das wirst du schon sehen, wenn du meinen Stahl zu fühlen bekommst.« Myron schnürte sein Bündel auf und holte seinen Helm hervor. Bessas begann, sich gleichermaßen zu wappnen.

»Ihr Sterblichen!« sagte eine leise, aber durchdringende Stimme. Es war Kothar, der gelassen auf einem Palmenstamm saß. »Ehe ihr euer Blut vergießt, habe ich etwas zu sagen, was euch interessieren könnte.«

»Wahrhaftig?« höhnte Bessas.

»Eingedenk der Gefahren, die uns auf dieser Reise drohen, habe ich die höheren Mächte um Rat gebeten. Ich habe den Flug der Vögel geschaut, die Bahn der kreisenden Gestirne beobachtet und in der Stille der Nacht auf die Stimmen meiner Schutzgeister gelauscht. Und ich sage euch dies: Körperlose Geister des Bösen, von jenen gesandt, die euch übelwollen,

bedrohen euch just in diesem Augenblick. Mein Gegenzauber verwehrt es ihnen, selbst über euch herzufallen, und so trachten sie danach, euch, indem sie Zwietracht zwischen euch säen, dazu aufzustacheln, euch selber gegenseitig zu vernichten.

Gefahren drohen ringsumher, und vereint mag es euch gelingen, sie zu überwinden. Doch entzweit ihr euch jetzt im Streit, ehe die Aufgabe erfüllt, so wird das Verhängnis euch alle ereilen –diejenigen, die weiterziehen, ebenso wie die, die umkehren. Dies sagen die göttlichen Mächte.«

»Nun ja –« sagte Bessas.

»Nun ja –« sagte Myron.

»Ach, zum Dämonenland damit!« knurrte Bessas. Er warf Schwert und Schild zu Boden, umarmte Myron wie ein Bär und küßte den kleineren Mann laut schmatzend auf beide Wangen. »Wirst du mir vergeben, daß ich deinen Mut beleidigt habe, alter Freund? Bei den Sieben Schützenden Sternen, wärest du ein Hasenfuß, hättest du mir niemals die Stirn geboten.«

Noch einen Augenblick zuvor hatte Myron fest geglaubt, sein letztes Stündlein habe geschlagen. So war er angesichts dieser Versöhnung ungeheuer erleichtert, wenngleich er es nicht für klug hielt, davon viel Aufhebens zu machen.

»Nein«, sagte er, »ich bin nicht tapferer als die meisten.«

»Für mich bist du tapfer genug«, beharrte Bessas. »Möglich, daß unser Jähzorn daher kommt, daß wir in den letzten zwei Wochen gar zu tugendhaft gelebt haben. Laßt uns feiern!«

»Was sollen wir feiern?« fragte Kothar.

»Nichts weiter. Ich bin fröhlich, wenn ich Lust dazu habe, und nicht, wenn irgendein priesterlicher Kalender meint, ich

sollte es sein. Wir wollen lustig heute abend sein!

Trocken sind die Kehlen, steif und spitz die Lanzen, der Staub mancher Meile liegt auf unseren Ranzen. Laßt rinnen den Wein und stimmt die klingende Lyra, laßt uns essen und trinken und tanzen!«

An diesem Abend, während Bessas, Myron, Shimri und Skhâ im Gasthaus schmausten, saß Kothar bar-Malko still in einem Vorraum eines Tempels, der Wepwawet, dem Wolfsgott von Siout, geweiht war, und schrieb.

KOTHAR VON QADESH GRÜSST DEN HEILIGEN BEL-KISHIR, DEN HOHENPRIESTER DES MARDUK ZU BABYLON.

Eingedenk Eures Auftrages hat Euer Diener die Sterblichen, die seiner Obhut überantwortet sind, bis hierher in die Stadt Siout in Ägypten geführt. Tödliche Gefahren haben uns bedroht, und nicht nur einmal gelang unsere Rettung nur durch mein okkultes Wissen und meine Geistesgegenwart. Heute habe ich eine Spaltung der Schar abwenden können, die infolge eines Streites zwischen ihren Führern, Bessas von Zariaspa und Myron von Miletos, seiner rechten Hand, unmittelbar bevorstand. Denn ich bin der gleichen Meinung wie Eure Heiligkeit: Die Expedition darf das ihr zugedachte Ende nicht hier in diesem brodelnden Lande finden, wo persischen Beamten kein Sperling entgeht, der vom Himmel fällt, sondern es muß in den

unbekannten Landstrichen jenseits der Grenzen von Kush geschehen, wo ihr Schicksal für immer im Dunkeln bleiben wird. Morgen, so meine Reisegefährten von den Auswirkungen ihrer widerwärtigen Ausschweifungen nicht völlig gelähmt sind, werden wir unsere Reise fortsetzen.

Kothar studierte den Brief lange. Dann kniete er nieder und hob seine Arme im Gebet. Lange und inbrünstig betete er, und Schweiß bedeckte seine Stirn.

»Seteh«, murmelte er, »Patron der Zauberer und Beschützer der Fremden im Lande Khem, hilf mir bei meiner Entscheidung!«

Einhundertfünfzig Meilen weit südlich von Siout lag die zweite Stadt Ägyptens, eine Stadt mit vielen Namen. Für die meisten alten Ägypter hieß sie Weset, für jüngere Opet. Die, die dort wohnten, nannten sie eher die Stadt des Amon oder einfach nur »die Stadt«. Für die Griechen war es die Stadt des Zeus oder auch das Hunderttorige Theben.

»Ich sehe aber keine hundert Tore«, sagte Myron, als sie sich den weitläufigen Vororten am Ostufer des Nils näherten. »Ja, ich sehe nicht einmal eine Mauer. Was für eine Stadt ist das, so ganz ohne Mauer?«

»Es gibt eben keine«, sagte Kothar. »Wenn es je eine gab, dann wurde sie schon in uralter Zeit zu eng, und sie wurde niedergerissen und nie wieder aufgebaut. Bei Belagerungen bieten die Tempelbezirke Platz und Sicherheit für die Einwohner. Ich glaube, der Ausdruck ›hundert Tore‹ bezieht

sich auf die Pfeiler dieser Tempel; allein im Amon-Tempel gibt es zehn Paar.«

»Ich verstehe, was du meinst.« Staunend starrte Myron die ungeheure löwengelbe Mauer an, die, vor ihnen und zur Linken sich weit hinziehend, den Temenos dieses Tempels umschloß.

Weiter links lag der kleinere Bezirk des Mont-Tempels. Weitere Tempelmauern, dreißig bis vierzig Kubit hoch, waren jenseits des Flusses, in der Stadt der Toten auf der Westseite, zu sehen. Jenseits dieser Mauern konnte Myron Tempeldächer ausmachen, getragen von lotosblumig erblühenden Säulen mit enormem Umfang.

Auf all seinen Reisen und selbst im mächtigen Babylon hatte Myron noch nie etwas gesehen, was diesem erstaunlichen Mauerwerk vergleichbar gewesen wäre. Opet war eine große, blühende Stadt, und doch wirkten Privathäuser und Menschen zwergenhaft. Die ungeheure Größe und die Zahl der Tempel ließ gewöhnliche Menschen zur Bedeutungslosigkeit schrumpfen.

»Wenn dies der Große Tempel des Amon ist«, sagte Myron, »so sind wir vorläufig am Ziel. Ich habe ein Empfehlungsschreiben an –« er wühlte in seiner Tasche »- an den Priester Jed-hor, den Zweiten Propheten Amons.«

Sie stiegen ab und gingen zu Fuß durch eine von zwei Reihen steinerner Widder gesäumte Allee auf das Tor in der äußeren Tempelmauer zu. Kothar redete mit dem Tempelwächter, der einen großen korbgeflochteten Schild und einen Speer mit Kupferspitze trug: ein Helm aus Krokodilleder schützte seinen Kopf. Kothar wandte sich zu Myron um.

»Wir haben Glück«, sagte er. »Dein Mann ist inzwischen Erster Prophet Amons. Das bedeutet, er ist der mächtigste Ägypter im Lande Khem.«

Der Wächter pfiff einen zweiten Wächter herbei, und dieser führte die Gesellschaft durch das Tor. Die Außenmauer des Temenos bildete ein grobes Viereck, dessen Seiten wohl über sechshundert Schritte lang waren. Im Innern dieses Gevierts lag der Haupttempel; er hatte die Form eines langgestreckten Rechtecks, dessen Abmessungen vierhundertfünfzig mal einhundertfünfzig Schritte betrugen.

Die Symmetrie dieses Rechtecks jedoch war schon vor langer Zeit von Königen verdorben worden, die in beliebiger Weise Gebäude und Denkmäler hinzugefügt hatten, bis der gewaltige Temenos zu einem Chaos aus Mauern, Säulen, Pfeilern, Höfen, Tempeln, Statuen, Obelisken und Schreinen geworden war. Die Tempelanlage war eine Stadt für sich. Einzelne kleine Tempel standen hier und da außerhalb der Hauptmasse oder auch in den Höfen der größeren Tempel. Die meisten Wände waren mit bemalten Schnitzwerken bedeckt, auf denen zu sehen war, wie vergessene Könige sich ihrer Gegner entledigten oder ihre Götter anbeteten.

Der Soldat führte sie durch ein gewaltiges unvollendetes Tempeltor ins Innere des Mauergevierts und hier über einen von Kolonnaden gesäumten Hof, dessen Seiten sicher hundert Schritte maßen, zu einer riesigen überdachten Halle. Am Eingang mußten sie Mäntel, Stiefel und andere Kleidungsstücke tierischen Ursprungs beim Türsteher abliefern.

Ein Wald von mehr als hundert feinbehauenen Säulen trug hier das Dach. Die zwölf Mittelsäulen waren so mächtig, daß

sechs große Männer mit ausgestreckten Armen kaum einen Ring um sie hätten schließen können.

»Ich verstehe ja nichts von Kunst«, bemerkte Bessas, »aber die Audienzhalle zu Persepolis gefiel mir besser. Da stehen die Säulen nicht so dicht, daß man nichts mehr sieht.«

»Wundert mich, daß sie uns hier hereinlassen«, sagte Myron zu Kothar. »Schließlich sind wir nicht geläutert und geweiht.«

»Keine Angst; dieser Teil ist für die Öffentlichkeit zugänglich. Es ist noch ein weiter Weg bis zu den Heiligen Bezirken.«

Sie durchschritten eine verwirrende Vielzahl von Toren, Höfen und Gängen. »Ein neuer Priester braucht sicher ein Jahr«, meinte Bessas, »bis er sich in dieser Kaserne zurechtfindet.«

In einem offenen Hof ließ man sie auf einer Bank aus lohbraunem Ziegelstein Platz nehmen, bis der Erste Prophet, der Hohepriester des Amon, seine Andacht beendet hätte. Kahlköpfige Priester hasteten vorüber. Ägyptische Laien wanderten leise tuschelnd umher, und manche starrten die Reisenden neugierig an. Offene Feindseligkeit zeigten sie nicht, denn Myron und Bessas trugen inzwischen Röcke statt ihrer verräterischen persischen Hosen. Daß sie Ausländer waren, konnte niemand übersehen, aber in ihrer unauffälligen Gewandung hätten sie von überall herstammen können.

Myron saß in gespannter Erwartung da, und das Herz klopfte ihm im Halse. Sein Leben lang schon hatte er von der uralten Weisheit der ägyptischen Priester gehört. Jetzt, da er durch einen unverhofften Glücksfall Zugang zum höchsten Priester von ganz Ägypten gefunden hatte, rechnete er fest damit, daß er

diesen Hort der Weisheit ein wenig würde anzapfen können. Wenn jemand die Antwort auf die Rätsel des Kosmos wußte, dann würde es der Erste Prophet des Amon sein.

Als die Sonne unterging, führte man sie durch weitere Gänge in einen Raum in einem angrenzenden Gebäude. Ein schmächtiger, kahlgeschorener Mann in einem weiten, zierlich gefältelten Gewand aus weißem Leinen, saß auf einem Elfenbeinstuhl. Zunächst schätzte Myron ihn etwa so alt, wie er selbst war, aber als der Mann lächelte, zerbarst sein gerade noch glattes Gesicht in unzähligen Runzeln, und man sah, daß er viel älter war.

»Friede«, sagte der kleine Mann in gutem Aramäisch. »Ich freue mich, Freunde meines alten Freundes Uni begrüßen zu können, dessen Laufbahn ich schon seit langem verfolge. Ich war noch ein kleiner Offiziant, als er bereits das Priesteramt innehatte. Wäre er hiergeblieben, er hätte es weit bringen können in der Hierarchie, doch die Pflicht rief ihn in fremde Länder. Ich hoffe, eines Tages wird er wieder heimkommen; wer von den Wassern des Nils getrunken hat, kehrt ganz gewiß dorthin zurück. Erzählt mir mehr von ihm.«

Und Myron erzählte von Uni. Dann sagte Jed-hor: »Ich danke dir, mein Sohn. Wenn man älter wird, hört man mit stets wacherem Ohr von den Taten der Jugendfreunde berichten. Wann habt ihr Persepolis verlassen?«

»Am vierten Tag des Nisanu, Hoheit.«

Jed-hor runzelte die Stirn, als er mühevoll versuchte, dieses Datum in den ägyptischen Kalender zu übertragen. »Bei Hathors Gehörn, das ist schnell! Zwei Monate und einige Tage nur.«

»Dafür – dafür hat unser Herr Bessas gesorgt«, erklärte Shimri. »Er hat uns vorwärtsgetrieben, wie Yehu seine Wagen trieb.«

»Im weglosen Süden werdet ihr diese Geschwindigkeit nicht beibehalten können«, fuhr Jed-hor fort. »Aber gewiß habt ihr von eurer bisherigen Reise schon viel zu berichten. In einer Stunde halten wir ein kleines Gelage zu Ehren des Bes. Wollt ihr uns Gesellschaft leisten?«

10

Die Stadt der Toten

Das Gelage fand im Hof des kleinen Tempels statt, den Ramses III. für Mut, Amon und Khons hatte erbauen lassen. Myron saß neben einer runzligen Dame mit einem mächtigen goldenen Halsschmuck, der mit karmesinrot, grün und purpurn blitzenden Edelsteinen besetzt war. Man stellte sie als die Erste Konkubine Amons vor; wie sich herausstellte, war sie niemand anderes als Jed-hors Gemahlin. Da sie nur des Ägyptischen mächtig war, konnte Myron über die wenigen Worte dieser Sprache, die er bisher aufgeschnappt hatte, hinaus nicht mit ihr plaudern. Der Erste Prophet aber, der seiner Frau gegenübersaß, sprach von Zeit zu Zeit mit Myron.

Einiges an diesem Schmaus verblüffte Myron. Das erste war der Umstand, daß die bedienenden Jungfern nackt waren – abgesehen von einer Perlenkette um ihre Hüften, die aber nichts verhüllte.

Die nächste Überraschung erlebte er, als eines der Mädchen mit einem silbernen Tablett erschien. Auf diesem Tablett standen einige kegelförmige Gegenstände, weiß mit roten Spitzen, vier oder fünf Finger hoch. Das Mädchen blieb mit reizendem Lächeln vor dem Ersten Propheten stehen und setzte ihm einen der Kegel fest auf den Kopf. Den zweiten Kegel setzte sie Jed-hors Frau auf, den dritten Bessas, den vierten dem Zweiten Propheten des Amon, und der fünfte gelangte auf den

Kopf Myrons, des Perseussohnes.

Als das Mädchen das Tablett vor seinem Gesicht balancierte, drang ihm ein kräftiger Duft in die Nase, der noch schwerer wurde, als ihm der kegelförmige Hut auf den Kopf gedrückt wurde. Er verdrehte die Augen nach oben und fragte Jed-hor: »Was ist das, Heiligkeit?«

»Parfümiertes Fett«, erklärte der Hohepriester. »Du darfst den Kopf nicht neigen, denn sonst fällt es herunter. Es wird bald schmelzen und über deine Kleider rinnen, auf daß es sie mit seinem himmlischen Duft tränke.«

Der Gedanke, seine Kleider mit geschmolzenem Fett zu tränken, mißfiel Myron, aber er konnte nichts dagegen tun. Auch die übrigen Speisegäste erhielten solche Kegel. Wein wurde ausgeschenkt, und man trank auf das Wohl des göttlichen Bes. Die Gesellschaft sang eine Hymne, derweil ein Orchester aus schleiergewandeten Mädchen Harfe und Lyra, Laute und Doppelpfeife spielte. Speisen wurden aufgetragen. Fröhlichkeit und Lärm machten sich breit.

Jed-hor trank Wein aus einem Becher, der mit Beryll und Sardonyx, Karfunkeln und Smaragden besetzt war. Er lehnte sich um seine Frau herum und sagte zu Myron: »Euer syrischer Führer, dieser – wie heißt er gleich? Kothar …, er scheint sich nicht zu vergnügen.«

Myron drehte seinen eigenen schlichten Tonbecher in den Händen und schaute zu Kothar hinüber; dieser aß nur wenig und betrachtete die umherhuschenden Gestalten der nackten Mädchen mit verdrießlicher Mißbilligung. »Er ist ein Mann von strenger asketischer Natur, der hofft, daß seine Enthaltsamkeit ihm starke magische Kräfte verleihen wird. Ich glaube, unser

fröhliches Gelage schockiert ihn.«

»Aber Bes ist der Gott der Freude und der Heiterkeit«, erwiderte Jed-hor. »Also ist es nur geziemend, daß wir ihn mit einer fröhlichen Feier ehren. Wer seine Gelüste so streng beherrscht, wie euer Freund es anscheinend tut, der ist nicht stark, sondern dessen Gelüste sind schwach. Er hat ja seinen Fisch noch gar nicht angerührt, der arme Jämmerling! Wir servieren ihn Laien und Ausländern, wenn auch die Regeln der Priesterschaft uns selbst nicht gestatten, ihn zu essen.«

»Syrer essen auch keinen Fisch«, sagte Myron. »Da wir alle fünf verschiedener Herkunft sind, gibt es für jeden von uns etwas anderes, das er nicht essen darf. Kothar ißt keinen Fisch und keine Tauben; Shimri zum Beispiel rührt kein Schweinefleisch an.«

»Schweinefleisch essen wir hier auch nicht«, sagte Jed-hor, »außer an den Festen der Osiris und des Khon.«

»Und du, mein Herr«, sagte Bessas und schaute am Priester vorbei zu Myron, »magst keine gesunde und köstliche Milch trinken. Spotte also du nicht über die Schwächen anderer.«

»Wolltest du denn vielleicht diesen leckeren Tintenfisch essen, den sie uns in Marath auftischten?« versetzte Myron.

»Ich dieses scheußliche Seeungeheuer essen? Bah! Es erinnerte mich an den Dämon, den sie in dem Teich im Tempel zu Tak-shasila hielten.«

»Was uns geziemend und recht erscheint«, bemerkte Jed-hor, »mag unsere Freunde merkwürdig, Fremde eigenwillig und Ausländer barbarisch anmuten. Werdet ihr einige Tage darauf verwenden, euch die Sehenswürdigkeiten Opets anzuschauen,

ehe ihr eure Reise fortsetzt?«

Myron schenkte dem Priester ein Lächeln, das ein wenig gezwungen wirkte, denn das duftende Fett rann ihm mittlerweile über Gesicht und Nacken und fing jetzt an, sein einziges sauberes Hemd zu bekleckern. »Welche Sehenswürdigkeiten schlagt Ihr vor, o Herr? Dieser Tempel erscheint mir wunderbarer als alles, was ich zwischen Persien und Ägypten habe zu sehen bekommen.«

»Wie wahr, wie millionenmal wahr! Kein Land, das Khem an alten Monumentalbauten überträfe! Ehe ihr abreist, müßt ihr noch unsere Halle der Priesterstatuen sehen. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren versuchte einer von euch schlauen Milesiern – wie war doch gleich sein Name? Hek … so ähnlich.«

»Hektaios, der Geograph?«

»Ich glaube ja. Er suchte uns mit dem Alter seiner Stammestraditionen und mit der Pracht seiner Ahnenreihe zu beeindrucken, und so prahlte er mit seiner Abstammung und behauptete, sein sechzehnter Ahn in gerader Linie sei ein Gott gewesen. Da führte ihn mein Vater, der damals Erster Prophet war, in die Halle und zeigte ihm dreihundertfünfundsechzig Holzfiguren der Ersten Propheten, von denen jeder der Sohn seines Vorgängers gewesen war.«

»Was sagte Hektaios da?«

»Nichts. Was hätte er sagen können? Was jedoch die größten Sehenswürdigkeiten – nach diesem Tempel – angeht, so mußt du den Fluß überqueren und dich in die Stadt der Toten begeben, wo zahlreiche Tempel und Paläste aus der großen Zeit

Ägyptens stehen. Dort liegen die alten Könige begraben – besser gesagt, dort lagen sie begraben, ehe gottlose Grabräuber sie ausplünderten.« Jed-hors schwarze Äuglein funkelten Myron an wie die einer erbosten Schlange. »Wenn dir daran liegt, das Wohlgefallen der Götter und aller anständig gesonnenen Menschen zu erregen, so verwende deinen Einfluß am persischen Hofe darauf, daß diese Gräber endlich richtig bewacht werden. Heutzutage beauftragt der Satrap zwei faule Speerträger mit dem Streifendienst, und diese Kerle suchen sich ein geschütztes Plätzchen, wo sie die Nacht hindurch trinken, spielen und schlafen, während diese verfluchten Banden ihre Freveltaten straflos begehen können. Möge Mertseger ihre Zähne in sie schlagen! Aber ich darf dir den Schmaus nicht mit Klagen zur Unzeit verderben, mein Freund. Was ist das Ziel eurer Reise?«

»Unser Ziel, Heiligkeit, sind die Quellen des Nil. Die Sage von den zwei kegelförmigen Bergen, auf deren Gipfel jeweils ein Quell entspringt, ist mit wohl vertraut. Aber was könntet Ihr mir sonst noch sagen über Kush und die unbekannten Länder dahinter?«

»Nur, daß die frommen Priester des Amon von Meroê die Regierung von Kush in ihren Unternehmungen anleiten. Sie schickt etwa alle hundert Jahre einen Gesandten hierher, der sich vergewissert, daß sie die uralten Rituale richtig vollziehen. Wie ich höre, pflegen sie dort einen bewundernswerten Brauch. Wenn des Königs Kräfte nachlassen, oder wenn er sich als schlecht erweist, befehlen die Priester ihm, sich zu töten, und unweigerlich tut er es dann. Wer will sagen, die Kushiter seien weniger erleuchtet als wir? Doch nun, Mann aus Miletos,

berichte mir vom Hofe des Königs Xerxes. Wie geht es dem König? Ist er gesund an Körper und Geist?«

»Das ist nicht leicht zu sagen. Der König führt ein abgeschiedenes Leben, und Menschen wie ich sehen ihn nur selten, und dann bei Paraden oder Festlichkeiten …«

Und Myron erging sich eine Weile in Berichten über Xerxes. Obgleich er darauf achtete, nichts zu sagen, was man ihm zum Vorwurf machen könnte, legte Jed-hor doch sein Greisengesicht in Falten.

»Im Laufe der Zeit können Stolz und Eigenliebe noch alle Tugenden in Laster verwandeln, so wie das Wasser einen Klumpen Salz am Ende auflöst.«

Myron versuchte, das Gespräch wieder auf Dinge zu lenken, die ihre Expedition betrafen: er erkundigte sich nach dem Drachen vom Ishtar-Tor und zog auch eine seiner Zeichnungen aus seiner Tasche um sie Jed-hor zu zeigen. Aber dieser sagte: »Gewiß, diese Gegenden sind die Heimat vieler seltsamer Tiere. Doch Genaueres weiß ich dir nicht zu sagen, denn von Tieren verstehe ich nichts. Und nun, Meister Myron, erzähle mir von den Söhnen des Königs, von Darius und Artaxerxes. Leben sie in Eintracht oder in Zwietracht miteinander und mit ihrem königlichen Erzeuger?«

Myron schilderte den Charakter der Prinzen. »Eigensucht«, bemerkte Jed-hor, »die in verschiedene Richtungen strebt, vermag noch aus den besten Freunden und den engsten Verwandten die ärgsten Feinde werden zu lassen.«

»Wie steht es mit den Menschen in Kush? Sind sie so fehlerlos und tugendsam, wie Homer es von denen in Äthiopien

behauptet? Ich denke doch, es ist ein und dasselbe Volk.«

»Euren Homer habe ich nicht gelesen. Aber nach allem, was ich höre, sind die Kushiter auch nur Sterbliche, und über die weißt du selbst Bescheid. Überdies, wird nicht jede Tugend, im Übermaß betrieben, zum Laster? Möge der Verborgene mich bewahren vor Menschen ohne Fehl.«

»Und noch etwas, Herr. Das Problem der Erdengestalt reizt Euren Diener schon seit langem. Auf dem Weg von Syrien hierher habe ich nun beobachtet, daß ein Sternbild, welches wir den Kleinen Bären nennen und welches um den Himmelspol kreist, sich tiefer und immer tiefer am Himmel dreht, je weiter wir nach Süden gelangen. Folglich muß auch der Himmelspol selbst tiefer sinken. Und ich habe mich bemüht, mir vorzustellen, welche Form der Erde eine solche Veränderung bewirken könnte. Wäre sie konvex gewölbt wie ein Ausschnitt aus einer Kugel, dann würde dies solche Wirkung zeitigen. Aber dann müßten wir doch einen Abhang hinuntergehen, der immer steiler wird, und der Nil flösse nach Süden statt nach Norden.«

»Das wäre so unmöglich, als ginge die Sonne im Westen auf!«

»Ohne Zweifel: doch was sagt die Weisheit der Amonspriester zu diesen astronomischen Fragen?«

»Ich weiß es nicht: Es ist irgendeine Folge der wachsenden Entfernung vom Pol, nehme ich an. Du machst, daß ich mich sehr unwissend fühle, mein griechischer Freund.«

»Es tut mir leid –«

Der Erste Prophet lachte gackernd und schnalzte mißbilligend mit der Zunge. »Entschuldige dich nicht. Es gefällt mir, anderen

gegenüber geringfügige Unzulänglichkeiten zu gestehen, in der Hoffnung, sie damit davon zu überzeugen, daß ich keine größeren habe. Fahre nur fort.«

»Nun, was sagen die priesterlichen Archive über die Form der Erde?«

»Daß die Erde eine langgestreckte, hohle Schachtel ist«, sagte Jed-hor. »Und die Sterblichen kriechen wie die Ameisen auf ihrem Boden herum. Aber ich bin nicht bewandert genug, um diese Dinge zu erörtern. Die Mühen, die es mit sich bringt, den Göttern zu Gefallen zu sein, die persische Regierung zu besänftigen und die Massen zu führen, zehren die Kräfte auf, die mir zur Verfügung stehen. Aber nun erzähle mir von Artabanus, dem Minister …«

Myron gab auf, denn es war offensichtlich, daß Jed-hor sich für die Form der Erde, für die Fauna der afrikanischen Länder oder für irgendwelche anderen allgemeinen Fragen ebensowenig interessierte wie die phönikischen Kaufleute. Myron erkannte, daß der Alte eben doch kein übermenschlicher Weiser war. Jed-hor war ein schlauer, zynischer Politiker, entschlossen, seinen Gästen noch das letzte Fetzchen an Hoftratsch und Gerüchten zu entlocken, das ihm womöglich in seinem niemals endenden Kampf gegen die persische Regierung hilfreich sein könnte.

Und so sprach Myron vorsichtig mit Jed-hor über persische Politik, während Gaukler, Sänger und nackte Tänzerinnen ihre Künste darboten. Jed-hor erzählte viel, und so erfuhr Myron auch von dem vernichtenden Sieg, den Kimon der Athener kürzlich an der Mündung des Eurymedon in Kleinasien über die Streitkräfte des Großkönigs errungen hatte.

Skhâ trank viel, versuchte vergebens, sich mit einer Tänzerin

zu verabreden, und schlief schließlich in einer Ecke ein. Bessas verfolgte die Tänzerinnen mit glühenden Blicken, derweil Kothar die Darbietungen ignorierte und sich mit seinen Nachbarn über spirituelle Dinge unterhielt.

Der einzige unerfreuliche Zwischenfall begab sich, als ein junger Priester, der Shimri gegenübersaß, unvermittelt aufsprang, dem Judäer seine Faust entgegenreckte und eine Flut ägyptischer Schimpfreden über ihn ergoß. Shimri saß mit offenem Mund da und glotzte verblüfft. Jed-hor rief einen kurzen Befehl, und zwei andere Priester schoben den Erzürnten hinaus.

»Wir bitten unsere Gäste demütig um Entschuldigung«, sagte Jed-hor. »Der junge Mann hat seinen Wein schneller getrunken, als gut für ihn war. Man wird sich an sein beklagenswertes Verhalten erinnern, wenn die Zeit seiner Beförderung heranrückt. Und jetzt, Meister Myron, berichtet mir mehr über die Angelegenheiten des Hofes. Wenn es bei Xerxes zugeht wie bei allen anderen, so gibt es vermutlich eine Gruppe Unzufriedener, die sich um einen Gegner seines derzeitigen Lieblingsministers schart: denn der Haß gegen Günstlinge ist nichts als die Hoffnung auf Gunst…«

Als das Fest zu Ende war und man die Reisenden in das Pilgerquartier geführt hatte, wandte Myron sich an Kothar. »Was ist zwischen dem Priester und Shimri vorgefallen?« fragte er ihn.

»Du weißt, wie Shimri spuckt, wenn er spricht. Er hatte sich darauf versteift, mit diesem Priester zu reden, obwohl keiner den anderen verstehen konnte. Ein winziges Tröpfchen Speichel flog von Shimris Lippen auf das Gewand dieses Priesters. Von

einem Ausländer – schlimmer noch, vom Speichel eines Ausländers – berührt zu werden, machte den Priester unrein, so daß er sich nun einem langwierigen Reinigungsritual unterziehen muß. Das hat den Burschen erzürnt.«

»Das begreife ich wohl. Aber was hat er gesagt?«

»Ich glaube, er nannte Shimri einen von Flöhen zerstochenen Sandbewohner, einen gottserbärmlichen Sohn Setehs sowie einen Spion des mistfressenden Grabräubers Achämenes – wenn du mir diese Worte verzeihen willst.«

Bessas hatte zugehört und lachte leise und grollend. »Im Dämonenlande gibt es keinen Zorn wie den eines Priesters, der Steuern zahlen soll wie gewöhnliche Sterbliche.«

Er folgte Myron in die Zelle, die man für sie beide bereitet hatte. »Wie ist es dir mit dem alten Jed-hor ergangen? Mit dir hat er viel mehr geredet als mit mir, du geschwätziger Grieche!«

Myron berichtete von seiner bitteren Enttäuschung, was die Weisheit des Propheten anging. Bessas gab ihm einen rauhen, aber nicht unfreundlichen Schlag auf den Rücken. »Es ist, wie ich's dir gesagt habe, Mann:

Mancher sucht Wahrheit in Schriften gar alt,
mancher blickt starr auf des Priesters Gestalt,
doch ich suche wahre Weisheit derweil
bald im Wein, bald bei Weibern, bei Pferden bald.«

»Dennoch«, sagte Myron, »ist mir während unseres Gesprächs ein nützlicher Einfall gekommen.« Er wiederholte,

was Jed-hor ihm über die Gräber der Könige auf der anderen Seite des Flusses und die Grabräuberbanden, die sie ausplünderten, erzählt hatte.

»Nun mag es ja«, fuhr er dann fort, »ein gefährlicheres Unterfangen geben, als einem lebenden König das Ohr abzuschneiden, doch dann habe ich davon nichts gehört. Könnten wir aber nicht Verbindung mit diesen Grabräubern aufnehmen und ihnen ein Ohr von der Mumie eines dieser längst schon toten Könige abkaufen? Damit hätten wir schon wenigstens einen der Gegenstände, die wir beschaffen sollen.«

Bessas' Unterkiefer klappte herunter. »Du hast die Weisheit des Gesetzgebers Oroxäus, kleiner Mann. Kothar!«

Der Syrer streckte den Kopf herein. »Ja, o Herr Bessas ?«

»Komm her: ich habe einen Auftrag für dich …«

Als Bessas ihm darlegte, was zu tun sei, bogen sich Kothars Mundwinkel herunter. »Weh mir! Gefreut hatte ich mich auf einen Abend im stillen geistigen Zwiegespräch mit einem Kollegen in Hind. Statt dessen muß ich nun stinkende Kaschemmen durchstöbern und mich mit ungewaschenen Strauchdieben gemeinmachen.«

»Da hilft nichts«, meinte Bessas. »Du sprichst fließend Ägyptisch; wir dagegen können nur ein paar Sätze wie ›Wo ist die Latrine?‹ Obendrein glaube ich, du hattest, so wählerisch du dich auch geben magst, schon mehr mit der Unterwelt zu tun als irgendeiner von uns. Also mach dich auf den Weg!«

Am nächsten Morgen erstattete Kothar mit rotunterlaufenen Augen Bericht. »Durch die Gnade der unsichtbaren Geister habe ich den Mann gefunden, den ihr sucht. Sein Name ist Tjay, und

er gedenkt seine Bande heute nacht zum Südende des Tals der Könige zu führen, wo sie ein Grab ausplündern wollen, das noch unberührt ist. Als ich ihm sagte, was ihr sucht, forderte er zunächst einen phantastischen Preis, aber ich habe ihn auf zehn Shekel für ein königliches Ohr herunterhandeln können. Er stellt nur eine einzige Bedingung: Du und Myron, ihr sollt ihn auf seinem Raubzug begleiten.«

Bessas runzelte die Stirn. »Warum? Es scheint mir nicht die Art von Dieben zu sein, Außenseitern die Herkunft seiner Beute zu enthüllen. Ich ahne, daß sich hinter diesem Wunsch eine Falle verbirgt.«

»Tjay sagt, er wolle dich davon überzeugen, daß das Ohr auch wirklich von einem echten König stammt, und nicht etwa von einem königlichen Koch oder zweiten Kammerdiener. Ich selber glaube ja, er will sich für den Fall einer Auseinandersetzung unserer starken Arme versichern. Diese Banden haben die Stadt der Toten unter sich aufgeteilt, haben Plünderreviere vertraglich abgesteckt, mit Grenzen und Provinzen wie souveräne Nationen. Aber wie unter souveränen Nationen üblich, wildert die eine Bande gern auf dem Territorium der anderen, sobald sie glaubt, es schadlos tun zu können. Tjays Bande ist klein, und für einen solchen Zug braucht er Verstärkung.«

Bessas zog sein Schwert und fuhr mit dem Daumen prüfend über die Schneide. »O Myron, ist deine Klinge gut geschärft?«

»Scharf genug, mir den Bart damit zu schaben, wollte ich der ägyptischen Mode frönen«, antwortete Myron kummervoll. »Hätte ich gewußt, worauf ich mich einlasse, ich hätte mir mit meinen Vorschlägen mehr Zurückhaltung auferlegt.«

Kothar lächelte boshaft. »Selbst ein Tor gilt als weise, wenn er nur Ruhe hält, und den, der den Mund nicht auftut, schätzt man als Mann von gesunder Urteilskraft.«

»Auch du, Kothar, sieh dir dein Schwert an«, sagte Bessas. Das Lächeln des Syrers verschwand. »Oh, aber mein guter Herr! Ich hatte nicht die Absicht, diesen Raubzug mitzumachen. Ich bin ganz ungeeignet für solche nächtlichen Unternehmungen.«

»Gleichviel, du kommst mit, und sei es nur, weil du des Khemitischen mächtig bist. Ich habe keine Lust, in einen Hinterhalt zu geraten und die Taktik mit Freund Tjay dann mittels der Zeichensprache zu verabreden.«

Kothar erbleichte, sank auf die Knie und küßte den Saum von Bessas' Tunika. »Verschone deinen Sklaven! Ich tue, was du mir befiehlst, aber nicht dies! Du weißt nicht, was du da verlangst!«

»Was verlange ich denn?«

»Es sind nicht die Messer rivalisierender Räuberbanden, die Speere der Wächter oder die Stöcke der Priester, die ich fürchte, sondern die unheimlichen, übernatürlichen Einflüsse, die über der Stadt der Toten brüten. Ihr könnt sie nicht spüren, aber meiner okkulten Wahrnehmung sind sie so sichtbar wie eine schwarze Wolke von Fledermäusen, die über dieser grausigen Nekropolis umherflattern. Ich fühle sie; sie rufen meine Seele: Komm, Kothar bar-Malko, komm näher, damit unsere Klauen dich fassen können!«

Die Angst des Mannes wirkte so echt, daß Myron, dessen Mitgefühl leicht zu erregen war, ihn wohl geschont hätte. Überdies fühlte er, wie sich, seiner skeptischen Ansichten über

Geister zum Trotz, bei den Worten des Syrers auch in seinem eigenen Magen ein furchtsames Kribbeln bemerkbar machte. Bessas aber blieb unerbittlich.

»Es kümmert mich nicht, ob diese Dämonen meine und Myrons Seele in irgendeine unbekannte Hölle verschleppen!« knurrte er. »Meinem *fravashi* gefällt dieses Unternehmen auch nicht, aber ich kenne meine Pflicht. Nun, so unnütz du mit dem Schwert auch sein magst, du weißt doch mehr Zaubersprüche und andere magische Possen als wir übrigen. Also wirst du mitkommen und Bannsprüche singen, die deine Dämonenheere in Schach halten, während Myron und ich uns den profanen Gefahren aus der stofflichen Welt widmen.«

Eine Flotte kleiner Boote, deren jedes mit einem einzelnen Papyrussegel ausgestattet war, arbeitete im Fährdienst zwischen Opet und der Stadt der Toten. Da der Nil niedrig stand, mußten Bessas, Myron und Kothar in das knöcheltiefe Wasser springen, ans Ufer waten und durch einen breiten Streifen von halbgetrocknetem Schlamm stapfen, bevor sie die Uferböschung erreichten. Über einen schmalen Sandweg gelangten sie auf eine niedrige Anhöhe, die über der Hochwassermarke des Flusses lag.

Vor ihnen erstreckte sich eine weite Ebene, gesprenkelt mit Tempeln, Schreinen, Palästen und Hunderten von Hütten, in denen die Tempelbediensteten wohnten. Ackerland lag zwischen den Gebäuden, aber die Ernte des Winters war längst eingebracht, und nur braune Stoppeln waren noch zu sehen. Drei Meilen weiter erhoben sich vor dem immer noch zinnoberrot, golden und smaragdgrün gestreiften Abendhimmel die

Felsbastionen der libyischen Wüste.

Auch andere Besucher kamen und gingen. Ägypter, hauptsächlich Knaben, umschwärmten sie und boten Fackeln zum Kauf und Esel zur Miete. *»Ennen! Ruek!«* fauchte Kothar sie an, ließ sie stehen und ging auf die Ebene zu.

Der Himmel wurde dunkler. Fledermäuse flatterten über ihnen dahin. Was bei Tageslicht grau und braun gewesen war, verfinsterte sich zu Purpur und Schwarz. Pilger zündeten ihre Fackeln an und brannten gelbe Kleckse ins Zwielicht.

Der Baktrier und seine Gefährten überquerten eine wacklige Brücke, die sich über einen kleinen ausgetrockneten Seitenarm des Nils spannte. Die beiden sitzenden Kolossalstatuen des dritten Amenhotep, vom aufgehenden Mond mit mattsilbrigem Schein überflutet, ragten zur Linken vor den erwachenden Sternen.

»Von den Priestern hörte ich«, sagte Kothar, »daß man, um die Stadt der Toten in ihrer größten Pracht zu sehen, ein paar Jahrhunderte früher hätte kommen müssen, als noch Reichtümer zur Hand waren, mit denen all diese Einrichtungen instandgehalten werden konnten. Heute gibt es wegen der Raffgier persischer Beamter in manchen Tempeln nur noch eine Handvoll Priester, und in anderen wohnen schon die Eidechse, der Schakal und der steinestehlende Bauer. Es verdrießt die Priester ungemein.«

»Zwar liebe ich die großen Kunstwerke gleich welcher Nation«, murmelte Myron, »doch könnte ich mir denken, daß das gemeine Volk, dem man das Mark aus den Knochen gepreßt hat, um diese prächtigen Gotteshäuser zu bauen, dies vielleicht ein wenig anders betrachtet.

»Natürlich«, versetzte Kothar, »für einen Ungläubigen, der mit Geringschätzung – *Yai!«* Eine Fledermaus war dicht an seinem Kopf vorbeigeschwirrt, so daß er schreiend beiseite gesprungen war. »Da ich zur Teilnahme an diesem übereilten Unternehmen verdammt bin, gebe ich mir Mühe, es tapfer durchzustehen. Aber es ist schwer, denn nur ich begreife die ganze Tragweite der Gefahr, in die wir uns hier Hals über Kopf begeben. Ihr, die ihr von solchen Dingen nichts versteht, könnt leicht furchtlos sein.«

Sie nahmen den Weg, der zum großen Totentempel der Königin Hatshepsut führte, einer gewaltigen, streng symmetrisch angeordneten Anhäufung von monumentalen Treppen und endlosen Säulenhallen. Hinter dem Tempel ragte ein zerklüftetes Felsengebirge auf, dessen schroffe Zacken sich wohl hundert Kubit hoch über die Ebene erhoben. Menschen gingen an ihnen vorüber, die gegen die Kälte der Wüstennacht in warme Mäntel gehüllt waren. Ägyptische Pilger und Ausländer, die sich hier die Sehenswürdigkeiten anschauten, und kahlgeschorene Priester huschten wie Geister vorbei. Man sprach gedämpfter, je dunkler es wurde. Die Fackeln sahen aus wie ein wogender Schwärm von Glühwürmchen.

»Bis wir das Grab erreicht haben«, erklärte Myron, »werde ich solche Blasen an den Füßen haben, daß ich einem krabbelnden Säugling nicht mehr werde entrinnen können, einmal ganz zu schweigen von einem Mann oder einem Dämon.«

»Sprich leiser«, warnte Bessas. »Einige hier verstehen die syrische Sprache. Es sind nur noch wenige hundert Schritte.«

Im Hatshepsut-Tempel gab es keine ständige Priesterschaft

mehr. Die Schätze, die der Unterhalt des Tempels erforderlich machte, waren schon vor Jahrhunderten veräußert oder konfisziert worden. Reisende streiften durch das verlassene Bauwerk, das sich noch in einem recht guten Zustand befand. Zwei unablässig schwatzende Griechen kratzten munter ihre Namen in den Kalkstein einer Säule – das heißt, der eine benutzte die Spitze seines Dolches zum Kratzen, während der andere ihm die Fackel hielt.

»Dergleichen ist es, was die Priester in Weißglut bringt«, sagte Kothar. »Wenn diese dreisten Knaben ihre Frechheit gegen den Geist der großen Königin nicht eines Tages noch bereuen, würde ich mich sehr wundern.«

Er führte seine Gefährten nach rechts. Am nördlichen Ende des Totentempels, wo die Flanken der Talmulde, in welcher der Tempel stand, sich scharf aufwärtswandten, zischte ihnen eine Stimme aus der Dunkelheit entgegen.

Kothar machte sie flüsternd miteinander bekannt. »Dies ist Tjay«, sagte er. »Er wird uns auf den Felsen hinaufführen, wo seine Männer warten.«

»Soll das heißen, wir sollen *da* hinaufklettern?« Myron quiekte fast, als er zu der Felsenklippe hinaufdeutete.

»Gewiß; es wäre nicht gut, die verkehrsreiche Straße zum Tal der Könige zu nehmen. Dies ist ein Bergpfad, den nur wenige kennen. Laßt uns gehen.«

Bessas wandte sich mit leiser Stimme an Myron. »Wenn du das Bergsteigen nicht gewöhnt bist, halte dich nah hinter mir, tu, was ich tue, und schau nicht nach unten. Ich bin in den Bergen von Gandara lange genug herumgeklettert, um etwas davon zu

verstehen.«

Es erwies sich, daß der Aufstieg weniger furchtbar war, als Myron befürchtet hatte, aber immer noch schlimm genug für jemanden, der an dergleichen nicht gewöhnt war. Oben angekommen, keuchte er: »Laßt mich – laßt mich erst zu Atem kommen. Jetzt weiß ich, was Pindaros mit den Worten ›das Alter ist stets abscheulich‹ meinte.«

Vier neue Schatten erschienen, in schimmerndes Mondlicht getaucht. »Dies sind Tjays Leute«, erklärte Kothar. »Zwei weitere sind zum Seti-Tempel gelaufen, um dort einen Aufruhr zu verursachen und damit die Wachen abzulenken. Kommt weiter.«

»Heißt das – heißt das, wir sind immer noch nicht da?«

»Oh, ihr Götter, nein! Bis zum Grab sind es noch einmal anderthalb Meilen.«

Das Tal der Könige war ein ausgedehnter Komplex von Senken, Mulden und Schluchten. Keuchend, rutschend und stolpernd folgte Myron seinen Gefährten über messerscharfe Felsengrate und Hänge, die allenfalls für Ziegen gangbar zu sein schienen. Dann blieb Kothar, der vor ihm ging, so plötzlich stehen, daß Myron gegen ihn prallte. Der Syrer wimmerte und packte Myron voller Panik am Arm. Er zitterte.

»Was ist denn?« fragte Myron.

»Siehst du?« Kothar deutete voraus auf die Felsenhöhen. »Es ist die Kobragöttin Mertseger, und sie bewacht die Gräber der Toten. Dort lauert sie auf uns!«

Myron spähte in die Richtung, die der Syrer ihm wies. Spielte das Mondlicht ihm einen Streich, oder ringelte sich dort in der

Tat eine lange Schlangengestalt durch die Landschaft? Waren das zwei tief am Himmel stehende Sterne, oder waren es die Augen der göttlichen Schlange?

Einen Augenblick lang war Myron dicht davor, aufzuschreien und wegzurennen. Aber mit gewaltiger Willensanstrengung gelang es ihm, zu blinzeln und den Kopf zu schütteln. Die Schlange verschwand – oder wurde sie unsichtbar?

»Da ist n-nichts«, stammelte er. »Das alles entspringt nur deiner Phantasie. Und weshalb greift sie auch die anderen Missetäter nicht an –«

»Verflucht, so sputet euch doch, ihr beiden!« zischte Bessas.

Der Mond stand fast senkrecht über ihnen, als sie zu einem Schutthaufen kamen: Jemand hatte in der Flanke einer Felsenschlucht den Eingang zu einer Gruft freigegraben.

Myrons Kopfhaut kribbelte, als er in die schwarze Öffnung spähte. Die Diebe berieten sich murmelnd. Zwei befestigten ihre Mäntel wie einen Vorhang über dem Eingang. Die anderen schlüpften hinein und winkten Bessas und seinen Gefährten, ihnen zu folgen.

Drinnen verschluckte sie tintenschwarze Dunkelheit; dann sprühten Funken auf, als jemand Feuerstein auf Stahl schlug. Gleich darauf hatten die Grabräuber zwei kleine Tonlampen angezündet, und die Grabkammer erfüllte sich mit dem Geruch von Rizinusöl.

Im flackernden gelben Licht sahen sie, daß sie oben an einer flachen Treppe standen – besser gesagt, oben an zwei parallel abwärtsführenden, durch eine schiefe Ebene voneinander getrennten Treppen. Weißer Gipsputz bedeckte die Seiten-

wände. Am Fuße der Doppeltreppe befand sich der eigentliche Eingang zum Grab. Eine schwere Steintür, die bereits aufgestemmt worden war, lehnte schief an der Wand des Grabkorridors.

»Das Grab liegt anscheinend auf dem Territorium, das Imisib, ein rivalisierender Bandit, für sich beansprucht", wisperte Kothar. »Imisib hat das Grab entdeckt und hatte vor, es irgendwann auszuräubern, aber einer seiner Halunken hat geplaudert. Tjay hofft jetzt, daß er auf einem schnellen Raubzug so viel wie möglich abräumen kann. Natürlich ist ihm bang ums Herz; es könnte immerhin sein, daß Imisibs Bande uns hier ertappt und einsperrt.«

»Das sagt er erst jetzt!« brummte Bessas, »vermutlich haben diese Dinger keine Hintertüren?«

»Nein. Doch nun muß ich meine Aufgabe erfüllen, denn euch droht Gefahr, die nicht von dieser Welt ist. Mögen die Götter Erbarmen mit uns haben.,

Kothar zog ein kleines Weihrauchgefäß und ein bronzenes Sistrum unter dem Mantel hervor. Er entzündete das Weihrauchgefäß mit der Flamme von einem der Lämpchen, und sofort mischte sich ein scheußlicher Schwefelgestank mit dem Geruch von Rizinus und altem Moder. Er schwenkte das Rauchfaß und schüttelte das Sistrum, daß es schrill und unmusikalisch klapperte. Wieder und wieder ließ er das Instrument ertönen und stieß dabei mit leiser, vibrierender Stimme Exorzismusbeschwörungen aus. Dann sagte er zu den Grabräubern etwas auf Ägyptisch, und sie begannen die Treppe hinunterzusteigen.

Über dem Eingang war ein Gemälde, das Göttinnen zeigte,

wie sie die göttliche Sonne verehrten. Auf dem Türbogen selbst waren weitere Szenen gemalt: Eine geflügelte Göttin und ein Gott statteten den König mit göttlicher Macht aus. Über und unter diesen Szenen zogen sich Unmengen von Bilderschriften hin, leuchtend bunte schlangenköpfige Geier flogen unter der Decke. Kothar forderte einen der Diebe auf, die Lampe ruhig vor eine der Inschriften zu halten, und dann studierte er die kleine Prozession von Menschen, Tieren und Pflanzen.

»Dieser Mann war wirklich ein König, wenn auch ein König von minderer Bedeutung«, erklärte er schließlich. »Hier steht sein Name: Siptah.«

Myron folgte den anderen durch den stillen Korridor, der nun ein paar *reed*[*] weit abwärtsführte, dann ein Stück weit waagerecht verlief und sich dann noch einmal abwärtsrichtete. Anderthalb *plethron*[**] weit vom Eingang entfernt erweitere sich der Korridor zu einer geräumigen viereckigen Kammer, wohl an die sechzehn Kubit im Quadrat. Vier eckige Pfeiler trugen die Decke. Abgesehen von einem Mittelgang, der zwischen den Pfeilern hindurchführte, war der Boden der ganzen Kammer mit den aufgestapelten Besitztümern des toten Königs bedeckt. Die Lampen beschienen einen unvorstellbaren Schatz.

Da waren Bettgestelle aus Ebenholz und Elfenbein, vergoldete Diwans, ganze Wagen aus vergoldetem Holz, goldbeschlagene Wagenräder und Achsen, Zedernholztruhen, bronzene, mit Fayencen geschmückte Behältnisse, Stühle aus Gold und Elfenbein, Lampen und Vasen aus Alabaster, Becher

---

[*] 1 reed = 10 Fuß = 3,20 m

[**] 1 plethron = 100 Fuß = ca. 30 m

und Teller aus Gold und Silber. Schwerter und Dolche mit ziselierten Scheiden, goldenen Griffen und Kristallknäufen, juwelenbesetzte Spazierstöcke mit goldenen Köpfen, Schminktiegel aus Lapislazuli, ein Ebenholzschrein, um den sich eine juwelenäugige goldene Kobra schlang, Bögen und Stangen, mit goldenem Filigran überzogen, Statuen aus Gold und Kupfer und Malchit, Szepter, Reitgerten, Fußschemel, Kopfstützen, Kronen, Halskrausen, Reifen, Amulette, Ohrringe, Armbänder, Brustpanzer, Fächer, Ringe, Ketten, bestickte Gewänder, vergoldete Sandalen, intarsienverzierte Brettspiele…

Das Blinken von Gold und Silber, das Funkeln von Juwelen, Kristall und farbigem Glas, das Schimmern von Elfenbein, feinem Stein und seltenen Hölzern ließ Myron schwindlig werden. »Beim Herakles«, murmelte er, »wenn das die Schätze eines unbedeutenden Königs sind, dann kann ich mir kaum vorstellen, wie es im Grab eines Ramses oder Amenhotep aussehen mag! Mit einem Bruchteil dessen, was hier ist, könnte man ein Königreich kaufen.«

»So einfach ist das nicht«, grunzte Bessas. »Vergiß nicht, diese Schurken müssen ihre Beute an Hehler verscherbeln, und die melken den größten Teil des Gewinns ab. Die Hehler wiederum müssen ihrerseits mit lichtscheuem Gesindel handeln, und auch sie werden nicht bekommen, was die Schätze wert sind. Wenn also alles verkauft ist, wird sich der Reichtum recht weit verteilt haben.«

»Die Geister lächeln uns zu«, stellte Kothar fest, »denn nur selten finden die Räuber einen Hort wie diesen. Die meisten Gräber wurden schon vor langer Zeit geplündert – damals, als das Land Khem von Anarchie überflutet war. Tjay will jetzt,

daß wir die Grabkammer betreten.«

Von der Säulenkammer führte wieder ein Gang abwärts und dann fast ein Plethron weit waagerecht, bis die Grabkammer erreicht war, ein Raum, fast so groß wie die Säulenkammer und ebenfalls mit königlicher Habe vollgestopft. Die vorher hier gewesen waren, hatten schon den Deckel des Alabastersarkophages aufgehebelt, und Tjays Diebe hoben jetzt den bemalten hölzernen Mumienkasten heraus. Das alte, knochentrockene Holz knarrte, als der Deckel sich öffnete, in dem Kasten lag die Mumie des Königs Siptah.

Sie stemmten die Mumie heraus; sie war über den Leinenbandagen mit goldenen Bändern verschnürt, die von den Dieben mit flinkem Geschick abgewickelt wurden.

»Tjay sagt, wenn wir das Ohr des Königs haben wollen, müssen wir die Mumie selber auswickeln«, sagte Kothar. »Sie haben jetzt anderes zu tun.«

Die Grabräuber untersuchten fachmännisch die Kammern. Zwei hielten einen Mantel bei den Ecken und breiteten ihn aus; die anderen warfen solche Gegenstände hinein, die den größten Wert mit dem geringsten Gewicht vereinigten.

»Legt die Mumie quer über den Mumienkasten und haltet sie fest«, sagte Kothar. »Dann kann ich den Kopf auswickeln.«

Seine Hände wirbelten um den Kopf herum und rollten die brüchigen, vergilbten Grabbinden auf. Die kleine Öllampe stand flackernd am Boden und warf gespenstische Schatten an die Wände. Die Schatten gemahnten Myron in unbehaglicher Weise an die tierköpfigen Gottheiten des alten Khem. Er mußte die Zähne zusammenbeißen, damit sie nicht klapperten. Während er

doch die Umgebung in jeder Einzelheit hätte betrachten müssen, auf daß er in Zukunft nichts davon vergesse, konnte sein Verstand, wie er merkte, sich auf nichts anderes konzentrieren als auf das dringende Verlangen, von hier zu verschwinden.

»Sehet den König Siptah!« verkündete Kothar, als er die letzte Lage Leinenstreifen abgewunden hatte. Darunter erschien das eingefallene braune Gesicht des Königs Siptah; die Lippen waren ein wenig zurückgezogen und entblößten die Zähne in einem leisen, sardonischen Grinsen. Auf dem kahlgeschorenen Kopf des Königs ruhte ein enganliegender goldener Kopfputz mit einer Kobra an der Stirnseite, die ihren Kopf erhob, und zwei Geierflügeln, die seitlich die Ohren bedeckten.

Kothar zog mit behutsamen Fingern den Kopfputz herunter; der dünne Goldstoff knirschte und knisterte leise. Dann zog er sein Messer, sah sich voller Unbehagen um, sprach einen Zauberspruch und begann zu schneiden.

»Es schneidet sich wie Holz«, murmelte er.

Die Räuber beendeten ihr Werk in der Grabkammer und gingen hinaus. Aus der Säulenkammer hörte man das leise Klirren, als Metallgegenstände in den Mantel des Räubers geworfen wurden. Die drei waren jetzt mit der Mumie allein in der Grabkammer.

»So, da habt ihr's«, sagte Kothar schließlich. Er gab Bessas das harte, geschrumpfte, dunkelbraune Ohr, und dieser drehte es in den Fingern und ließ es dann in seine Reisetasche fallen.

»Was tust du jetzt?« knurrte der Riese.

»Ich schneide ihm das andere Ohr auch noch ab«, erklärte Kothar. »Wenn ein Ohr für Ostanas einen mächtigen Zauber

birgt, sehe ich nicht ein, wieso das andere dies nicht auch für mich tun sollte.,

»Nun, beeile dich!« sagte Bessas. »Ich würde diesen verfluchten Ort gern verlassen.«

Die Räuber hatten die Schatzkammern verlassen und waren unterwegs zum Eingang der Gruft. Die Geräusche, die sie machten, drangen immer schwächer ans Ohr der Reisenden.

Ein Schrei hallte durch den Korridor. Dann hörte man mehrere Stimmen durcheinander, Fußgetrappel, das Klirren von Stahl. Fackelschein flackerte weit hinten im Gang.

Kothar fuhr auf. Er hastete zur Tür hinaus und durch den Korridor. Bessas und Myron zogen ihre Schwerter und wollten ihm nachsetzen, aber er kam ihnen entgegen, das Gesicht verzerrt, die Augen groß und glänzend in der Düsternis.

»Es ist Imisibs Bande!« zischte er. »Sie haben uns in der Falle! Das ist Mertsegers Rache!,

»Wie viele sind es?« wollte Bessas wissen.

»Ich weiß nicht – vielleicht zwanzig.«

»Wir versperren den Korridor mit Möbeln –«

»Nein! Damit würden wir das Verhängnis nur aufschieben. Kommt mit mir zurück in die Grabkammer. Tut, was ich sage!«

In der Stimme des Syrers lag plötzlich eine Autorität, wie Myron sie noch nicht gehört hatte. Er fragte sich, was Kothar wohl im Schilde führen mochte, und folgte den anderen zurück in die Grabkammer, wo noch immer die kleine Öllampe am Boden brannte.

»Helft mir, den Mumienkasten wieder in den Sarkophag zu legen«, befahl Kothar. »So ist's recht. Und jetzt legt König

Siptah dahinter auf den Boden. So.«

Kothar nahm den goldenen Kopfputz und setzte ihn auf. Der Kampfeslärm wälzte sich näher; ein Mann stieß einen langgezogenen, schrillen Schrei aus.

Kothar hob ein Bündel Mumienbinden vom Boden auf und wickelte damit seinen Kopf ein; er begann unmittelbar unter den Augen. Als er sein Gesicht verhüllt hatte, stopfte er die Binde fest. Dann schlang er sich seinen Mantel unter den Achseln um den Körper und stieg in den Mumiensarg.

»Duckt euch hinter dem Sarkophag!« flüsterte er. »Wenn ich sage ›Lauft‹, bedeutet dies, daß die anderen geflohen sind; lauft ihnen dann nach und mischt euch draußen unter die Fliehenden. Wenn ich sage ›Kämpft!‹, verkauft euer Leben so teuer, wie ihr nur könnt. Und jetzt duckt euch, damit man euch nicht sieht, und haltet den Mund.«

Das Kampfgetöse im Korridor verhallte. Bald hörte man kein Rempeln oder Schreien Verwundeter mehr. Schritte nahten; im Eingang zur Grabkammer war ein atemloses Keuchen zu vernehmen. Myron wagte nicht, aufzublicken, aber er konnte sich die Bande zerlumpter Diebe vorstellen, die sich da im Eingang drängte, während die hinteren den vorderen über die Schultern spähten.

Im Sarkophag regte sich etwas raschelnd. Kothar richtete sich langsam auf und deutete mit dürrer Hand zum Eingang der Kammer. Seine Stimme klang unnatürlich tief und hohl, als er die ägyptischen Laute erdröhnen ließ.

»Wer wagt es, zu stören die Ruhe des Königs Siptah?«

Drei Herzschläge lang war es totenstill. Dann erhoben die

Diebe ein durchdringendes Geheul. Unter wildem Gedränge rannten sie durch den Korridor davon.

»Lauft!« zischte Kothar und sprang aus dem Sarkophag. Myron lief. Im Korridor lagen zwei Messer auf dem Boden, die auf der Flucht von den Dieben weggeworfen worden waren, dahinter die Leichen von zwei von Tjays Männern.

Einer der Mäntel, in denen sie die Beute zusammengerafft hatten, lag neben ihnen; die kostbare Fracht war über den Boden verstreut und funkelte matt in dem Lichtschein, der aus der Grabkammer fiel. Myron fühlte, wie die wertvollen alten Stücke unter seinen Stiefeln knirschten. Er rannte durch die Pfeilerkammer, wo eine weggeworfene Fackel am Boden glimmte. Er hetzte durch den langen Gang und sprang die Treppe hinauf.

Alle drei stürzten sie durch den Ausgang ins Mondlicht, das die Felsenschlucht durchflutete, und stießen dort auf die durcheinanderwimmelnde, wimmernde Horde von Grabräubern. Einer von ihnen sprach Myron auf Ägyptisch an und starrte dann mit weit aufgerissenen Augen verblüfft an dem Milesier vorbei, deutete zum Eingang und schrie etwas.

Myron drehte sich um und sah, was nicht stimmte. Kothar trug noch immer König Siptahs goldenen Kopfputz. Im nächsten Augenblick hatten er, Kothar und Bessas sich am Grabeingang zusammengedrängt und die Schwerter gezogen, und die Diebe umringten sie mit gezückten Messern.

»Wir werden sie angreifen«, knurrte Bessas. »Ich kann uns den Weg freihauen, wenn ihr zwei mir den Rücken freihaltet. Mir nach! Verethraghna stehe uns bei!«

Bessas griff so schnell wie ein Leopard an. Ein Dieb stürzte

tödlich getroffen zu Boden. Die übrigen wollten den Baktrier umzingeln, aber Myros und Kothars Hiebe und Stiche drängten sie zurück. Myron fing einen Messerstich mit dem Mantel auf, den er sich um den Unterarm gewickelt hatte. Einen zweiten wehrte sein lederner Brustpanzer ab, und dann spürte er, wie seine Klinge durch Fleisch schnitt.

Myron verfluchte sein Alter; er merkte, daß er keuchte und hinter den beiden anderen zurückblieb. Sein Herz klopfte schmerzhaft, und er wirbelte herum und schlug in panischer Anstrengung um sich.

Dann kam Ablenkung. Eine Schar weißgewandeter Männer stürmte durch die Schlucht heran; sie brüllten und deuteten nach vorn. Im Handumdrehen war der Kampf am Eingang zur Schlucht zu Ende. Der steile Steinhang war von Flüchtenden übersät, die von kahlgeschorenen, weißgekleideten Männern mit Schwertern verfolgt wurden.

»Hierher!« schrei Bessas und führte seine Gefährten in weiten Sätzen den Bergpfad hinauf, auf dem sie heruntergekommen waren.

Der Baktrier flog mit ungeheurer Geschwindigkeit dahin. Nach Luft schnappernd, stolperte Myron hinter ihm drein; er verlor ihn zwar nie aus den Augen, konnte ihn aber auch nicht mehr einholen. Hinter ihnen verhallte der Lärm der Fliehenden und ihrer Verfolger. Als im Tal der Könige wieder Stille und Einsamkeit eingekehrt waren, blieb Bessas stehen und wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn. Myron bekam kaum noch Luft.

»Wer – wer waren – diese Männer –, die am Ende – dazukamen?«

»Eine Priesterstreife im Kampf gegen Grabräuber«, sagte Kothar.

»O Bessas«, keuchte Myron, »wie hast du nur den Weg wiedergefunden? Ich war hoffnungslos verirrt, bis wir einen Bogenschuß weit diesen Pfad heraufgekommen waren.«

Bessas' weiße Zähne blitzten im Mondlicht. »Mit meinem Kopf vollbringe ich vielleicht keine Großtaten wie Kothar, wohl auch keine Hochleistungen des Verstandes wie du, aber ich bin immer noch gescheit genug, um zu erkennen, wohin ich meinen Fuß setze! Kothar, im Namen des niemals Schlafenden, nimm diese Krone ab, ehe wir noch jemandem begegnen!«

Kothar nahm den Kopfputz ab und verbarg ihn unter seinem Mantel. »Du hast recht. Wollte ich damit in den Amon-Tempel kommen, könnte das wohl zu Fragen Anlaß geben. Man würde es sogar für geschmacklos halten.«

11

Die Insel des Elefanten

Meile für Meile zog sich die staubige Straße nach Kush dahin. Sie folgte dem breiten, blauen Wellenband des Nils mit seinen grünen Rändern aus Palmen und Papyrus, dem Ackerland und den lohbraunen Hügeln dahinter, die den Rand der Wüste markierten.

Südlich von Opet verbreiterte sich das Niltal. Die Luft wurde heißer. In der Nacht kreisten unbekannte Sternbilder über den Südhimmel, und vom Fluß her hallte das Grunzen von Nilpferden und das Gebrüll des Ochsenkrokodils. Die Haut der Menschen wurde dunkler, ihre Züge waren stumpfer.

Die Straße wurde schlechter. Myron und seine Gefährten erkannten nervös, daß der härteste Teil ihrer Reise bald beginnen würde. Daheim in Asien waren ihnen Zeit, Geld und Möglichkeiten grenzenlos erschienen. Inzwischen aber hatte die Reise ihre Zeit wie auch ihre Mittel beträchtlich schwinden lassen.

Wieder und wieder tauchte dieser Gedanke in ihren Gesprächen auf: Was, wenn der Drache sich nicht würde fangen lassen? Oder wenn er nicht an den Quellflüssen des Nils lebte? Oder wenn es ihn überhaupt nicht gab?

»In diesem Fall«, erklärte Bessas entschlossen, »war unser Unternehmen ein Schlag ins Wasser. Ob es aber so ist, das werden wir beizeiten herausfinden, und wer bis dahin noch

einmal darauf zu sprechen kommt, wird in den Nil geworfen!«

»A-a-aber Hauptmann!« stotterte Shimri. »Wenn es keinen – wenn es keinen Sirrush gibt, was fangen wir dann an? Können wir vielleicht einem Krokodil falsche Ohren ankleben? Oder-«

»Werft ihn hinein!« sagte Bessas. Und so geschah es.

Während die Lasttiere beim Grasen ihre Kräfte erneuerten, verbrachte Bessas Stunden damit, sich im Schwertfechten und Bogenschießen zu üben und die anderen zu bedrängen, es ihm nachzutun.

Myron arbeitete an seinem Tagebuch. Er hatte sich eine Rolle Papyrus gekauft, aber schon bald hatte er, wie er feststellte, die eine Seite beschrieben, und nun mußte er auf der Rückseite fortfahren.

Wenn Shimri nicht gerade aß, stellte er törichte Fragen, erzählte unsinnige Witze oder lachte lange und ohne Grund. Andererseits hatte er geschickte Finger, und er flickte nicht nur Zaumzeug, sondern auch Gerätschaften und Kleidungsstücke seiner Gefährten.

Skhâ, stets gut gelaunt, machte sich überall nützlich. Die Strapazen der Reise hatten einiges Fett von seiner rundlichen Gestalt abschmelzen lassen. Er erzählte neue Geschichten von den Liebesabenteuern seines Großonkels Mizai, dessen Nachkommen, wenn man dem Karier Glauben schenken konnte, in einem halben hundert Ländern anzutreffen waren.

Kothar versank derweilen immer wieder in langes Schweigen. Manchmal hörten ihn die Gefährten in der Nacht, wie er zu unbekannten Göttern betete oder sich mit unsichtbaren Wesen beriet. Er befragte seine Reisegefährten nach ihren Träumen, die

zahlreich und lebendig waren.

Bessas beispielsweise träumte sich gepfählt, und ein Drache zerrte an ihm, derweil er mit der Stimme seiner Mutter Zärtlichkeiten murmelte. Aber ganz gleich, welchen Traum man ihm schilderte, Kothars Deutung war immer die gleiche: »Die Götter wollen uns warnen«, sagte er. »Übernatürliche Wesen aus der Welt der Geister bedrohen uns. Ihr müßt euer Vertrauen in mich setzen.«

Staubteufel erhoben sich über den Sandflächen längs des Flusses, als verfolgten sie die Reisenden. Nachdem Kothar eine mächtige Beschwörung gegen sie gesungen hatte, verschwanden sie für ein Weilchen.

Die lokalen Dialekte des Ägyptischen begannen Kothar Mühe zu machen. Als Bessas wissen wollte, ob er schon einmal so weit im Süden gewesen sei, gab er ausweichende Antworten, bis Bessas ihn vorn bei seinem Mantel packte und donnerte: »Möge der Totendämon dich zermalmen! Ich will die Wahrheit wissen, bei Mithra!«

»Wohl war ich schon hier«, antwortete der Syrer leise. »Aber in einem früheren Leben, nicht in diesem.«

Das führte zu einem Streit über die Seelenwanderung. In Indien hatte Bessas viel darüber gehört, und Myron sagte: »Ich habe von einem Philosophen aus Samos gehört, einem gewissen Pythagoras, der eine solche Lehre vertreten haben soll.«

»Es ist ein Gedanke«, befand Bessas. »Aber ich sehe nicht ein, was es einem nützen soll, schon einmal gelebt zu haben, wenn man sich seiner früheren Leben nicht erinnern kann. Da macht man doch alle seine dummen Fehler noch einmal.«

»Ihr Sterblichen könnt euch vielleicht eurer früheren Leben nicht erinnern«, entgegnete Kothar.

»Das soll wohl heißen, daß du es kannst, he?«

Der Führer lächelte rätselhaft.

Am sechzehnten Tag des Simanu rückten die Wüstenhügel zusammen, bis nur noch schmale, grün bewachsene Streifen den Fluß säumten. Der Nil wurde breiter. Große und kleine Inseln wuchsen aus der friedlichen Wasserfläche und zerteilten sie in zahlreiche Kanäle.

Die Stadt Swenet tauchte vor ihnen auf, eingezwängt zwischen dem Fluß und den kahlen, graubraunen Felsen. Auf dem Marktplatz sahen sie vierschrötige, kahlrasierte, in Leinen gekleidete Ägypter, schwarzbraune Nubier mit ledernen Mützen, mürrische schwarze Bugaiten und Ophiriter vom Roten Meer, schlanke, geschwätzige Dankala von den Katarakten, und Kushiter, die mit Fellen, Stoßzähnen und Federn vom Süden heraufgekommen waren, um Handel zu treiben.

Die Kushiter waren schlanke, schwarzhäutige Männer mit Lendenschürzen aus Stoff oder Leder. Manche hatten sich einen Streifen aus dem Fell einer gelben Wildkatze oder irgendeiner anderen Bestie nach Turbanart um den dichten, krausen Haarschopf geschlungen. Jeder hatte Stammesnarben auf beiden Wangen.

Auf dem Markt erfuhr Kothar, daß der Satrap in seinem Palast auf der Insel Yeb hofhielt, einen Bogenschuß weit vor der Küste. Dorthin machten sie sich auf. Am Landungssteg der Fähre angekommen, griff Myron nach Bessas' Arm.

»Da soll man mich doch zu Wurst zermahlen und an Kerberos verfüttern – schau dir die an! Solche haben wir nicht mehr gesehen, seit wir Memphis verlassen haben.«

Seine Worte galten einer Anzahl von Dromedaren, die in der Sonne lagen und rhythmisch die Kiefer bewegten. Zwischen ihnen hockten oder lagen in lange Hemden gekleidete Araber, etwa ein Dutzend. Von den Ägyptern und Nubiern waren sie wegen ihrer zierlichen Gestalt, ihrer scharfgeschnittenen vogelartigen Gesichter, ihrer Hakennasen und spitzen Kinnbärte leicht zu unterscheiden. Sie stanken nach ranzigem Fett, das in ihrem langen schwarzen Haar glänzte. Einige redeten leise miteinander, andere starrten ausdruckslos vor sich hin, wieder andere strickten an Mützen oder Strümpfen, und manche schliefen im Schatten.

Als Kothar sich der Gruppe näherte, hoben die Araber die Köpfe in einer Bewegung, die Myron an Schlangen denken ließ. Ihre Gesichterblickten mürrisch und wachsam; ihre dunklen Augen glitzerten. Hände wanderten zu Dolchgriffen. Aber als der Syrer sie in ihrer Muttersprache anredete, blitzten unversehens ihre Zähne auf, und sie lächelten.

»Sie sagen«, berichtete Kothar, »daß der Satrap ihren Shaykh nach Yeb gelockt hat und ihn dort gefangenhält. Wenn sie nicht das Wasser teilen können, wie es ein judäischer Magier einmal getan haben soll, so wissen sie nicht, wie sie ihn retten sollten. Sie bitten den großen reichen Herrn –« mit dem Kopf deutete er bei diesen Worten auf Bessas »- ein Wort für ihren Häuptling einzulegen, wenn er auf die Insel kommt.«

»Wer ist dieser Häuptling?« fragte Bessas.

»Zayd ibn-Harith, Shaykh der Banu Khalaf.«

»Sag ihnen, wir werden tun, was wir können. Dieses Boot sieht einigermaßen brauchbar aus; verhandle einstweilen mit dem Bootsmann, Kothar. Ihr beide, Skhâ und Shimri, bleibt hier.«

Während sie noch darauf warteten, daß Kothars Gefeilsche mit dem Bootsmann zu einem Ergebnis kam, ließen sie unheimliche Schreie aus einem nahegelegenen Haus zusammenfahren. Auf ihre Fragen erklärte man ihnen, es seien schwarze Knaben, die diesen Lärm machten, Sklavenjäger hätten sie gefangen, und sie würden nun kastriert, ehe sie nach Norden gebracht würden, um dort in den Harems persischer Herren als Eunuchen zu dienen.

Myron verzog schmerzlich berührt das Gesicht. »Ich habe die Eunuchen immer für komische Gestalten gehalten; aber für das Opfer selbst ist es vermutlich eine ebenso große Tragödie wie die Geschichte von Xerxes' Bruder Masistes.«

»Mein lieber alter Freund«, sagte Bessas, »du bist wirklich zu weichherzig für diese schnöde, rauhe Welt, zu deren Gesetzen es zählt, daß die Starken die Schwachen beherrschen und ausbeuten. Da wir aber die Welt nicht ändern können, wollen wir zusehen, daß wir zu den Starken gehören.«

Der Palast des Satrapen und die anderen Häuser und Tempel auf der Insel waren von einem dichten Palmenurwald halb verborgen. Vor dem Palast standen zwei Soldaten aus der judäischen Garnison von Yeb, kräftige, schwarzbärtige Männer in Schuppenpanzern.

Lärm und Aufruhr erfüllten den Palast. Zwei judäische Wachen hatten einen mageren alten Mann gepackt; er trug Gewand und Kopftuch nach arabischer Art und in den Ohren

silberne Ringe. Zwei andere hielten eine schlanke verschleierte Frau fest. Beide Gefangenen sträubten sich und schrien. Mehrere andere Anwesende, einschließlich eines Nubier-Trios und des dick mit roter Schminke bemalten kleinen Mannes auf dem Satrapenthron, schrien ebenfalls durcheinander.

Endlich sprang das Männchen von seinem Thron, reckte die Fäuste über den Kopf und brüllte auf Persisch: »Ruhe!« Noch jemand, dem Aussehen nach ein Ägypter, schrie »Ruhe!«, nacheinander auf Ägyptisch und Aramäisch.

Aber der Lärm ließ nicht nach, bis ihm ein Zwischenfall ein Ende machte. Der kleine geschminkte Mann kletterte erregt auf den Thronsitz zurück. Brüllend hüpfte er auf diesem erhöhten Podest auf und ab, bis er sich mit dem Fuß in seinem brokatbestickten Gewand verfing und stürzte.

Furchtbare Stille senkte sich auf den Raum herab. Soldaten und Streitende schauten voller Unbehagen in die Runde, als befürchteten sie einen Augenblick lang ein Massaker unter all denen, die das Unglück gehabt hatten, den würdelosen Sturz des Satrapen mit anzusehen. Der Ägypter half dem kleinen Mann auf und klopfte ihm den Staub von den Kleidern. Dieser, kirschrot im Gesicht, starrte einen halben Ush lang wortlos und wütend im Raum umher. Endlich begann er mit gepreßter Stimme zu reden.

»Ist hier jemand sowohl des Arabischen als auch des Persischen mächtig?« Der Ägypter wiederholte diese Frage auf Aramäisch.

»Ich«, sagte Kothar.

»Wohlan«, sagte der Ägypter, »so sprich, im Namen der

ersten Eneade! Sei du unser Dolmetscher. Unseren eigenen Dolmetscher haben die Krokodile verschlungen; unser Herr spricht nur Persisch, und was unsere Gefangenen vom Aramäischen oder Ägyptischen verstehen, ist nicht der Rede wert.«

»Wer seid ihr überhaupt?« wollte der Satrap jetzt wissen.

Kothar stellte sich und seine Mitreisenden vor.

»Oh«, sagte Astes, der Satrap von Kushia. »Ihr hättet nicht unangemeldet hereinkommen dürfen. Aber mein Türsteher mußte seinen Posten verlassen, um uns bei diesem Teufelstanz zu helfen. Deshalb wird Meine Exzellenz euch diese Unhöflichkeit verzeihen. Frag diesen alten Sanddieb, was aus dem jungen Mann geworden ist, der ein paar zivilisierte Sprachen verstand.«

Kothar wiederholte die Frage. Als Shaykh Zayd geantwortet hatte, übersetzte der Syrer.

»Er sagt, sein Stamm feierte in der vorletzten Nacht ein Tanzfest, das die ganze Nacht hindurch währte, dem Vollmond zu Ehren. Und dieser junge Mensch war so übermäßig erfüllt von den Freuden des Tanzes, daß er seine Hände lüstern nach des Shaykhs Tochter ausstreckte –«

»Dieses Weibsstück dort?«

»Jawohl, o Herr. Und so, sagt der Shaykh, blieb ihm nichts weiter übrig, als ihm die Kehle durchzuschneiden.«

»Ha!« fauchte Astes. »Nichts weiter, als ihm die Kehle durchzuschneiden, he? Für wen hält er sich, daß er herumläuft und Leuten die Kehle durchschneidet? Für den Satrapen? Aber laßt uns diesen Fall hinter uns bringen. Sagt ihm: Diese Nubier

aus der westlich des Zweiten Kataraktes gelegenen Hundert-Meilen-Oase behaupten, vor zwei Monden seien die Banu Khalaf aus der Wüste geritten gekommen und über die Nubier hergefallen, die in der Hundert-Meilen-Oase leben. Viele hätten sie getötet, denn die Nubier seien arglos gewesen und voller Angst vor den Kamelen, weil sie solche noch niemals gesehen hätten; deshalb hätten sie diesmal nicht so kraftvoll kämpfen können, wie es sonst ihre Gewohnheit sei. Von denen, die nicht mehr fliehen konnten, hätten die Araber alle Männer getötet, und Weiber und Kinder hätten sie in die Sklaverei geführt. Was hat er dazu zu sagen?«

Es entspann sich ein langer Dialog zwischen Kothar und Shaykh Zayd. Schließlich sagte der Syrer: „Shaykh Zayd antwortet das Folgende: O großer Statthalter, Beschützer der Armen, du Löwe der Rechtschaffenheit, du Kamel der Provinz –«

»Ja, ja, das alles magst du überspringen. Komme unverzüglich zu seiner Antwort.«

»Nun, Herr, er sagt, er habe nur Eure Befehle ausgeführt.«

»Was? Bei den Strahlen des Mah, hat er den Verstand verloren? Niemals habe ich ihn geheißen, die Untertanen des Großkönigs zu versklaven und zu ermorden.«

»Der Shaykh erklärt es so: Im vergangenen Jahr wurde er aus seinen Weidegründen im Lande Midian von einer Bande verräterischer, mordgieriger, blutrünstiger Schurken, Lithyaniter geheißen, vertrieben. Da er keine Nachbarn finden konnte, die so schwach gewesen wären, daß er sie hätte überwältigen und ihres Landes berauben können, führte er die Banu Khalaf nach Ägypten. In Midian hatte der Stamm sein Leben gefristet, indem er sich an Kaufleute verdingt und deren Waren mit seinen

Kamelen befördert hatte. Als der Shaykh feststellte, daß das Kamel in Ägypten so gut wie unbekannt ist, suchte er eine Gegend im Lande Khem, wo er seine Tiere vorteilhaft würde einsetzen können. Seine Götter, sagt er, offenbarten ihm, daß die Handelsstraßen, die von Swenet nach Süden führen, ihm die besten Möglichkeiten eröffneten, da sie durch unwegsames Wüstenland führen und bis heute nur von wenigen unerschrockenen Reisenden auf Eseln oder zu Fuß benutzt werden. Unterwegs erfuhr er, daß er, ehe er auf dieser Route südwärts ziehen darf, die Erlaubnis des Satrapen einholen muß. Aus diesem Grund machte er Euch, Exzellenz, seine Aufwartung.«

»Das alles ist wahr«, sagte Astes. »Doch was hat es mit seinem Überfall auf die Hundert-Meilen-Oase zu tun?«

»Dazu kommen wir gleich, Herr. Nachdem er für seine Pläne die huldvolle Erlaubnis Eurer Hoheit bekommen hatte, suchte er sich Oasen entlang der fraglichen Strecke. Da ein erfolgreiches Karawanengeschäft davon abhängt, daß man die Oasen in seiner Hand hat, müßt Ihr doch, meint er, gewollt haben, daß er die Oasen erobere, denn weshalb hättet Ihr ihn sonst ziehen lassen? Damit er in der Wüste zugrunde gehe?«

Astes' Gesicht lief erneut gefährlich rot an, aber er sagte nur: »Fahre fort.«

»Als er sah, daß an der Hundert-Meilen-Oase nur eine Handvoll elender, stinkender, feiger nubischer Bauern wohnte –«

»Lügner! Dieb! Mörder!« heulten die Nubier, bis der Satrap sie brüllend zu schweigen hieß.

»– übernahmen die Banu Khalaf naturgemäß die Herrschaft

über sie, denn es war offensichtlich der Wille der Götter, daß eine solche Besonderheit der Natur in den Händen derer sei, die am besten geeignet wären, sie zu nutzen. Was nun den Umstand betrifft, daß die überlebenden Nubier in die Sklaverei verkauft wurden, so ist dies nur gerecht, denn sie haben den Kampf verloren, wohingegen sie, wären sie so brave Männer wie die Banu Khalaf, entweder gesiegt hätten oder im Kampf gestorben wären. Wie aber nun, sagt Shaykh Zayd, kann Eure Exzellenz Brot und Salz mit einem Manne essen und ihn mit Versprechungen und der Aussicht auf Belohnung auf diese Insel locken, um ihn dann in verräterischer Weise zu ergreifen und zu verhören, als wäre er ein gewöhnlicher Sklave oder Bauer?«

»*Er* macht *mir* Vorwürfe?« kreischte Astes. »Ins Haus der Lüge mit ihm! Werft den unverschämten Halunken in ein Verlies, und seine Tochter desgleichen! Ich will mich später dieses Falles annehmen, wenn mir eine geeignete Strafe für ihre Schurkereien eingefallen ist.« Immer noch kochend vor Wut wandte er sich an Bessas und seine Gesellen. »Und jetzt zu dir. Was willst du, du Riesenlaus?«

»Sprecht Ihr mit mir, Herr?« Bessas hob die buschigen Brauen.

»Aber gewiß doch! Was glaubst du, mit wem ich spreche?«

Bessas biß sich erbost auf die Lippen, berichtete aber einigermaßen ruhig von seinem Auftrag. »Ich habe hier einen Brief vom Großkönig, unterschrieben von Artabanus, im dem er alle Satrapen bittet, mir zu helfen. Obendrein habe ich einen Brief vom erlauchten Achämenes an Eure Hoheit; er bittet Euch, uns zu helfen, damit wir möglichst rasch nach Meroê gelangen.«

»Achämenes mag mich am Arsche lecken!« krähte Astes.

»Ihr dürft nicht dorthin.«

»Nicht nach Meroê, o Herr?«

»Nein, nicht nach Meroê. Ihr würdet dann zum kushitischen Vorposten Napata weiterreisen müssen, und überall an der Nilschleife rings um Napata hat es Übergriffe und Raubzüge gegeben. Es herrscht ein regelrechter Krieg dort, wenn auch ein unerklärter. Wenn ihr euch dort herumtreibt, könnt ihr leicht getötet werden – entweder aus Versehen von unseren eigenen Truppen oder von den wilden Kushitern, weil sie euch für persische Spione halten. Und mir wird man die Schuld geben.«

»Aber Herr, der Großkönig hat mir befohlen –«

»Der Großkönig weiß nicht, wie die Dinge in Kushia stehen. Ihr könnt euch entweder hier niederlassen, bis die Ordnung wiederhergestellt ist, oder dorthin zurückkehren, woher ihr gekommen seid.«

»Aber Herr, ich habe noch einen Brief vom Großkönig, und zwar einen für den König von Kush –«

»Ich bin es, der hier die Entscheidungen trifft, und ich habe entschieden, daß ihr nicht weiterzieht. Wagst du meine Entscheidung in Frage zu stellen, Freundchen?«

»Nein, aber-«

»Kein Wenn und Aber, du haariger Barbar! Wie Meine Exzellenz es bestimmt, so soll es sein! Die Audienz ist beendet. Ihr könnt gehen.«

Astes rauschte hinaus und ließ Bessas und seine Reisegefährten mit offenen Mündern stehen.

Myron saß mit Kothar in der Taverne von Yeb; sie tranken

einen Becher mit schwerem Wein, gesüßt mit Dattelsirup, und spielten Tjau. Bessas kam mit einem der judäischen Soldaten herein und stellte ihn den Spielern vor.

»Dies ist mein Freund, der Unterhauptmann Yehosha, den ich eingeladen habe, etwas mit uns zu trinken.«

Der Judäer war ein Mann in Bessas' Jahren, etwa um einen halben Kopf kleiner, aber ebenso breitschultrig und muskulös, mit einer großen Hakennase und einem wallenden schwarzen Bart. Er und Bessas hatten beide offenbar schon einiges getrunken. Yehosha versetzte Myron einen kräftigen Hieb auf den Rücken.

»Wer gewinnt? Oh, ich sehe schon, du. Du wirst nicht obsiegen können, Meister Kothar, solange du deine Hunde in ungeordneten Gruppen auf dem ganzen Brett verteilst, derweil dein Gegner die seinen zu einer soliden Phalanx sammelt.« Er sprach fließend Aramäisch, wenngleich mit seltsamem Akzent.

»Ich gebe auf«, erklärte Kothar düster. »Die Kräfte der Geister kämpfen heute gegen mich.«

Myron trank aus seinem Becher. »Ich habe nur angewandt, was ich gelernt habe, als man mich vor langer Zeit zu Milet als Hopliten ausbildete, nämlich: Eine Truppe gutgepanzerter Speerträger kann jede andere Truppe der Welt zurückschlagen, solange sie ihre Aufstellung behält – wie es die Athener zu Marathon bewiesen haben.«

»Ihr Hellenen hört nie auf, euch mit diesem kleinen Grenzscharmützel zu brüsten«, sagte Bessas. »Dabei wären die Athener zerquetscht worden wie ein Kiebitzei unter einem Pferdehuf, wenn Darius alberne Generäle nicht die beste

Reitertruppe der Welt mißbraucht hätten, indem sie sie zwangen, zu Fuß zu kämpfen.«

»Wieso schlägst du Xerxes nicht vor, die Athener zu einem Rückkampf herauszufordern, bei dem dann alle beritten sein können?« versetzte Myron. »Ich hör's schon klappern, weil die gepanzerten Athener von ihren Mähren fallen!« Er wandte sich Yehosha zu. »Habe ich dich nicht heute morgen im Palast gesehen?«

»Ja, dein Diener hatte die Nubier zu bewachen. Wie gefällt dir unsere kleine Wespe von einem Satrapen?«

»Mein lieber Freund, ich habe schon viele Statthalter und andere Beamte zu Gesicht bekommen, aber so einen noch nicht. Ist er immer so wütend?«

»Meistens.« Yehosha dämpfte seine Stimme. »Im Augenblick hat Astes drei Gründe, erzürnt zu sein. Erstens: Er wäre so gern ein Held, und deshalb versuchte er vor zwei Wochen, höchstselbst eine Schwadron an die kushitische Grenze zu führen. Er geriet in einen Hinterhalt und verlor die Hälfte seiner Leute. Zweitens: Alle großen, kräftigen Männer wie Meister Bessas sind ihm besonders verhaßt. Drittens: Der Verlust dieser Oase verdrießt ihn ungemein, weil weder Kläger noch Beklagte über irgendwelche Reichtümer verfügen, die der Satrap ihnen für ein günstiges Urteil abpressen könnte. Die armen Nubier besitzen nichts als ein paar eiserne Hacken, und den Arabern gehören ein paar hundert räudige Kamele, die hier keinen Wert haben, weil sich die Ägypter vor den Bestien fürchten.«

Bessas hatte den Blick in die Ferne gerichtet. »Wenn in der nördlichen Grenzmark jemand mit mir reden wollte wie dieses unmanierliche Bürschlein«, brummte er, »dann würde ich ihm

das Genick brechen.«

»Da geht es manchem wie dir.« Der Judäer schlug sich an die breite Brust, daß die bronzenen Panzerschuppen klirrten. *»Hoy!* Der große Jahwe muß uns zürnen, daß er uns solche Vizekönige schickt. Der vorige war nur betrunken, und dessen Vorgänger schlief die ganze Zeit. Der jetzige ist nicht nur arrogant und übellaunig, sondern hat auch bei allen die Hand in der Börse. Wahrlich, uns schickt man den Abschaum des persischen Hofes.«

»Vermutlich kann der König für einen so entlegenen Außenposten keine guten Männer finden«, meinte Bessas. »Dieser Halunke ist ohne Zweifel der Schwager irgendeines Mitglieds des Siebenerrates, der irgendwie versorgt werden mußte – vorzugsweise weit weg von Persepolis.«

»Sag mir«, bat Myron, »wie kommt es, daß eine Garnison von Judäern hier stationiert ist, so weit weg von ihrer Heimat?«

»Das fing schon vor langer Zeit an«, erwiderte Yehosha, »als ein König namens Psamatik in Ägypten herrrschte. Manche sagen, er sei in Judäa eingefallen und habe Tausende von unserem Volk gefangengenommen und hier angesiedelt, als Schutzschild gegen die Kushiter. Wir sind schon seit Generationen hier, und so ist die Insel des Elefanten unsere Heimat geworden.«

»Ist das die Bedeutung des Namens Yeb?«

»Ja; weil dieses Tier hier einstmals hauste, oder weil die Kushiter ihr Elfenbein herbringen, um es zu verkaufen – welches der Grund ist, weiß ich nicht.«

Myron erkundigte sich nach dem Sirrush und legte seine

Zeichnungen vor. Yehosha strich sich den Bart.

»Ich kann nicht behaupten, daß uns ein solches Tier bekannt wäre. Gewiß, es heißt, daß im Süden viele seltsame Geschöpfe hausen. Es gibt dort den menschenfressenden Stier, dessen Augen Feuer sprühen und dessen Hörner sich bewegen wie die Ohren eines Hundes. Es gibt Schlangen so gewaltig, daß sie Elefanten umschlingen, sie zu Tode quetschen und dann ganz verschlucken. Hügeln muß man sich besonders wachsam nähern, auf daß sich nicht etwa einer als ein solches Reptil erweise, das sich zusammengerollt hat, um die letzten Elefanten und Flußpferde zu verdauen. Im Südwesten dagegen, im Lande der Menschenfresser, leben Menschen mit Hundeköpfen –«

»In wessen Land?«

»Die Menschenfresser nennt man sie; es sind Kannibalen. An den Ufern des Roten Meeres erheben sich zu gewissen Jahreszeiten Schwärme geflügelter Schlangen; sie fliegen die ausgetrockneten Flußtäler herauf und würden über Ägypten herfallen, wären die Ibisse nicht, die sich dort sammeln, um dieses Ungeziefer zu vertilgen. Aber ich kann nicht wahrheitsgemäß behaupten, daß ich etwas von deiner babylonischen Katzenechse weiß.«

»Gleichwohl müssen wir weiter«, stellte Bessas fest. »Der Großkönig hat es befohlen. Wenn Astes es uns verbietet, müssen wir ihm entfliehen.«

»Leichter gesagt als getan«, meinte Yehosha. »Bei all der Farbe in seinem Gesicht ist Astes doch ein gerissener und tatkräftiger Mann. Seine Patrouillen bewachen die Straßen und kümmern sich um alles. Der Satrap reitet oft mit ihnen aus, um dafür zu sorgen, daß sie wachsam bleiben.«

»Und wann werden sich die Grenzunruhen legen?«

»Nicht so bald – wenn überhaupt. Der Grenzverlauf ist ja nie festgelegt worden. Das Gebiet, das die Nilschleife umschließt, ist geprägt von Raubzügen und Strafexpeditionen, was für die Menschen, die dort leben, letztlich Ruin und Vernichtung bedeutet. Unsere Vorstöße reichen bis zur geraden Nilstrecke bei Napata; ihre Kriegertrupps indessen dringen nordwärts bis Buhen vor. Vor zwei Jahren haben sie die Festung dort überrannt und jeden Sterblichen dort entweder erschlagen oder verschleppt.«

»Warum ziehen die Perser und die Kushiten nicht eine gemeinsame Grenzlinie, die sie mit Monumenten markieren, wie die Griechen es tun?«

»Weil die Kushiter uns – das heißt, den Persern – das Recht streitig machen, in Ägypten zu herrschen, und die Satrapie Kushia ist ihnen schon gerade ein Dorn im Auge, weil ihre Könige einst im Lande Khem regierten. Sie behaupten, rechtmäßigerweise müßten ihre Könige es immer noch tun. Und schon gar nicht wollen sie anerkennen, daß die Perser das nördliche Kush beherrschen, in dem ihre Könige regierten, bis Darius' Soldaten sie vertrieben – oder die Goldminen von Kush, nach denen es die Perser gelüstet, wie es einen Seemann, der an Land kommt, zum Weibe zieht. Ihr seht, es ist nicht wahrscheinlich, daß ihr jetzt nach Napata gelangt, zumal da ihr nicht einmal auf eine Beute aus seid, in die der Satrap seine Klauen schlagen könnte. Bessere Karten hättet ihr schon, wenn ihr eine Sklavenjagd ausrüstetet oder wenn ihr Takartas Schatz suchen wolltet.«

»Was für einen Schatz?« fragte Myron.

»Takartas, des letzten Königs, der Kush von Napata aus regierte. Als die Perser seinen Palast erstürmten, raste ihr General vor Wut – mein Vater war bei diesem Feldzug dabei, und er hat mir erzählt, wie er tobte –, weil sie den Privatschatz des Königs nicht finden konnten. Seither munkelt man, Takarta habe seinen Hort trotz der überstürzten Flucht mitnehmen können. Angeblich gehörte der Wahre Anthrax dazu.«

»Eh? Was war das?« fragte Kothar plötzlich, aus seiner Meditation hochfahrend.

»Du weißt schon, jener Edelstein, der sich verdunkelt, wenn Gefahr –«

»Ja, ja, ich kenne die mystischen Eigenschaften dieses Juwels. Aber wie kam der kushitische König in seinen Besitz?«

»Es heißt, der Anthrax habe den ägyptischen Königen gehört, die hier herrschten, ehe die Kushiter Khem eroberten. Die Kushiterkönige brachten ihn an sich, und als die Assyrer sie vertrieben, nahmen sie ihn mit. Aber ich glaube, das alles sind nur Fabeln. Wahrscheinlich haben irgendwelche Persersoldaten Takartas Schatztruhe gleich als erstes gefunden, sich die Hosentaschen mit dem Flitterkram vollgestopft und den Mund gehalten.«

»Könnten wir nicht noch einmal zum Satrapen gehen und ihm eine andere Geschichte erzählen?« fragte Kothar. »Wir könnten ihm sagen, in Wirklichkeit wollten wir Sklaven fangen oder den Schatz suchen.«

»Nicht bei Astes! Er ist so mißtrauisch, daß er euch vermutlich allesamt in die Granitsteinbrüche schicken würde.«

Myron entfaltete das Stück Pergament, auf dem er eine Karte

Ägyptens gezeichnet hatte. »Wenn *dies* das unruhige Grenzgebiet ist, warum können wir es dann nicht in östlicher oder westlicher Richtung umgehen? Weder Kush noch Kushia reicht doch unendlich tief in die Wüste.«

Yehosha betrachtete den Plan stirnrunzelnd. *»He' akh!* Fürwahr, es gibt die Westroute, die durch die Hundert-Meilen-Oase führt, um die die Banu Khalaf und die Nubier sich streiten. Aber diese Route ist mörderisch für Pferde, weil die Wasserlöcher so weit auseinander liegen. Und wenn ihr eines nicht findet, seid ihr tot.«

»Ich hab's!« sprudelte Myron hervor. »Wir schließen uns Zayd an; er soll uns mit seinen Kamelen nach Meroê bringen. Das Geld, das wir ihm bezahlen, wird ihn in die Lage versetzen, Astes und die Nubier auszuzahlen, so daß sie nichts dagegen haben dürften; und wir werden das Kampfgebiet umgehen.«

»Das ist es!« rief Bessas. »Siehst du, Yehosha, was für einen klugen Leutnant ich habe?«

»Ein schlauer Plan«, bestätigte Yehosha. »Aber sorgt dafür, daß ihr nicht nur den Shaykh, sondern auch seine Tochter Salîmat mitnehmt.«

»Was soll das? Bei einem eiligen Unternehmen wie dem unseren sind Weiber nur hinderlich. Sie schaffen Streit zwischen den Männern, die um ihre Gunst wetteifern. Warum sollten wir uns dergleichen aufbürden?«

»Weil sie das eigentliche Oberhaupt des Stammes ist; sie hat Verstand für zwei. Zayd ist auf seine Art ein braver alter Knabe, einmal abgesehen von dem Umstand, daß er niemals gelernt hat, daß es unrecht ist, zu rauben und zu morden. Er hat gute

Freunde unter den Judäern von Yeb, denn wir Kinder Shems müssen im fernen Land zusammenhalten. Aber die Tochter ist die treibende Kraft der beiden.«

Bessas schüttelte den Kopf. »Dennoch gefällt mir dieser Plan nicht. Aber jetzt laß uns ein Lied singen. Kennst du *Der lausige König von Lydia?«*

»Ja, aber ich weiß nicht mehr alle Strophen. Wie gehen sie?«

Und gleich darauf rollten zwei tiefe Bässe durch die Schenke.

»Kennst du den König von Lydia, der herrschte in alter Zeit ?

Er verlor die Lust an den Konkubinen, und die Weiber war er längst leid…«

Am Tag darauf überredeten sie Astes, sie die Gefangenen besuchen zu lassen. Mit höflichem Ernst lauschte der alte Shaykh dem Ansinnen Bessas' und sah seine Tochter an. »Was meinst du dazu, meine Liebe?«

Salîmat war ein ziemlich kleines, zierliches Mädchen, flink wie eine Katze und geschmeidig wie ein Aal. Sie war zwar fast so schwarzhäutig wie eine Nubierin, hatte aber feingeschnittene adlerhafte Züge, die einer griechischen Vase Anmut verliehen hätten. Im Gerichtsraum waren diese Züge von einem blauen Schleier verhüllt gewesen, aber ein Zipfel dieses Schleiers war jetzt gelöst, so daß er zur Seite herabhing.

Außer dem Schleier trug Salîmat ein Gewand, das aus zwei langen Stoffstreifen bestand, die an Schultern und Knöcheln befestigt, ansonsten aber lose waren. So kam es, daß Salîmat von vorn oder von hinten vollständig bekleidet zu sein schien,

von der Seite betrachtet aber eigentlich nackt war.

»Wie viele Menschen und Tiere gehören jetzt zu deiner Schar, Hauptmann Bessas?« fragte sie. Als Kothar Frage und Antwort übersetzt hatte, überlegte sie kurz und erklärte dann: »Zwanzig Kamele sollten genügen, um genug Wasser und Proviant zu tragen, damit ihr alle nach Meroê kommt. Dafür brauchen wir fünf oder sechs von unseren Männern.«

»Laß uns Zuhayr und Amr nehmen«, sagte Shaykh Zayd. »Und Shaddad und –«

»Nicht Zuhayr!« widersprach Salîmat. »Er ist ein nichtsnutziger Unruhestifter.«

»Nun gut, meine Teure. Du magst die Männer auswählen. Aber es muß auch jemand mitgehen, der sie befehligt. Naamil –«

»Onkel Naamil ist zu fett und zu verschlafen, und du bist zu nachsichtig. Ich werde selbst mitgehen müssen, denn ich bin die einzige, die sie wirklich fürchten.«

»Salîmat! Ich bin entsetzt über diesen einem Weibe so unziemlichen Vorschlag!«

»Es geht nicht anders, Vater, und du weißt es wohl. Niemand sonst aus unserem Stamm könnte es tun.«

»Dann wäre es besser, diese überstürzte Reise nicht zu unternehmen und statt dessen das bittere Brot der Armut mit aller Würde zu essen, die uns zu Gebote steht.«

»Aber mein Vater! Bedenke doch die Gelegenheit, neue Handelsrouten zu erschließen!«

Nach einem scharfen Disput in gutturalem Arabisch gab Zayd nach. Er seufzte. »Aber allein kann ich dich mit all diesen lüsternen Männern nicht ziehen lassen. Ich werde deine Tugend

selbst bewachen müssen, und Naamil soll in meiner Abwesenheit den Stamm führen.« Erklärend wandte er sich an die anderen.

»Seht ihr, ihr Herren, wir Araber bewachen die Tugend unserer Weiber eifersüchtiger als alle anderen Völker. Bei den anderen verlassen die Weiber den ihnen gebührenden Platz im Zelt und ergehen sich in liederlichen Unternehmungen aller Art. Nicht so bei uns! Bei uns hat der Mann zu befehlen und das Weib zu gehorchen, wie die Götter es gewollt haben!«

»Das sehe ich.« Bessas unterdrückte ein Lächeln.

Der Alte sah den Baktrier scharf an. »Mein junger Freund, du lachst doch wohl nicht im stillen auf meine Kosten? Ich will dir eine Geschichte erzählen, damit du weißt, wie ernst wir Badawin solche Dinge nehmen.

Ich war noch ein Grünschnabel, da besuchte ich einen Stamm, der dem unseren verbündet war, die Banu Aqil. Shaykh dieses Stammes war Hira ibn-Kulthûm, ein Mann mit festen Grundsätzen. So streng behandelte er seine Weiber, daß er ihnen nicht einmal erlaubte, das Zelt bei Tageslicht zu verlassen, sei es auch zur Erfüllung ihrer dringendsten Bedürfnisse, auf daß nicht andere Männer lüsterne Blicke auf sie werfen konnten.

Nun begab es sich, daß ich, ein armer Niemand, eines Morgens nicht gefrühstückt hatte. Als ich aber am Zelt des Shaykhs vorüberschlenderte, drang mir ein Küchenduft in die Nase, wie ich ihn lieblicher nie gerochen hatte.

Wisse nun, daß bei einem Stamm, der in der Wüste lebt, alles mehr oder weniger allen gemeinsam gehört. Braucht ein Mann Speise oder Kleidung, so kann er sich an einen

Stammesgenossen wenden, und dieser wird ihm keine vernünftige Bitte abschlagen. Das gleiche gilt auch für Gäste von verbündeten Stämmen.

Eingedenk nur meines Heißhungers, steckte ich den Kopf in Shaykh Hiras Zelt, um einen Bissen von ihm zu erbitten. Da saß er, umgeben von seinen Frauen, und aß. Nun erst, zu spät, entsann ich mich seiner strengen Grundsätze bezüglich seiner Frauen.

Der Shaykh blickte auf und sprach einen Gruß. Bei uns nun gibt es vielerlei Grüße, und auf jeden muß man eine bestimmte Antwort geben, will man nicht als ungehobelter Rüpel gelten. Ich aber war vor Schrecken so überwältigt, daß ich mich nur vor ihm niederwerfen und stammelnd um Gnade bitten konnte.

Noch hatte mein Herz nicht dreimal geschlagen, da hatten die Männer der Banu Aqil mich schon gepackt, gefesselt und in ein anderes Zelt gezerrt, wo sie mich bewachten. Den ganzen Tag lag ich dort, empfahl meine Seele Ilâh und Ilât, und jeden Augenblick dachte ich, mein letztes Stündlein habe geschlagen.

Als aber die Sonne unterging, kam der Shaykh herein und gab Befehl, mich loszubinden. ›O Zayd ibn-Harith‹, sprach er, ›lange habe ich über diese Angelegenheit nachgedacht. Erst wollte ich dich töten lassen, wie ich es mit einem meines Stammes wohl getan hätte, wenn er sich eine so ungeheuerliche Freiheit herausgenommen hätte. Doch dann fiel mir ein, der Umstand, daß du meinen Gruß nicht erwidertest – obgleich ich dich doch stets als wohlerzogenen Jüngling kannte –, müsse Anlaß zu der Vermutung geben, daß die Götter dir zeitweilig den Verstand geraubt haben. Da es aber Unrecht wäre, einen Irren für die Taten seines Irrsinns zur Verantwortung zu ziehen,

will ich dir vergeben. Aber damit ein solcher Anfall dich nicht nochmals überkomme, ist es besser, wenn du zu deinem eigenen Stamm zurückkehrst.‹ Es versteht sich von selbst, daß ich diesen Ratschlag stehenden Fußes befolgte.«

So schaukelten sie auf der Wüstenstraße dahin, der Hundert-Meilen-Oase zu. Bessas, dem die Bestechungssumme, die Astes ihm abgepreßt hatte, den Geldgürtel erleichtert und die Laune vergällt hatte, behandelte Salîmat mit Umsicht. Wenn er mit ihr sprach, dann mit der ganzen förmlichen Höflichkeit des arischen Edelmannes; aber er sorgte dafür, daß er nur selten Gelegenheit hatte, mit ihr zu reden.

Myron, der gern Arabisch lernen wollte, führte lange Gespräche mit dem Mädchen. Da er das Aramäische bereits fließend beherrschte, bereitete ihm das verwandte Arabisch keine großen Schwierigkeiten. Salîmat, so stellte er fest, war eine unerbittlich praktische junge Frau mit einer glänzenden Begabung in der Kunst, eine Kamelkarawane zu führen. Er fragte sich, wie viele derart starken Naturen wohl noch zu der kleinen Gesellschaft würden stoßen können, ehe sie an innerlichem Widerstreit zerbräche.

Endlich erhob sich die Hundert-Meilen-Oase vor ihnen aus der Wüste. Als die Karawane sich näherte, kamen Araber vom Stamm der Banu Khalaf aus ihren Kamelhaarzelten gelaufen und aus der Wüste herbeigeritten, um ihren Shaykh zu begrüßen. Ungefähr zwanzig nackte nubische Frauen und Kinder, von peitschenschwingenden Arabern bewacht, hackten Holz und schöpften Wasser. Eine der Frauen schaute der nahenden Gesellschaft stumpfen Blicks entgegen und erkannte

den Nubierhäuptling, der auf einem Esel mitgekommen war, um dafür zu sorgen, daß seine Leute freigelassen würden. Die Frau brach in lautes Schreien aus, und bald schrien sie alle, obgleich die Peitschen der Araber ihnen auf die bloße Haut klatschten.

Shaykh Zayd ließ sein Kamel niederknien. Als er abgestiegen war, umdrängten ihn seine Leute, um ihm die Hand zu küssen. Das Getöse wurde so ohrenbetäubend, daß Myron nichts mehr verstand, bis der Shaykh mit knirschenden Gelenken einen umgestürzten Palmenstamm erklomm und seine Stimme erhob.

»Ja jama' aya! Meine guten Leute, ich bitte euch! Ein bißchen Ruhe! Ich will euch jetzt berichten, was sich zugetragen hat…«

Die Araber hörten schweigend zu, bis sie erfuhren, daß der Handel mit Bessas, dem Satrapen und dem Nubierhäuptling unter anderem bedeutete, daß sie ihre neuerworbenen Sklaven würden freilassen müssen. Ein zorniges Murren ging durch die Menge. Sie wandten sich einander zu, gestikulierten und protestierten. Wieder forderte der Shaykh sie lautstark auf, ruhig zu sein, doch diesmal schenkte ihm niemand Beachtung.

Schon bald wurden Fäuste geschüttelt und Messer gezückt. Hitzig vor Empörung begannen die Banu Khalaf lauthals damit zu drohen, die Nubier totzuschlagen und die ausländischen Hunde gleich mit ihnen. Die tränenreichen Beschwörungen des Shaykhs gingen im Lärm unter. Myron und Bessas schauten einander an, lockerten ihre Schwerter in den Scheiden und sammelten ihre Gefährten um sich.

Da aber sprang Salîmat neben ihren Vater auf den Baumstamm und kreischte, daß es durch den Aufruhr gellte: »Schweigt still, ihr Hunde!«

Der Lärm erstarb.

»Was ist das für ein Benehmen?« fuhr das Mädchen fort. »Seid ihr eine ungezogene Bande von Städtern oder wahre *Badawin?* Was begrüßt ihr uns erst und tut dann, als wolltet ihr uns vernichten und euch selbst gleich mit uns? Hört, und ich will euch sagen, wie es mit uns steht…«

Eine Stunde währte ihre schrille Rede; dann waren die Araber bekehrt. Man ließ die elenden Gefangenen mitsamt ihrem Häuptling abziehen. Die Stammesangehörigen aber kamen mit schamroten Gesichtern zu Bessas und versicherten ihn der Gastfreundschaft der Wüste, und sie küßten ihm die Hände voller Dankbarkeit für die Befreiung ihres Shaykhs.

»Ist es nicht wundervoll, alter Freund«, sagte Myron auf Griechisch zu Bessas, »wie bei diesem Volk die Männer befehlen und die Weiber gehorchen?«

Von der Hundert-Meilen-Oase wandte Bessas' Expedition sich südwärts. Zu den ursprünglich fünf Männern und zehn Tieren hatten sich jetzt der Shaykh, seine Tochter und sechs weitere Männer vom Stamm der Banu Khalaf gesellt. Die Araber führten eine Kette von zweiundzwanzig Kamelen mit, die Futter und Wasser für die weniger widerstandsfähigen Pferde und Maultiere trugen.

Sie zogen noch einmal zum Nil, aber nur, um am südlichsten Punkt seiner Südschleife bei Karujet Wasser aufzunehmen. Dann ging es in südöstlicher Richtung durch die Wüste. Sechzig Meilen weit oberhalb von Meroê stießen sie erneut auf den Nil, und drei Tage lang folgten sie der Straße am Nordufer flußaufwärts.

Mitunter ging es auf einem schmalen Streifen zwischen dem Strom und hochaufragenden braunen Felsen dahin. Dann wieder reichte der Blick über weite, flache Ebenen, nur spärlich mit Buschwerk bewachsen. Ein feiner Staub wehte von der Wüste heran und durchdrang alles. Je weiter sie dem Fluß in seinem Lauf nach Nordwesten folgten, desto öder wurde das Land; glänzende, runde, rote und schwarze Steine bedeckten den unfruchtbaren Boden.

»Ich will verflucht sein, wenn dieses Land nicht Eisen birgt«, erklärte Shimri.

Als sie einen Nachmittag lang am Flußufer dahingezogen waren, wurde Shimris Pferd krank; es ließ den Kopf hängen und stöhnte durch die Nüstern.

»Ich habe versucht, diesen Mann zu warnen«, berichtete einer der Araber Myron, »und ich habe ihm gesagt, er solle sein Pferd nicht vom *ushar* fressen lassen, doch er wollte nicht auf mich hören. Da dachte ich, er habe irgendeinen Zauber gegen das Gift dieses Strauches.«

Myron befragte Shimri, und der Judäer lachte nervös. »Oh, er kam wohl zu mir und brüllte irgendetwas Unverständliches, derweil ich das Eisenerz betrachtete, aber ich schere mich nie um das, was diese Barbaren sagen. Sie wollen ja nur eine Gelegenheit, um unsereinen auszurauben.«

Als der Abend kam, war das Pferd tot, und Bessas tobte. Shimri verbarg sich in einer Felsenspalte, bis sich Bessas' Zorn gelegt hatte. Durch seine höchst sorgsame Pflege hatte Bessas es bisher vermeiden können, auch nur ein einziges Pferd oder Maultier zu verlieren. Mit seinen menschlichen Gefährten ging er weit weniger fürsorglich um. Es war, als halte er, selber

unempfindlich gegen Hitze, Kälte, Hunger, Durst und Erschöpfung, selbstverständlich alle anderen Menschen für genauso abgehärtet.

Die Araber zogen dem Pferd das Fell ab und aßen das Fleisch. Bessas aber ermahnte seine Gefährten, ihre Tiere fortan von den dicken, fleischigen, leuchtend grünen Blättern des giftigen Busches fernzuhalten.

Am siebten Tag des Duuzu erreichten sie das Lehmhüttendorf Epis, das Meroê, der Hauptstadt des unabhängigen Kush, gegenüberlag. Hier gab es eine Fähre. Bessas und Zayd setzten mit dem knarrenden Plattboot über; Myron und Salîmat als Vertreter der beiden Führer, blieben als letzte zurück, um dafür zu sorgen, daß alle anderen Menschen und Tiere in guter Ordnung ans andere Ufer gelangten.

»Meister Myron«, sagte Salîmat, und ihre dunklen Augen blickten ernst über den Rand ihres Schleiers. In der Wüste und in der Oase hatte sie den Schleier abgelegt, aber jetzt, da sie durch besiedelte Gegenden von Kush reisten, trug sie ihn wieder. »Bitte sage eurem Skhâ, daß ich ihn, sollte er sich mir gegenüber noch einmal zudringlich zeigen, töten werde.« Und geschwind wie eine zustoßende Schlange hatte sie einen gekrümmten Dolch unter ihrem Gewand hervorgezogen.

»Das werde ich ganz gewiß tun«, versprach Myron.

Er zweifelte nicht daran, daß Salîmat in der Tat nicht zögern würde, Skhâ und auch sonst jeden, der sie belästigte, zu töten. Der alte Zayd mochte wohl glauben, er sei mitgekommen, um seine Tochter zu beschützen, aber wenn hier einer der beiden den anderen beschützte, dann war es eher umgekehrt. Der Shaykh regierte gütig seine kleine Karawane und wechselte

erlesene Höflichkeiten mit Bessas und seinen Leuten. Aber es war Salîmat, die die Araber vor dem Morgengrauen aus dem Schlaf riß, sie in Bewegung brachte, das Beladen der Kamele beaufsichtigte, Streitereien schlichtete und entschied, wann und wo die Gesellschaft ihr Nachtlager aufschlagen sollte.

12

Am Hofe von Kush

Unter einer blendenden Sonne, die gleißend hell am stahlblauen Himmel loderte, schimmerte die Stadt Meroê in der erbarmungslosen Hitze. Innerhalb der Mauern aus sonnengetrocknetem Lehm drängte sich ein Gewirr von Ziegelhäusern. Kaum etwas regte sich, denn vor der Hitze des Tages verkrochen sich die meisten Kushiter in ihren vier Wänden. Hier und da war wohl auch einer zu sehen, schlafend zusammengerollt an einem schattigen Fleckchen. Irgendwo klirrte ein Schmiedehammer.

Vor der Stadtmauer erstreckte sich eine unfruchtbare Ebene westwärts bis zum Nil, der in mittlerer Entfernung, unsichtbar unterhalb seiner Uferböschung, dahinfloß. Im Osten stieg das Land zu einer Kette kleiner, steiniger Hügel an. Südlich der Mauer, im kargen Schatten eines riesigen, heiligen Bergahorns, kauerten sich die Zelte zusammen, in denen Bessas und seine Gefährten rasteten. Sie mußten vor den Mauern ihr Lager aufschlagen, weil es in Meroê kein Gasthaus gab.

An den Zelten vorbei führte die Straße nach Soba und in den Süden. Eigentlich war diese Straße nur eine Spur im Sand, die Spur der Füße von Sklavenjägern und ihren Opfern, und sie endete am Soba-Tor, einem großen Holzportal in der Lehmmauer.

Zwei kushitische Soldaten hatten das Tor zu bewachen. Die

beiden hockten an der Mauer auf dem Boden. Mit schlanken schwarzen Armen hatten sie ihre Beine umschlungen; ihre Köpfe mit dem krausen schwarzen Haarbusch ruhten auf den Knien. Sie schliefen fest. Ihre mit Eisenspitzen bewehrten Speere und die Schilde aus Rindsleder, mit roter, weißer und schwarzer Farbe bunt bemalt, lehnten an der Mauer. Einen Pfeilschuß weiter unten an der Straße hackten ungefähr zwanzig große braune Geier auf einem Kadaver herum.

Bessas' restliche Pferde und Maultiere standen unter dem Baum und wedelten mit den Schwänzen. Die Kamele lagen, die langen Beine unter sich eingeknickt, wiederkäuend am Boden.

Im Lager regte sich kaum mehr als in der Stadt. Zayds Araber schliefen oder starrten ausdruckslos in die Ferne, ohne sich die Mühe zu machen, die Fliegen beiseitezuwedeln. Shimri, der eben von einem Besuch in der örtlichen Schmiede zurückgekehrt war, summte tonlos vor sich hin und flickte einen Zügel. Myron durchsuchte seine Kleider nach Flöhen und Läusen.

Bessas und Kothar kamen aus dem Tor und auf das Lager zu.

»Myron!« rief Bessas und dann, mit dem Gesicht dicht vor Zayds Zelt: *»Ya Shaykh!«*

Zayd erschien blinzelnd und gähnend. *»Ahlan wa sahlan«,* brummte er. Hinter ihm tauchte seine Tochter auf.

»Wißt ihr«, knurrte Bessas, »was dieser Barga, dieser kleine Sohn Ahrimans, während der letzten zehn Tage getan hat?«

»Was denn?« fragte Myron.

»Er hat uns an der Nase herumgeführt, hat Tag für Tag unsere Bestechungsgelder genommen und uns dafür versprochen, uns

am nächsten Tage eine Audienz zu vermitteln. Jetzt erweist sich nämlich, daß Barga gar nicht gefugt ist, eine Audienz mit dem König zu vermitteln! Dieser König *gibt* keine Audienzen. Er ist viel zu heilig, als daß er sich durch den Umgang mit Sterblichen besudeln dürfte. Ah, bei dem, der niemals schläft – hätte Kothar mich nicht zurückgehalten, ich hätte den Halunken in Stücke gerissen, wie ein Knabe eine Fliege zerreißt.«

»Ja, ist er denn nicht der Königliche Türsteher?« fragte Myron.

»Doch, das ist er, aber der Mann, bei dem er uns eine Audienz verschaffen könnte, ist der Minister, General Puerma.«

»Der sich auf einem Feldzug befindet«, ergänzte Myron.

»Der aber morgen oder übermorgen zurückerwartet wird. Er hat einen Läufer vorausgeschickt. Nun versichert Barga uns, wir werden morgen eine Audienz bei Puerma bekommen.«

»Hoffen wir, daß es nicht wieder ein Winkelzug ist«, meinte Myron.

»Ich hoffe für ihn, daß es keiner ist«, bekräftigte Bessas finster. »Sonst werde ich den Hund ins Freie locken –«

»Er wird ein Mißverständnis vorschützen«, vermutete Myron. »Er wird behaupten, er habe Kothars Ägyptisch nicht recht verstanden.«

»Wahrscheinlich«, sagte Bessas. »Wo ist Skhâ? Es wird Zeit, daß er und Shimri die Tiere zum Weiden führen.«

Shimri hob den Kopf. »In diesem gottverlassenen Land ist das Gras so knapp, daß die Tiere im Galopp von einem Büschel zum nächsten laufen müssen.«

»Skhâ ist in die Stadt gegangen«, sagte Myron. »Da kommt er

schon.«

Der kleine Karier kam zum Tor herausgetrottet. »Ho, Kameraden! Ratet, was es gibt! Ich habe eine Frau für uns gefunden, die willig ist! Besser gesagt«, fügte er hinzu, »eine, deren Eigentümer willig ist.«

Myron lächelte. »In meinem Alter, mein Junge, findet man, daß schwarze Haut und schlaffe Brüste das bißchen Wollust, das man noch empfinden kann, nicht mehr in Wallung bringen können.«

»Oh, aber diese ist jung und wohlgeformt.«

»Dann wird sie beschnitten sein, wie die Weiber es hier und in Ägypten sind; man verschließt ihnen damit die –«

»Nein, sie kommt von den Megabarri, die oben am Astabara leben und die nicht –«

Bessas räusperte sich, und der Karier verstummte. »Mich dünkt, dieses Gespräch ist schlecht geeignet für die Ohren einer jungen Dame.« Mit dem Kopf deutete er auf Salîmat.

»Aber sie versteht doch kein –« »Ich glaube, sie versteht mehr Aramäisch, als sie zugibt. Eh, meine Dame?«

Perlendes Gelächter ertönte hinter dem blauen Schleier. »Ich gehe wieder Zelt«, antwortete Salîmat in gebrochenem Aramäisch. »Lasse Männer reden, wie wollen.«

Salîmat kehrte zu ihrem Zelt zurück, und Bessas verfolgte sie mit brennenden Blicken.

»Wußtest du, o Myron«, murmelte Myron auf Griechisch, »daß ein Mann außer einem guten Pferd nichts Kostbareres besitzen kann als eine gute Frau?«

Der Baktrier schüttelte sich wie jemand, der einen Traum

abtut. Seine tiefe Stimme dröhnte rauh in gutturalem Aramäisch: »Das Ärgerlichste ist, daß ich in ganz Meroê niemanden finden kann, der mit mir über die Straße nach Süden und die Quellen des Nils reden kann. Den Oberlauf des Nils nennen sie Astasobas, und das heißt ›Fluß der Dunkelheit‹ und sie geben vor, nicht zu wissen, welchen Weg dies wüste Wasser nimmt.«

Shaykh Zayd zog Kothar als Dolmetscher herzu. »Ich weiß den Grund dafür, o Vater des Schwertes. Die eingesessenen Händler und Sklavenjäger fürchten, du könntest in ihr Gebiet eindringen und mit ihnen konkurrieren. Deshalb haben sie verbreiten lassen, daß niemand euch helfen soll. Ihr könnt euch noch glücklich schätzen, daß sie nicht den Pöbel gegen euch aufgestachelt haben, indem sie etwa behaupten, ihr wäret üble Dämonen aus der Fremde und Zauberer, die den Menschen die Kinder stehlen, um sie aufzufressen. Dergleichen ist uns in Ägypten oft widerfahren.«

Bessas schlug sich auf den Schenkel. »So, wie ich mich jetzt fühle, hätte ich nichts dagegen, mit ganz Meroê zu kämpfen. Wann –«

Er fuhr herum und starrte die Straße hinunter. Leise hallte das Dröhnen vonTrommeln aus der Ferne heran. »Puerma!« rief er aus.

In Meroê regte sich träges Leben. Die beiden Soldaten erwachten; sie gähnten und nahmen Speere und Schilde zur Hand. Andere gesellten sich zu ihnen. Menschen kamen aus dem Tor, erst nur wie ein Rinnsal, doch dann in stetem Strom.

Die Wachen machten die Straße für die nahende Armee frei; sie rannten auf der Sandpiste auf und ab, brüllten die Bürger an und trieben sie mit den Speerschäften zurück. Einmal brach

zwischen jähzornigen Kushitern ein Handgemenge aus. Schreie gellten. Speerspitzen blitzten im Sonnenlicht, und ein Toter wurde aus dem Gedränge geschleift, damit ihn seine Familie beweine.

Die Kushiter reihten sich zu beiden Seiten der Straße auf. Männer und Frauen mit langem Kraushaar drängten sich zusammen; sie trugen Stammesnarben auf den Wangen und um die Lenden einen Schurz. Nackte schwarze Kinder wimmelten durcheinander. Bessas und seine Begleiter drängten sich gewaltsam nach vorne, ohne sich darum zu kümmern, daß manch ein Kushiter schimpfte und wohl die eine oder andere Hand zum Messer am Oberarm zuckte.

Der Trommelklang schwoll an. Eine Staubwolke erschien in der Ferne über der Straße. Aus ihr löste sich die Vorhut, Männer mit Stäben, die den Weg freizumachen hatten. Ihnen folgte eine Gruppe von Trommlern, die irrwitzige, verzwickte Rhythmen auf langen, schmalen Trommeln schlugen. Die Geier flatterten von ihrem Schmaus auf und kreisten mit empörtem Gekrächze über der Straße.

Hinter den Trommlern ritt General Puerma auf einem schwankenden Esel; es war zwar ein Esel der großen, weißen, in Ägypten beheimateten Rasse, aber er war dennoch kaum groß genug, den General zu tragen, dessen Füße fast über den Boden schleiften. Puerma war ein stattlicher Mann, groß und ziemlich fett, so daß er annähernd Bessas' Gewicht haben mochte. Er trug einen hoch aufragenen Kopfputz aus einer Löwenmähne, einen Brustpanzer aus silbernen Schuppen und einen mit Goldfäden bestickten Schurz. Ein Mann führte den Esel, während ein anderer nebenhertrabte und dem General einen Sonnenschirm

über den Kopf hielt.

»Puerma! Puerma!« schrien die Meroiter. Der General grinste ausdruckslos, aber sein Grinsen verflog, als er Bessas und seine Kameraden durchdringend anstarrte, ehe er weiterritt.

Auf den General folgten die Männer mit der Beute. Sie trugen Säcke mit Goldstaub, Stoßzähne, Hörner, Felle und Federn. Ein Mann trug einen Korb voll verdächtig aussehender brauner Klumpen.

Dann kamen die Gefangenen. Jeder schleppte einen etwa vier Fuß langen gegabelten Holzpfahl; der Hals des Gefangenen steckte in der Gabelung und wurde dort von rohledernen Riemen gehalten, seine Hände hingegen waren an das lange Ende des gegabelten Pfahles gebunden. Um der Erschöpfung vorzubeugen, hatte jeder Gefangene das Ende des Pfahles seinem Vordermann auf die Schulter gelegt.

Die Gefangenen waren hauptsächlich Männer, dazu noch einige Frauen und Kinder. Es waren schlanke, bärtige, hakennasige, hellbraune Hochlandbewohner dabei, aber auch untersetzte, vierschrötige, tintenschwarze Männer mit vollen Lippen und schrägen Augen. Manche waren so groß wie Bessas, aber dünn wie Störche, andere nicht minder groß, aber mit mächtigen Muskeln bepackt. Einigen fehlten im Unterkiefer die mittleren Vorderzähne, andere trugen Muster von Stammesnarben auf den Schultern oder dem Gesäß. Die meisten waren splitternackt, und einige hatten kaum verheilte Wunden. Kushiter mit Peitschen und Knüppeln trieben sie voran.

Nachdem mehrere hundert Gefangene vorübergezogen waren, kamen die Soldaten, eine Kolonne von schlanken, harzbraunen Männern, die in die Felle von Löwen, Leoparden oder anderen

wilden Tieren gehüllt waren. Viele hatten sich den Körper mit Zinnober und Kreide bemalt; bei einigen prangte die rechte Körperhälfte in der einen, die linke in der anderen Farbe, andere trugen buntere Muster zur Schau.

Alle trugen Speere – hier mit einer Eisenspitze, dort mit einer Spitze aus geschärftem Antilopenhorn – und Schilde aus Elefanten-, Nashorn- oder Flußpferdhaut. Daneben hatten die meisten noch andere Waffen, etwa einen Langbogen aus einem Palmenstrunk, einen knorrigen Holzknüppel oder ein Bündel Wurfspieße. Jedenfalls waren sie nicht einheitlich ausgerüstet.

Gold trugen sie im Überfluß an sich. Es funkelte an Ringen, Ohrringen, Halsketten, Armbändern, Fußreifen, Ketten und Amulettgehängen. Myron dachte an das, was Yehosha über die Goldminen von Kush gesagt hatte.

Puermas Soldaten marschierten nicht. Sie trödelten einher, schüttelten ihre Waffen und brüllten prahlerisch. Wann immer einer von ihnen eine Frau erblickte, die er kannte, schrie er ihr ein paar Worte zu und vollführte sexuelle Körperbewegungen, was dröhnendes Gelächter hervorrief.

Der Schweiß rann den Soldaten über die nackte Brust. Erstickende Staubwolken erhoben sich. Myron war nicht empfindlich, aber die Ausdünstungen der Massen waren doch überwältigend stark.

Auf einige tausend Soldaten folgten Sklaven, die Proviant und Ausrüstung trugen; diese allerdings war nach nördlichen Maßstäben eher spärlich.

»Verfalle nicht dem Irrtum zu glauben", bemerkte Bessas, der neben Myron stand, »daß diese Kerle, weil sie so primitiv und

undiszipliniert aussehen, keine Soldaten wären. Schon viele Male haben sie in der Schlacht auch den Persern standgehalten. Einige meiner Freunde beim Heer, die sich ihrem gellenden Angriffsgeschrei ausgesetzt haben, sind nicht erpicht darauf, es noch einmal zu tun.«

Auf dem Hauptplatz von Meroê mühten sich Offiziere, ihre Männer mit Fußtritten und Schlägen zum Karree aufzustellen, während andere Soldaten umherhasteten und versuchten, das gemeine Volk zurückzudrängen und zu verhindern, daß es sich mit den Kriegern mischte. Aber sie kämpften auf verlorenem Posten, denn jeder Soldat hatte eine Geschichte von wagemutigen Taten, die er gern erzählen wollte.

Myron erhob sich auf die Zehenspitzen, und doch konnte er über die dichten Haarschöpfe vor ihm kaum hinwegsehen. Bessas und Zayd, die die Massen überragten, schauten ungerührt zu, während der stummelbeinige Skhâ umhertanzte und sich verrenkte, um auch einmal etwas zu sehen. Kothar, unberührt von derlei irdischen Ereignissen, starrte in die Ferne des Himmels.

Ein Fanfarenstoß ertönte. Plötzlich konnte sogar Skhâ etwas sehen, denn Tausende von Kushitern ringsum auf dem Platz warfen sich flach auf den Boden. Der König war aus dem Palast getreten.

»Ihr solltet euch lieber auch zu Boden werfen, wenn ihr eure Köpfe behalten wollt«, mahnte Kothar mit leiser, aber durchdringender Stimme. Myron ließ sich niedersinken, aber nicht ohne zuvor einen ausgiebigen Blick auf den König zu werfen, der nicht einmal fünfzig Schritte weit entfernt stand.

Saas-herqa, König der zwei Länder, war ein schmächtiger, schwächlich aussehender Mann. Sein Alter schätzte Myron auf etwa dreißig Jahre. Seine Haut war heller als die der meisten Kushiter. Auf beiden Wangen prangte ein Paar zickzackförmiger Narben wie Zwillingsschlangen.

Die persönliche Erscheinung des Königs indessen wurde von der Pracht seiner Kleidung mehr als wettgemacht. Seine Königstracht war nämlich eine Kopie dessen, was die ägyptischen Könige in den großen Tagen des ägyptischen Reiches getragen hatten. Auf seinem Kopf ragte eine goldene Tiara, an deren Vorderseite sich der Kopf des Löwengottes Apizemek erhob, dessen Inkarnation der König war. An seinem goldenen Halskragen blitzten Juwelen, der Schurz des Königs und die hochgeschnürten Kreuzriemen seiner troddelgeschmückten Sandalen glänzten von Goldfäden. Er schwenkte eine kleine goldene Streitaxt, und die vielen tausend Untertanen erhoben sich vom Boden.

Hinter König Saas-herqa stand seine fette Königin; sie trug eine prunkvolle Krone mit goldenen Hörnern, Flügeln und einer aufgerichteten Kobra. Wie der König war sie, abgesehen von ihrem Schmuck, von den Hüften aufwärts nackt. Statt eines Schurzes trug sie einen knöchellangen Rock um die massigen Hüften, bestickt mit goldenen Flügeln und Blüten.

Neben der Königin stand ein älterer Mann in einem schlichten weißen Leinengewand und mit einem hohen Hut, der dem persischen Cidaris glich. Er war zwar ebenso dunkelhäutig wie die meisten Kushiter, aber größer und mit stark ausgeprägten, adlerhaften Zügen, die ihm im Verein mit seiner Glatze und den schwammigen Hautlappen an Wangen und Kinn

ein geierartiges Aussehen verliehen.

»Das ist Osorkon, der Hohepriester Amons zu Meroê«, flüsterte Kothar auf Myrons geflüsterte Frage. »Er und Puerma sind die beiden mächtigsten Männer in diesem Königreich.«

Andere Kushiter quollen hinter dem König aus dem Tor. Alle waren gekleidet wie der ägyptische Adel dreihundert Jahre zuvor.

General Puerma stieg ab, erklomm die Stufen zum Portikus des Palastes und warf sich dem König zu Füßen. Als er sich wieder erhoben hatte, drehte er sich so, daß er halb zum König und halb den Menschenmassen zugewandt war, und begann, eine Rede zu halten.

Puerma bediente sich des Ägyptischen, da der kushitische Hof in der Öffentlichkeit stets diese Sprache zu sprechen pflegte. Puerma indessen legte zwischen seinen Sätzen Pausen ein, damit der kleine Barga, der Türsteher, seine Worte ins Kushitische übersetzen konnte. Während Barga dies tat, nahm Kothar Gelegenheit, seinen Gefährten die Rede ins Aramäische zu übertragen.

»… hat von den Sembriten einen Tribut eingetrieben… die Critenser vernichtet… die Docher versklavt…«

Auf ein Zeichen Puermas hin wurden Beute und Sklaven dem König vorgeführt. Zur Krönung der Parade schüttete der Mann, der den Korb mit den braunen Klumpen trug, dem König seine Last vor die Füße. Die Menge jubelte angesichts des Haufens lauthals:

»O Kothar«, sagte Myron, »was sind diese Klumpen, die aussehen wie dicke braune Schnecken?«

»Phalli«, antwortete der Syrer. »Die Kushiter schneiden sie den getöteten Feinden ab, um nachher die Zahl der Erschlagenen zu wissen.« Er sah, wie Myron schmerzlich berührt das Gesicht verzog, und zuckte die Achseln. »Das ist praktischer, als Köpfe zu sammeln, denn die sind viel schwerer. Und überhaupt, was erwartest du denn von solchen wüsten Barbaren, denen es an jeder Erleuchtung fehlt.«

Bessas und seine Gefährten waren gerade erst in ihre Zelte zurückgekehrt, als ein Bote vom Palast erschien und verkündete, daß General Puerma sie unverzüglich zu sehen verlange.

Nachdem sie sich herausgeputzt hatten, so gut es eben ging, geleitete der Bote Bessas, Myron und Kothar zurück zum Palast.

»Genug von dieser Bauchkriecherei!« grollte Bessas. »Mir ist es gleich, was hier der Brauch sein mag; von mir bekommt der General eine ordentliche Verbeugung und mehr nicht.«

General Puerma saß auf einem mit Leopardenfell bedeckten niedrigen Thron, und ein bediensteter Knabe fächelte ihm mit einem langstieligen Straußenfederfächer frische Luft zu. Strahlend betrachtete er Bessas' Bogen. Kothar übersetzte ins Ägyptische, und der Baktrier begann mit seinen Höflichkeitsfloskeln.

»Mögen die Götter Eurer Hoheit Reichtum und ein langes Leben schenken! Euer Sklave bringt einen Brief mit Grüßen vom Großkönig an den König der Zwei Länder …«

Der General wartete, bis Bessas die Luft oder die Komplimente ausgingen. Dann antwortete er in passablem Aramäisch.

»Ich danke für die guten Worte; auch dir seien die Götter

wohlgesonnen.« Als er Bessas' verblüfftes Gesicht sah, erschien ein breites Grinsen auf dem massigen Gesicht des Generals. »Überrascht, weil ich spreche die Sprache der Syrer? Vor vielen Jahren ich diene in der persischen Armee. Ich marschieren durch ganz Ägypten, Syrien, Kappadokien und Thrakien bis Griechenland. Ich marschieren mit König Xerxes. Natürlich meine Sprache ist heute nicht mehr geübt. Aber was höre ich – ihr wollt den Fluß der Dunkelheit hinaufziehen?«

Bessas berichtete von seiner Mission. Puerma trommelte mit den Fingern auf der Lehne seines Sitzes.

»Ich weiß nichts von diesem Drachen«, sagte er schließlich. »Es heißt, in den Bergen östlich des Flusses der Dunkelheit, im Lande der Asacher, herrscht Rasse von Schlangenkönigen über Menschen. Aber dein Tier ist etwas anderes, eh? Laß mich nachdenken.« Nach langem Schweigen ergriff der General wieder das Wort. »Du planst noch etwas anderes? Sklaven fangen? Schatz suchen?«

»Nein, o Herr.« Bessas grinste. »Freilich, wenn ich über einen Schatz stolpern sollte, würde ich ihm nicht den Rücken zukehren.«

Der General erwiderte das Grinsen. Myron hatte das Gefühl, daß Puerma ein intelligenter und tatkräftiger Mann war, der ihnen würde helfen können, wenn es ihm beliebte. Aber noch empfahl es sich, behutsam vorzugehen.

»Du hast schon gehört von Takartas Schatz?« fragte Puerma.

»Ja.« Bessas gab wieder, was er auf Yeb von Yehosha gehört hatte. »Aber du siehst wohl ein, Herr, daß dein Diener keine Zeit hat, Afrika nach einer Kiste Flitter abzusuchen – einmal

angenommen, daß es sie gibt –, während das Leben meiner Mutter in der Waagschale liegt.«

Puermas fettes Gesicht war plötzlich grimmig, als er sich vorbeugte. »Du weißt, ohne Erlaubnis von mir, du gehst nicht den Fluß hinauf. Und gehst du doch, so kommst du auf dem Rückweg nicht durch Kush, ohne daß ich dich fasse. Du verstehst?«

»Ich verstehe. Aber worauf willst du hinaus?«

»Dieses. Wenn du willst den Fluß hinaufgehen, du machst mir Schwur, daß du mir bringst Takartas Schatz –«

»Aber General! Wir können doch nicht Jahre darauf verwenden, Afrika die Länge und die Breite –«

»Nicht so weit. Ich mache leicht für dich, den Schatz zu finden.«

»Du weißt, wo er ist?«

»Mehr oder weniger. Ich sage dir einige Dinge, die machen es leicht zu finden. Wenn nicht, geh zurück nach Persien!«

»Warum verlangst du ausgerechnet von mir, daß ich dir den Schatz hole? Warum nicht von einem deiner eigenen Leute?«

Puerma lehnte sich zurück. »Ich denke, du wirst eher schaffen, zur Quelle des Flusses zu kommen. Wir Kushiter überfallen die wilden Stämme im Süden und fangen Sklaven soviel, daß diese schmutzigen Hunde uns jetzt überfallen, sobald sie uns sehen. Mit eurer blassen Haut, vielleicht sie denken, ihr seid Götter, und lassen euch durch. Außerdem ist für euch nicht so einfach, wegzulaufen mit dem Schatz, wie für meine eigenen Leute. Ausländer sieht jeder, und dann spricht über sie.«

»Aber wenn du weißt, wo es ist, wieso hast du dann so lange

damit gewartet, das Zeug zu holen?«

»War beschäftigt mit Kämpfen gegen Perser und wilde Stämme. Außerdem du bist der erste Ausländer, den ich sehe in Meroê, der wahrscheinlich stark genug, um Schatz zu holen, und ehrlich genug, um mich nachher nicht zu betrügen.«

»Ich danke dir, o Herr.« Bessas strich sich den Bart. »Natürlich, o Herr, gedenkst du den Schatz gleichmäßig mit uns zu teilen, oder etwa nicht?«

Puerma hob die Brauen. »Das denke ich ganz und gar nicht. Aber vermutlich verdienst du ein bißchen Bezahlung für Arbeit. Du nimmst ein Viertel, ich nehme drei Viertel.«

»Nein Herr, die Hälfte oder nichts …«

Nach einigem Feilschen sagte Puerma: »Paß auf. Ist ein wertvoller Stein dabei. Ist großer roter Stein – heißt… wie sagt man –?«

»Der Wahre Anthrax?« schlug Kothar vor.

»So heißt«, nickte Puerma. »Der Wahre Anthrax für mich, und wir teilen den Rest in zwei Hälften.«

»Einverstanden«, sagte Bessas. Puerma klatschte in die Hände und rief: »Holt mir Akinazaz, den Regenmacher.«

Akinazaz war ein dürrer alter Kushiter, nackt bis auf ein Lendentuch und ein Leopardenfell, das er sich um die Schultern geschlungen hatte. Sein Körper war mit pulverisierter Asche bestrichen, was ihm ein gespenstisches Aussehen gab.

»Und jetzt«, sagte Puerma, »wir schwören großen Schwur, bei meinen Göttern und bei deinen Göttern …«

Da kein schriftlicher Vertrag aufgesetzt wurde, vermutete Myron, daß Puerma nicht lesen konnte. Als die Eide

geschworen waren und der Regenmacher in schaudererregender Weise denjenigen verflucht hatte, der sie etwa brechen sollte, erklärte Puerma: »Und jetzt werde ich dir sagen, wo du den Schatz findest. Hör gut zu. Die Könige von Kush regieren in Napata von den Tagen des großen Kashta bis zur Herrschaft des Königs Karkamon, da bei euch herrscht der König Darius.

Die königliche Familie des Königs Kashta hat zwei Zweige. Der alte Zweig herrscht in Napata, und der junge Zweig herrscht in den südlichen Provinzen als Vizekönige von Meroê. König Karkamon hatte einen Sohn, Takarta. Damals war das Oberhaupt der jüngeren Familie in Meroê Astabarqamon. König Karkamon starb, und sein Sohn Takarta wurde König. Aber dann er bekam Botschaft von König Darius: Du sollst verneigen dich vor dem König der Welt und ihm senden Erde und Wasser, denn der Gott Auramazda hat ihn gemacht zum König über dich und alle Menschen. König Takarta sagt: Ha-ha! Und er schneidet ab dem Boten die Hände und schickt zurück zu König Darius und sagt: Das widerfährt dir, wenn du kommst in mein Land. Wir besiegen König Kambyses, und also wir können auch dich besiegen.

Und so kommen die Perser und besiegen König Takarta in einer großen Schlacht. Erobern Napata. König Takarta entflieht mit dem Schatz. Doch dann er hört, sein Vetter Astabarqamon in Meroê erklärt sich zum König, weil jetzt hat er Armee, und König Takarta hat nicht. Takarta weiß: Wenn er geht nach Meroê, wie er ist, sein Vetter wird ihn töten. So, er und ein paar treue Freunde verkleiden sich wie arme Bauern, voller Läuse und Schmutz. Dann sie ziehen durch Meroê, mit Schatz auf Esel, und niemand hält sie auf.

Und dann Takarta und seine Männer ziehen am Fluß der Dunkelheit aufwärts – weit, weit – drei Monate lang –«

»Mithra!« platzte Bessas heraus. »Soll das heißen, daß wir nach all unseren Mühen erst den halben Weg zu unserem Ziel hinter uns gebracht haben?«

Puerma lachte und spreizte die Hände. »Ich weiß nicht genau, wie weit. Vielleicht nur halb so weit wie Persien, aber dafür viel schwieriger. Keine Straße, viele Wilde. Außerdem, eure Tiere sterben an *nagana,* und dann ihr müßt zu Fuß gehen.«

»Ich weiß nicht, ob ich gut beraten war, diese Übereinkunft mit dir zu treffen«, knurrte Bessas.

»Ah, aber dein arisches Ehrgefühl zwingt dich, sie trotzdem zu erfüllen!« Puerma kicherte. »Jedenfalls, Takarta und Freunde ziehen flußaufwärts. Einige sterben, aber einige leben. Nach drei Monaten, sie finden einen See, aus dem der Fluß der Dunkelheit entspringt. Dort bauen sie Burg und nehmen Frauen von den Eingeborenenstämmen.«

»Wenn Takarta in dieses unbekannte Land gezogen ist, um dort zu leben«, wandte Myron ein, »wie hat die Kunde von seinem Schicksal dann nach Kush gelangen können?«

»Einige seiner Gefolgsleute bekommen Streit mit Takarta, denn er sagt, er ist immer noch König, und müssen alle auf den Boden liegen, bevor mit ihm sprechen. Jemand vergessen, Takarta tötet ihn. Manche vielleicht auch nur Heimweh. Jedenfalls, vier laufen weg und kommen zurück flußabwärts am Fluß der Dunkelheit. Einer nach dem anderen sie sterben an Mühsal und Krankheit, aber einer kommt doch nach Meroê und erzählt. Seine Geschichte nun kenne ich.«

»Wird dieser verbannte König mit seinen Gefolgsleuten noch in seiner Burg sein, wenn wir kommen?« wollte Bessas wissen.

»Ich glaube nicht. Das alles passiert vor vielleicht vierzig Jahren. Und Takarta war damals nicht jung. Der Mann, der zurückgekommen nach Meroê, er sagt, nicht mehr viele Leute in der Burg, aber soviel Krankheit und Löwen und wilde Jäger und Streit, daß er nicht glaubt, sie können noch lange leben. Und wenn diese alten Männer noch da sind und versuchen, dich zu hindern, wenn du den Schatz nehmen willst, dann töte sie.«

»Aber Napata ist jetzt in kushitischer Hand, oder nicht?« bemerkte Myron.

»Ja; König Astabarqamon vertreibt die Perser. Napata ist heiliger Ort. Alle unsere Könige sind dort begraben. Ihr könnt dort Pyramiden sehen wie die in Ägypten, unter denen die Könige sind begraben. Aber die Perser beherrschen den Nil nach Süden noch immer bis zum Dritten Katarakt, und so hat Astabarqamon seine Hauptstadt in Meroê. Napata liegt zu dicht beim Feind.

Nun, das ist die Geschichte. Folgt dem Fluß drei Monate bis zu einem großen See, und dann sucht die Burg auf einem kleinen Hügel neben dem See.

Und jetzt gehen wir zum Siegesbankett. Ihr seid meine Gäste. Wird sein in Pavillon draußen. Manche Leute –« er spuckte aus »– nicht mögen lustige Feste auf kushitische Art.«

Puerma klatschte in die Hände und erhob sich. Eine Soldateneskorte mit gehörnten Helmen, breiten Speeren und langstieligen Äxten, wie sie im pharaonischen Ägypten verbreitet gewesen waren, kam herbeigerannt. Von diesen

Kriegern umgeben und gefolgt von seinen Gästen, stolzierte der General zum Palast hinaus und durch die Straßen von Meroê zu seinem Pavillon, der vor den Mauern lag.

»O Zayd!« sagte Bessas. »Mir scheint, es wäre eine Schande, wenn deine entzückende Tochter dieses Fest versäumte. Soll ich nicht zum Lager laufen und sie herbeiholen? Puerma hätte nichts dagegen, scheint mir –«

»Nein, nein, mein Sohn«, sagte Zayd schmunzelnd. »Nach allem, was ich höre, ist ein kushitisches Fest nicht der rechte Ort für eine tugendsame arabische Jungfrau. Überdies wirst du das Weibsbild auf diese Weise nur verwöhnen. Sie ist schon jetzt recht hochmütig, da jeder Mann im Stamm ihr nachschleicht und mich bekniet, sie ihm zum Weibe zu geben.«

Auf den Grasmatten, die den Boden im Pavillon des Generals bedeckten, saßen Myron und die anderen mit gekreuzten Beinen im Halbkreis zusamnen mit Puerma und etwa zwanzig kushitischen Offizieren. Zwischen jeweils zwei Männern saß eine Frau.

Da Myron die kushitische Sprache nicht verstand, konnte er sich mit seinen beiden Nachbarinnen nicht unterhalten. Dieser Umstand hinderte sie aber nicht daran, mit ihm und über ihn zu reden. Anscheinend rissen sie derbe Witze, denn sie lachten schallend und rieben ihre nackten Brüste an ihm. Myron versuchte, ein paar Worte von ihrer Sprache zu lernen, aber es kam ihn hart an.

Er stürzte einen Becher Bier hinunter, rülpste und erklärte: »Ich will verflucht sein, aber allmählich schmeckt mir dieses

Zeug, o Bessas!«

»Schwächer ist's als das ägyptische Bier«, bemerkte Bessas. »Bei den Rädern des Sonnenwagens, da bringen sie doch einen lebenden Ochsen herein! Sollen wir ihn etwa mit Klauen und Zähnen auseinanderreißen?« Er wandte sich an General Puerma und wechselte vom Griechischen zum Aramäischen. »O Herr, sollen wir dieses Tier essen?«

Puerma, der sein Prachtgewand zum größten Teil abgelegt hatte, grinste und kratzte sich am Bauch. »Das wirst du bald sehen.«

»Der arme Kothar; ich glaube, ihm ist schlecht«, sagte Myron.

»Was sagst du?« fragte Bessas. »Ich verstehe nichts bei diesem Getöse.«

»Ich sagte, ich glaube, dem armen Kothar ist schlecht!«

»Wahrscheinlich befürchtet er, die Weiber an seiner Seite könnten ihn vergewaltigen.«

»Beim Herakles, das wäre aber ein interessantes Problem –« begann Myron, doch da brüllte der Ochse auf, und die Kushiter ringsum fingen an, laut zu schreien.

Das Tier war vor dem Eingang des Pavillons gefesselt und umgeworfen worden. Obgleich es um sich trat und sich sträubte, wurde es von Dienern umwimmelt und mit Seilen am Boden festgehalten. Zwei von ihnen hatten Messer in der Hand und machten sich jetzt daran, dem lebenden Tier ein Stück aus der Keule zu schneiden. Der Ochse brüllte wie von Sinnen, und die Kushiter erhoben ein ermunterndes Geschrei.

»Papai!« sagte Myron. »Das ist mir neu, und ich kann nicht

sagen, daß es mir gefällt.«

Bessas grunzte. »Ich habe schon früher rohes Fleisch gegessen, als ich ohne Proviant und Feuer in der sakischen Steppe festsaß.«

»Nun, halten wir uns zurück und schauen wir, was die anderen tun, wenn man uns aufträgt; so können auch wir uns an ihre Tischmanieren halten.«

»Wenn man sie so nennen kann«, bemerkte Bessas.

Ein Schwärm von Sklaven drängte sich jetzt um den Ochsen, der immer noch stöhnte und blökte, während er gehäutet und zerlegt wurde. Blut quoll in den Eingang des Pavillons in einer schwellenden Pfütze, und Fliegen sammelten sich in summenden Schwärmen. Gleichwohl vermieden es die Schneidenden geschickt, größere Blutgefäße zu verletzen, so daß die Qualen des Tieres kein Ende nahmen. Bei jedem Aufbrüllen johlten und jauchzten die Kushiter.

Die Sklaven strömten jetzt in den Pavillon und trugen üppig beladene Platten herein. Auf den Platten türmten sich dünne, platte Scheiben von ledrigem Brot, deren Durchmesser sicher einen halben Fuß betrug, sowie rohe Fleischbrocken, die noch bluteten und warm waren. Jeder Sklave stellte seine Platte vor einer Frau nieder.

Die Frauen machten sich sogleich mit kleinen Messern über das Fleisch her. Wenn das Fleisch in Würfel geschnitten war, häuften sie ein paar davon auf eine der runden Brotscheiben, rollten das Brot zu einem Zylinder zusammen und steckten es dem Mann zu ihrer Linken in den Mund. Für die Kushiter, so schien es, war es Ehrensache, daß ein Mann sich mit schlaff

herabbaumelnden Armen füttern ließ, ohne die eigenen Hände auch nur einmal zu benutzen. Zudem erforderten die guten Manieren, daß man mit offenem Munde kaute und dabei lautstark schmatzte und schlürfte.

»Irgendwie«, brummte Myron, »ist mein Appetit auch nicht mehr, was er einmal war –«

Eine Rolle aus Brot und Fleisch wurde ihm in den offenen Mund gebohrt und beendete seine Rede. Beinahe wäre er erstickt, aber Bessas warnte: »Wenn du es ausspuckst, breche ich dir den Hals. Das Zeug ist nicht übel.«

Die Sklaven kamen immer wieder und füllten die Platten so schnell, wie sie geleert wurden. Die Frauen stopften die Männer, bis diese ihnen anzeigten, daß sie genug hatten. Danach fütterte jeder der Männer seine Nachbarin auf die gleiche Weise. Myron ließ das Fleisch ungeschickt fallen, als er die erste Brotrolle zu formen versuchte, aber die Frau faßte es als Scherz auf.

Mit einem letzten Aufstöhnen verendete der Ochse.

Der Lärm ließ nach, als die Platten hinausgetragen wurden. Jetzt brachten die Sklaven große Krüge mit Bier. Die Sonne ging unter, und Binsendochte glimmten auf. Man trank und trank. Der Lärm von Geplauder und Gelächter schwoll wieder an, bis Myron seine Versuche, sich zu unterhalten, schließlich aufgab.

Die Kushiter tranken unglaubliche Mengen. Als der Himmel dunkler wurde, wuchs die Vertraulichkeit zwischen den Bankettnachbarn. Sie brüllten, kreischten, schlugen einander auf den Rücken oder brachen in hysterisches Geheul aus. Die Männer küßten und liebkosten die Frauen. Auch Myrons

Nachbarin schien dergleichen zu erwarten, doch Myron, der befürchtete, eine neue Ladung Ungeziefer auf sich zu ziehen, zeigte sich unnahbar. Etwas benommen vom Bier, schüttelte er blinzelnd den Kopf, denn es summte ihm in den Ohren. Überall im Pavillon legten jetzt Männer und Frauen ihre wenigen Kleidungsstücke ab. Eine ungezügelte Orgie nahm ihren Anfang. Man grunzte, schnaufte, rülpste, ächzte und kicherte im Chor, daß es klang wie auf einem großen, in hellem Aufruhr begriffenen Bauernhof. Ein unbeschreibliches Gemisch von Gerüchen erfüllte die Luft.

Myron pflegte Kothar zwar gelegentlich wegen dessen Prüderie zu verachten, jetzt aber fühlte er, daß es auch sein dringendster Wunsch war, die Flucht zu ergreifen. Als er sich nach seinen Kameraden umschaute, erkannte er mit Bestürzung, daß Bessas, Kothar und General Puerma verschwunden waren. Die Vorstellung, allein inmitten einer barbarischen Orgie zurückzubleiben, außerstande, mit denen, die ihn umgaben, auch nur zu sprechen, erfüllte Myron mit Grausen. Mit lauter Stimme wandte er sich an die Frau, die inzwischen erwartungsvoll neben ihm lag.

»General Puerma? Wo Puerma?«

Zunächst schrie sie verständnislos zurück und machte Gebärden, die den Beischlaf versinnbildlichen sollten. Schließlich aber erhob sie sich mit einem gemurmelten Fluch und deutete in den rückwärtigen Teil des Raumes.

Myron rappelte sich unsicher auf. Vorsichtig schlängelte er sich zwischen waagerechten Körperpaaren hindurch zu dem mit Vorhängen abgetrennten hinteren Teil des Pavillons. Mit einem letzten Blick zurück sah er, daß viele der Kushiter schon in

einen trunkenen Schlaf versunken waren, aber hier und da hob und senkte sich doch noch ein Paar schwarzglänzender Hinterbacken rhythmisch im matten Flackerschein der Binsendochte. Stolpernd hastete er zwischen den Vorhängen hindurch.

Ein trübe erleuchteter Gang führte in die Privatgemächer des Pavillons. Myron folgte ihm, bis vertraute Stimmen und das Klappern einer Würfeldose seine Aufmerksamkeit auf eine der am Korridor gelegenen Kammern lenkte.

Myron spähte durch einen Spalt im Vorhang vor der Türöffnung. Als er sah, daß Puerma, Bessas und Kothar drinnen saßen, trat er grüßend ein. Bessas und der General würfelten.

Es war aber noch jemand anwesend, ein Dienstmädchen. Sie war hochgewachsen und schlank, mit weißer Haut, blauen Augen und hellbraunem Haar. Wie eine ägyptische Dienerin war sie nur mit einer Perlenkette bekleidet, die sie sich um die Hüften geschlungen hatte. Sie trug ein Tablett mit Bierkrügen in den Händen.

Myron riß die Augen auf. Einen Menschen dieser Färbung hatte er nicht mehr gesehen, seit er Palästina hinter sich gelassen hatte. Er wußte wohl, daß Haar und Augen von dieser Art manchmal, wiewohl nicht sehr häufig, bei Griechen und Syrern vorkamen, und er fragte sich, ob die junge Frau nicht vielleicht aus dem Norden stammte – eine Thrakerin etwa, vielleicht auch eine Getin. Zwar sah er wohl, daß ihren Zügen nichts Außergewöhnliches anhaftete, aber es war doch so lange her, seit er eine Frau seines eigenen Typus gesehen hatte, daß sie ihm strahlend wie Aphrodite erschien. So wagte er einen Versuch.

»Ei Hellênis?«

»Malista«, antwortete sie. *»Eimai Makedonikê. Onomazomai Phyllis.«*

»Ah, ah, das gilt nicht!« rief General Puermaund wackelte mit seinem dicken Zeigefinger. »Wenn du mußt flirten mit meinen Sklavinnen, dann tu es in einer Sprache, die ich verstehe. Das Fest gefällt dir?«

Myron unterdrückte eine Grimasse des Abscheus. »Es ist anders als alles, was ich je gesehen habe, o Herr. Ich werde es nie vergessen. Wie kommt es, daß ihr so rasch gegangen seid?«

»Euer wackerer Hauptmann –«, er deutete mit dem Kopf auf Bessas, »- sagt mir, er ist verliebt, und es gelüstet ihn nicht nach anderen Weibern. Was mich angeht, fressen kann ich jederzeit, aber nicht oft habe ich Gelegenheit, einen Ausländer im Würfelspiel zu besiegen.«

Myron sah sich den niedrigen Tisch, auf dem das Spiel vonstatten ging, genauer an, und seine Augen weiteten sich entsetzt. Zu beiden Seiten des Tisches türmte sich das Vermögen der beiden Spieler. Auf Puermas Seite lag ein Haufen goldener Ringe, Ketten, Broschen und anderer Schmuck. Mitten auf dem Tisch stand eine zierliche Waage zum Wiegen des Goldes. Zwei Dareiken und ein Armreifen, der gegenwärtige Einsatz, lagen neben der Waage.

Auf Bessas' Seite lagen die Dareiken von König Xerxes – besser gesagt, dort hatten sie gelegen. Die meisten waren inzwischen auf Puermas Seite hinübergewandert. Myron sah, wie Puerma drei Würfel in der Dose umeinanderklappern und dann über den Tisch rollen ließ.

»Isis!« rief der General aus, denn drei Sechsen waren gefallen. Er raffte seinen Gewinn zusammen.

»Bessas!« rief Myron. »Deine Mutter-«

»Laß mich in Ruhe«, knurrte Bessas. »Ich bin so ausgeplündert, daß ich jetzt weitermachen muß.«

»Aber wir werden mittellos sein!«

»Das macht nichts; Takartas Schatz wird den Ausgleich schaffen.«

»Falls wir ihn erringen! Du mußt verrückt sein, daß du –«

»Fürchte nichts, Meister Myron«, unterbrach Puerma beschwichtigend. »Gewiß wird sich wenden sein Glück. Nicht anständig, wenn ich ihm nicht gebe Gelegenheit, sein Geld zurückzugewinnen.«

Nach mehreren weiteren Würfen, bei denen der Einsatz immer weiter wuchs, würfelte Puerma eine Sechs. Er nahm die beiden anderen Würfel und ließ sie über den Tisch rollen: Wieder fiel eine Sechs. Ein dritter Wurf mit dem letzten Würfel erbrachte eine weitere Sechs und somit einen neuen Isis. Bessas' Augen funkelten, als sein Geld dahinging.

»Soll der Totendämon diese Würfel holen!« grollte er. »Heute abend werfe ich nichts als Hunde!«

»Im Namen Zeus', des Königs!« rief Myron. »So sei doch vernünftig, Mann. Noch einen Wurf von dieser Art, und wir sind Bettler!«

Bessas' blutunterlaufene Augen loderten gefährlich. »Ich habe gesagt, du sollst mich in Ruhe lassen!«

»Nun, aber das werde ich nicht tun! Wenn du ein Tor bist, so bin ich noch längst keiner! Gib diesen Unfug auf, komm zurück

zum Lager und werde wieder nüchtern!«

»Verflucht, ich leide es von niemanden, daß er so mit mir spricht!« brüllte Bessas und erhob sich schwerfällig schwankend.

»Aber ihr Herren! Ihr Herren!« rief Puerma.

»Euer Sklave bittet um Vergebung«, sagte Kothar.

Wie durch Zauberei erstarb der Lärm eines erwachenden Streites. Die drei Männer drehten sich um und starrten den Syrer an, der während des Wortwechsels mit gekreuzten Beinen stumm und regungslos dagesessen hatte. In seiner Stimme lag eine sonderbare Autorität.

»Ich habe heute abend, nachdem ich die Gesellschaft verlassen hatte, ein wenig die Sterne und andere Vorzeichen studiert«, sagte er. »Wisset, daß die mystischen Kräfte des Kosmos sich gegen Meister Bessas zusammengeschlossen haben. Er konnte heute abend nicht gewinnen.«

»Warum sagst du das nicht früher?« stöhnte Bessas.

»Du hättest mir nicht geglaubt, wenn du es nicht gesehen hättest, und hätte ich es behauptet, wären daraus nur Zwistigkeiten entstanden. Gleichviel – wenn du willst, werde ich jetzt deinen Platz einnehmen, denn ich glaube, mein Geschick ist günstiger.«

»Nun wohl. Aber was du gewinnst, soll der Expedition gehören, nicht dir.«

»Das begreife ich, Herr. Laß uns spielen, General.«

Einige Würfe lang änderte sich an den jeweiligen Positionen der beiden Spieler nichts; jeder strich kleine Gewinne ein und erlitt kleine Verluste.

Dann aber begann Kothar, stetig zu gewinnen. Münze um Münze flossen die Dareiken über den Tisch zu ihm zurück. Der Berg dessen, was der General gewonnen hatte, schmolz dahin wie der Schnee des Berges Libanon im Frühjahr.

Phyllis brachte neues Bier. Puerma trank in großen Schlucken. Kothar hingegen, argwöhnte Myron, tat nur so, als nippe er an seinem Becher.

Kothar gewann weiter. Zwar mußte er hin und wieder einen Rückschlag in Kauf nehmen, aber solche Verluste waren klein, und stets folgten ihnen hohe Gewinne. Bald hatte Puerma außer seinem Goldschmuck nur noch ein paar Dareiken übrig. Er gähnte.

»Ich werde zu schläfrig, um weiterzuspielen. Außerdem hast du mir bald den Staatsschatz von Kush abgerungen.«

Kothar zog die Brauen hoch und sah ihn an. »Tatsächlich, Herr? Dann habe ich, glaube ich, das Recht, ein Reugeld von dir zu fordern, denn ich bin bereit und willens, bis zum Sonnenaufgang weiterzuspielen.«

»Oh. Das stimmt.« Puerma glotzte den Syrer mit wäßrigem, unstetem Blick an. »Phyllis!« brüllte er dann.

»Ja, Herr?« Das Mädchen kam durch den Vorhang herein.

»Ich schenke dich diesem Mann, wie immer sein verfluchter Ausländername auch lauten mag, als Reugeld, weil ich das Spiel abbreche. Du bist sein. Gehorche ihm in allen Dingen. Und jetzt gute Nacht, meine Freunde. Laßt uns zur Hintertür hinausgehen, um nicht zu stolpern über die, welche auf dem Boden im Speiseraum schlummern.«

Beim Abschied wandte Puerma sich mit verschwörerischem

Flüstern an Myron. »Die Wahrheit ist, ich gebe Phyllis weg, weil ich ihre fahle Haut nicht ausstehen kann. Sieht krank aus; muß immer denken an Leichen und Lepra. Aber ihr Nordler seid gewöhnt an derlei. Lebt wohl!«

»Mögen die Götter uns künftig vor solcher Wirrsal bewahren!« sagte Myron, als sie draußen waren. »Wahr ist's: Das Schicksal regiert den Menschen, nicht der Mensch das Schicksal. Sage mir, Kothar, hast du nicht etwa bei günstiger Gelegenheit einen Satz deiner eigenen Würfel ins Spiel gebracht?«

Kothar lächelte milde im Mondschein. »Ich schulde dir meinen Dank für den Vorschlag, den du mir in Tahapanes machtest –Löcher nämlich in die Seiten der Würfel zu bohren und kleine bleierne Gewichte darin zu verbergen. Ich ließ mir einen solchen Satz Würfel in Opet machen. Fürwahr, manchmal muß die Materie dem Geistigen zu Diensten sein. Ich bedaure nur, daß es mir nicht gelungen ist, den gesamten Verlust unseres Führers zurückzugewinnen.«

»Eigentlich schuldest du diesen Dank einem Vorschlag meines Freundes Uni, eines ägyptischen Priesters, der mich nachdenklich gemacht hat.«

Bessas brummte etwas von einem Flecken auf seiner Arierehre, den er dem Gewinn vermöge solcher Taschenspielereien zu verdanken habe. Dann fing er an zu schluchzen. Tränen schimmerten im Mondlicht wie Perlen auf seinem zerklüfteten Narbengesicht.

»Ich – ich bin ja nur ein dummer, betrunkener Bauer! Ich glaubte, ich könnte Puerma unter den Tisch trinken, aber der

muß der Meistersäufer von Kush sein – oder ich war vom Dämon Aeshma besessen. Nie hätte ich meine Mutter verlassen und so weit fortgehen dürfen!« Er bückte sich. »O Myron, gib mir, ich bitte dich, einen tüchtigen, kräftigen Tritt in den Arsch!«

Myron, dem die seltsamen Launen seines Freundes nicht neu waren, tat, wie geheißen. Sein Stiefel fand sein Ziel mit dumpfem Laut. Bessas richtete sich auf. »Jetzt geht es mir schon besser. Aber wem gehört dieses Mädchen?« Er deutete auf Phyllis, die ihnen, inzwischen schicklich bekleidet, folgte.

»Mir«, sagte Kothar.

»Nein! Wir sind übereingekommen, daß alles, was du gewinnst, der Expedition gehören soll, und sie gehört dazu.«

»Dein Sklave bittet um die Erlaubnis zu widersprechen. Die Jungfrau erhielt ich als Reugeld, das heißt, als Geschenk zum Ausgleich für den Abbruch des Spiels. Sie ist eigentlich nicht das, was ich mir ausgewählt hätte – ich bin kein Mann der Wollust –, aber der General stellte mich nicht vor die Wahl. Jedenfalls ist sie ein Geschenk und kein Gewinn.«

So stritten sie noch ein Weilchen, bis Bessas sich an Myron wandte. »Warum soll man die Schönheit dieses Weibes an Kothar verschwenden, der doch nichts als Geister und Zauber im Sinn hat, wenn andere in unserer Schar sie weit besser zu genießen wüßten?«

Myron überlegte. »Beide Auffassungen haben etwas für sich. Warum fragt ihr nicht die junge Dame, was ihr lieber ist?«

»Eine Sklavin fragen?« schnaubte Bessas. »Nun, tut, was ihr wollt. Mir ist gleich, was aus ihr wird, denn mein Herz wohnt

anderswo.«

Myron erklärte Phyllis die Situation, und sie sagte: »Es ist schon schlimm genug, die Sklavin eines Mannes zu sein, Meister Myron, aber als Gemeinschaftsgut mehreren zu gehören, das wäre kaum besser, als wenn man mich in die Minen schickte.«

Als Myron übersetzt hatte, was Phyllis auf Griechisch gesagt hatte, meinte Kothar: »Nun wohl, da ich keine Verwendung für solchen Besitz habe, schenke ich sie dir, Myron. Sie zu besitzen, würde mich nur von meiner Suche nach kosmischer Weisheit ablenken.«

Bessas brach in dröhnendes Gelächter aus, und Phyllis machte ein ratloses Gesicht.

»Danke«, sagte Myron. »Aber was fange ich mir ihr an, da ich sie nun einmal habe?«

»Das fragst du noch?« sagte Bessas.

»Nein, im Ernst! Wenn sich die Reise nach Süden als so gefährlich erweist, wie Puerma sie schildert, dann wird sie wahrscheinlich zugrunde gehen. Andererseits ginge es mir gegen den Strich, sie an einen anderen Kushiter zu verkaufen, denn diese Leute sind nicht das, was man zartbesaitet nennt.«

»Bei Ghus bronzenem Hinterteil!« sagte Bessas. »Dann könntest du auch ein Pelion der Torheit auf ein Ossa der Unbedachtheit türmen* und sie freilassen.«

»Wärest du gern frei, meine Liebe?« fragte Myron. Phyllis brach in Tränen aus. »Du spottest meiner. Nachdem die Piraten

---

* Pelion und Ossa sind griechische Gebirge.

mich vom Strand zu Aineia geraubt hatten, hätte ich alles gegeben, was mir zu Gebote stand, um freizukommen, solange es mir noch irgend möglich war, heimzukehren. Aber wie sollte ich von hier, Hunderte von Meilen weit weg von der Inneren See, nach Makedonia zurückfinden? Ich habe doch hier weder Familie noch Beschützer, und so würde der erste Sklavenhändler, der mich zu Gesicht bekäme, mich gleich wieder einfangen oder ich würde verschmachten. Meine einzige Hoffnung besteht in einem Dasein als öffentliche Hure, oder ich muß mich einem reichem Kushiter als Konkubine anheimgeben und darauf hoffen, daß er mich nicht allzu grausam behandelt. Laß mich also in diesem wilden Lande nicht allein!«

»Schon gut, schon gut, mein liebes Kind«, sagte Myron. »Du sollst bei mir bleiben, solange du willst; aber ich warne dich: Der Weg, der vor uns liegt, ist voller Gefahren.« Er nahm sie in den Arm und stellte fest, daß sie ebenso groß war wie er.

Auf dem Weg zu ihrem Lagerplatz berichtete Kothar: »Während Hauptmann Bessas unsere Barmittel zu verspielen trachtete und Meister Myron bei den Paarungsspielen des Hofstaates zuschaute, habe ich einige interessante Tatsachen in Erfahrung gebracht.«

»So rede!« forderte Bessas ihn auf.

»Ich fand einen alten kushitischen Offizier, der Ägyptisch konnte und zu reich an Jahren war, um an dieser Massenbrunft Gefallen zu finden. Von ihm erfuhr ich, wie die Dinge in Meroê liegen.

Ein heftiger Machtkampf tobt zwischen zwei Gruppen, die eine geführt von General Puerma, die andere vom Hohenpriester Osorkon. Puerma nun ist ein Mann mit einer Vorliebe für das

Althergebrachte; er verehrt die alten kushitischen Götter: Apizemek, Anuqet, Tua und die übrigen. Um Amon-Ra kümmert er sich nicht. Zudem pflegt er die alte kushitische Sitte, rohes Fleisch zu verzehren.

Osorkon haßt die alten Gebräuche der Kushiter; er hält sie für unrein und barbarisch. Zu gern würde er das Volk der Kushiter zu kultivierten Ägyptern machen. Amon-Ra ordnet er alle anderen Götter unter, und das Verspeisen von rohem Fleisch erfüllt ihn mit besonderem Entsetzen. Darum wurde das Gelage heute abend vor der Stadt gehalten und nicht in Puermas Gemächern im Palast.«

»Wir Baktrier hatten den gleichen Ärger mit den persischen Herrschern, die den Kult des Zoroaster betreiben«, bemerkte Bessas. »Sprich weiter.«

»Du kennst die Sitte, derzufolge die Amonpriester von Meroê dem König, wenn er alt oder unfähig wird, ein besticktes Tuch senden, welches das Laken des Todes genannt wird. Wenn der König diese unheilvolle Gabe erhält, ruft er seine Wachen herein und befiehlt ihnen, ihn zu erwürgen, und sie tun es.«

»Beim Schoße Anahitas!« platzte Bessas heraus. »Jedem Priester, der mir befehlen wollte, mich selbst zu töten, würde ich den Kopf von den Schultern reißen, ehe seine Zunge noch ihren letzten Schnalzer getan hätte!«

»Ohne Zweifel würdest du, der du nicht wie die meisten Menschen Sklave der Sitten bist, genau dies tun. Aber in all den Jahrhunderten, seit Kashta das kushitische Königreich gründete, hat kein König jemals dem Befehl der Priester Widerstand geleistet. Freilich, nur wenige Könige haben ihr Leben auf diese Weise beendet, denn die meisten starben in der Schlacht,

wurden ermordet, erkrankten oder gingen sonstwie zugrunde, ehe die Priester sie zur Strecke bringen konnten.

Wie auch immer, hier haben wir nun König Saas-herqa, einen wohlmeinenden Wicht ohne viel Kraft oder Weisheit. Er hält große Stücke auf General Puerma, denn Puerma ist tapfer, loyal und ein ausgezeichneter General. Andererseits fürchtet er, Osorkons Mißfallen zu erregen, auf daß er nicht das Laken des Todes empfange. Und Osorkon drängt den König jetzt immer offener, sich Puermas rasch und für immer zu entledigen, damit die wahre Religion obsiege und die widerwärtige Sitte, rohes Fleisch zu essen, und die zügellose Unzucht ausgerottet werden.

Puerma hat Spitzel, und er weiß davon. Ebensowenig wie jeder andere ist er erpicht darauf, erdolcht, vergiftet oder sonstwie aus dem Weg geräumt zu werden, und so sucht er nach Wegen, dies zu vermeiden. Eine Möglichkeit bestünde darin, die niederen Priester, die nicht alle so fanatisch sind wie der heilige Osorkon, zu bestechen, damit sie ihren Einfluß gegen den Hohenpriester geltend machen oder ihn gar töten. Eine zweite Möglichkeit wäre, eine Revolte anzuzetteln.

Beide Möglichkeiten indessen erfordern viel Geld. Wie du gesehen hast, ist Puerma ein Spieler, dem das Gold schon immer ebenso schnell durch die Finger gerieselt ist, wie er es zusammenraffen konnte. Deswegen hat er seit einer Weile ein brennendes Interesse an Takartas Schatz«.

»Und wenn wir ihm diesen Schatz nun bringen«, sagte Bessas, »wird Puerma diese Abmachung dann einhalten? Oder wird er uns töten, um alles für sich zu behalten?«

»Wer weiß schon, welche Geheimnisse das Herz eines Mannes birgt? Was einer verspricht, richtet sich nach seinen

Hoffnungen, was er dann hält, nach seinen Befürchtungen. Aber nach allem, was ich habe erfahren können, sind die Kushiter ein ehrliches Volk, und Puerma gilt selbst unter Kushitern als Mann von Zuverlässigkeit und Ehre.«

Bessas überlegte. »Das mag so sein, aber dennoch würde ich ihm nicht unter allen Umständen über den Weg trauen. Gleichwohl, morgen werden wir noch einmal versuchen, Kunde über den Fluß der Dunkelheit zu erhalten und Führer dorthin zu finden. Mir ist, als habe sich inzwischen herumgesprochen, daß man uns nicht länger behindern soll.«

Als sie an ihrem Lagerplatz angekommen waren, wandte Myron sich an Bessas. »O Bessas – äh – ich dachte – ,

»Sprich nicht weiter, Lehrer. Ich ziehe um und schlafe bei den Burschen.«

Als Bessas seinen Platz im Zelt geräumt hatte, unterwarf Phyllis sich ohne Widerstreben, aber auch ohne Begeisterung Myrons Liebkosungen.

»Ich kenne meine Pflichten, Meister«, sagte sie. »Aber eine Sklavin, ein geiles Weib, das beim Anblick jedes beliebigen Mannes in wollüstiges Keuchen ausbricht, bin ich nicht. Also tu, was dir Vergnügen macht, und gib dir meinetwegen keine Mühe.«

Nachher erzählte sie ihm ihre Geschichte.

»Mein Vater ist Philippos, ein kleiner Grundbesitzer in Aineia. Meine Familie ist von reiner korinthischer Abstammung, und so fühlt sie sich den Leuten in dieser Gegend einigermaßen überlegen.«

»Ich wunderte mich schon, daß du reines Dorisch ohne den makedonischen Akzent sprichst«, warf Myron ein. »Doch erzähle weiter.«

»Vor drei Jahren, während unserer Mysterienfeiern, begab ich mich mit anderen Jungfrauen aus Aineia zum Strand in der Nähe der Stadt. Während wir dort badeten, fiel eine Horde von Piraten, die sich hinter den Felsen auf einer Landzunge verborgen hatten, über uns her. Einige von uns konnten entkommen, aber ein anderes Mädchen und ich wurden gefangen. Sie schleiften uns zu einem Schiff mit vierzig Ruderpaaren, das in einiger Entfernung am Strand lag, und dort fiel eine Schar von behaarten Piraten über uns her und vergewaltigte uns, einer nach dem anderen, bis wir uns kaum noch rühren konnten. Dann stachen sie mit uns in See.

Die Piraten, es waren Karier, hatten die Küste überfallen und die Stadt Skapsa geplündert. Deshalb hatten sie noch viele andere Gefangene. Auf einem solchen Schiff ist nur wenig Platz, und so herrschte drangvolle Enge, und wir mußten uns im rückwärtigen Teil des Schiffes zwischen die Ruderbänke kauern. Endlich beschlossen die Piraten, über die Ägäis nach Hause zu segeln.

Wir waren noch nicht lange unterwegs gewesen, als sich ein Geschrei erhob. Ein Schiff folgte uns und kam näher. Von anderen Gefangenen erfuhr ich, daß es sich um eine makedonische Trireme handelte. Offenbar war jemand nach Therma geeilt, um Alarm zu schlagen. Die Mannschaft fuhr die Ruder aus und ruderte, was das Zeug hielt. Wir flogen nur so über die Wellen, aber die schwarzbauchige Trireme kam immer näher. Wo einen Ruderer die Kraft verließ, nahm ein anderer

seinen Platz ein, derweil andere die Waffen der Seeräuber bereitmachten.

Während all dies geschah, drängte sich der Kapitän zwischen die Gefangenen und sprach mich in gebrochenem Griechisch an. »Mädchen«, sagte er, »ich habe dich beobachtet, und ich glaube, ich könnte Gefallen an dir finden. Was meinst du?«

Ich fühlte mich versucht, ihm ins Gesicht zu spucken, aber meine Angst war stärker. Meine Tränen waren versiegt, und ich lächelte mühsam und gab murmelnd meiner Zustimmung Ausdruck.

»Das ist dein Glück«, sagte er, »denn wir werden demnächst Ballast über Bord werfen. Dich werde ich verstecken müssen, denn wenn die Mannschaft Bescheid wüßte, würde sie dich mit allen anderen ins Wasser werfen.«

Dann hastete der Kapitän hin und her und schob die Gefangenen hierhin und dorthin, unter dem Vorwand, sie den Ruderern aus dem Weg zu schaffen. In dem Durcheinander, das er so schuf, stieß er mich unversehens in seine Kajüte am Ende des Schiffes, kaum eine Hundehütte, aber der einzige Schlafplatz an Bord.

Und jetzt hörte ich, wie die Gefangenen in schreckliches Geheul ausbrachen. Kreischen und Platschen verriet, was ihnen widerfuhr. Zwischen einem Klatschen und dem nächsten hörte ich meine arme Freundin Klea schreien. »Ich richte den bösen Blick auf dich, Kapitän! Ich stamme von einer langen Reihe thessalischer Hexen ab, und ich verfluche dich im Namen der dreifachen Hekate! Nie sollst du deine Heimat wiedersehen – « Ein neuerliches Klatschen schnitt ihr das Wort ab.

Nach einer Weile hörten die Schreie auf, aber das Platschen ging weiter, denn die Piraten warfen auch die klobigeren Beutestücke ins Meer. Wie ich mich so in der Kajüte zusammenkauerte, erwartete ich, den Rammsporn des uns verfolgenden Kriegsschiffes durch die Wände brechen zu sehen. Aber nach einigen Stunden kam der Kapitän herein.

»Wir haben sie abgeschüttelt!« sagte er. »Aber jetzt halte deinen Mund und bleibe unsichtbar, bis wir unseren Heimathafen erreicht haben.«

Während des restlichen Tages und der folgenden Nacht verbrachte der Kapitän, dessen Name Mavaen war, viel Zeit bei mir. Ich stellte fest, daß er nicht hartherzig war, denn wiewohl seine Gelüste nach mir groß waren, hielt er sich doch im Zaum, als ich ihm sagte, wie wund ich nach der Mißhandlung durch seine Mannschaft noch sei.

»Einen oder zwei Tage Erholung, mein Kind«, sagte er, »und dann sollst du sehen, was wahre Liebe ist.«

Am Tag darauf ging ein Ruck durch das Schiff, es legte sich schräg und kam zur Ruhe. Ich vermutete, wir seien auf den Strand gelaufen. Dann aber ertönten streitende Stimmen draußen vor der Kajüte; die Tür flog auf, und zwei Piraten stürzten sich auf mich und zerrten mich ins Freie.

Wir hatten eine Felseninsel angelaufen, damit die Mannschaft rasten und frisches Wasser an Bord nehmen konnte. Kapitän Mavaen stritt mit dem Bootsmann. Ich verstand zwar ihre Sprache nicht, begriff aber, daß der Mann gesehen hatte, wie Mavaen mich in seine Kajüte geschoben hatte, und seinen Kapitän nun der Treulosigkeit gegen seine Mannschaft bezichtigte. Unter Seeräubern gilt es als schrecklicher Frevel,

einen Teil der Beute für seinen eigenen Nutzen abzuzweigen, statt alles in einen gemeinsamen Sack zu stecken und schließlich gleichmäßig aufzuteilen. Kapitän Mavaen hatte obendrein auch noch das Leben der Freibeuter aufs Spiel gesetzt, indem er ein schweres, klobiges Beutestück – nämlich mich – behalten hatte, während alles andere über Bord geworfen worden war. Der Bootsmann forderte Mavaen daher zu einem Zweikampf auf Leben und Tod heraus. Die Piraten kletterten über den Bug an Land, und nahmen mich mit. Sie steckten einen Platz für den Kampf ab, und Mavaen und der Bootsmann traten mit Schwert und Rundschild in den Ring.

Eine Zeitlang umkreisten sie einander, ohne daß der eine über den anderen einen Vorteil erringen konnte. Dann gelang es Mavaen, dem Bootsmann eine leichte Wunde am Bein beizubringen. Der Bootsmann konnte nun nicht mehr so behende springen, und bald hatte Mavaen ihn auch an der Schulter verletzt.

Jetzt hatte der Bootsmann alle Hände voll zu tun, um sich seiner Haut zu wehren, denn er konnte seinen Schild nicht mehr schnell genug bewegen, um seine verwundbaren Körperteile zu bedecken. Aber er kämpfte weiter, hinkend und keuchend. Die Mannschaft begann, Kapitän Mavaen zuzujubeln, und drängte ihn, dem Kerl den Garaus zu machen, wenngleich mir scheint, daß sie dem Bootsmann nicht weniger laut zugejubelt hätten, wäre er im Vorteil gewesen.

Mavaen begann eine machtvolle Attacke, er hieb und stach nach seinem Gegner und schlug wohl auch mit dem Schild nach ihm; er trieb den Bootsmann im Ring herum wie ein Hund seine Schafe. Ich hoffte darauf, den Bootsmann bald fallen zu sehen;

verfluchte, blutrünstige Verbrecher waren sie wohl beide, aber immerhin hatte Mavaen versucht, mir das Leben zu retten.

Doch dann flog eine Möwe über uns hinweg, ließ ihren Kot herunterfallen, und traf Mavaen damit ins Gesicht. Erschrocken wich der Kapitän zurück, und da stieß sein Gegner ihm das Schwert in die Brust. Der Kapitän fiel in den Sand, und gleich daraufhatte er sein Leben verröchelt.

Die Piraten erwählten sich den Bootsmann zum neuen Kapitän. Doch dann erhob sich ein neuer Streit. Denn einige verstanden Griechisch und hatten den Fluch verstanden, den Klea dem Kapitän entgegengeschleudert hatte. Noch dem größten Dummkopf aber war durch das Eingreifen der Möwe deutlich geworden, daß die Götter bei diesem Kampf die Hand im Spiel gehabt hatten. Sie befürchteten nun, der Fluch könne sich gegen sie alle wenden, und so wußten sie nicht, was sie mit mir anfangen sollten. Einige meinten, man solle mir an Ort und Stelle die Kehle durchschneiden, andere fanden, man müsse mich um jeden Preis nach Hause zurückbringen, und wieder andere sprachen sich dafür aus, mich so rasch wie möglich zu verkaufen.

Während dieser Streit noch tobte, lief ein Schiff den Strand an und ging vor Anker. Die Seeräuber stürzten zu den Waffen, doch das neue Schiff unternahm keinen Angriff. Es war ein phönikisches Kauffahrteischiff von der Art, die man mitunter als Muschelboot bezeichnet; es hatte mehr Ruder als ein gewöhnlicher Kauffahrer, aber weniger als eine Kriegsgaleere. Vom Ufer her konnten wir erkennen, daß die Besatzung gut bewaffnet war. Man rief übers Wasser hin und her, und dann kam der Kapitän im Beiboot des Schiffes ans Ufer.

Der Kapitän, ein Stier von einem Mann, angetan mit einem Schuppenpanzerhemd, nannte sich Baalram von Arvad. Er hatte die Piraten am Strand gesehen und vermutet, sie könnten einiges an neuerworbenen Waren zu verkaufen haben. Daß sie auf dumme Gedanken kämen, fürchtete er nicht, denn sein Schiff hatte einen Bug wie ein Schlachtschiff und hätte das Heck des gestrandeten Piratenschiffes zermalmen können, wie man ein Blatt Papyrus zerknüllen kann.

Ihre Beutefahrt hatte sich als wenig gewinnbringend erwiesen, und so waren die Piraten froh, sich von den Überresten ihrer Beute so schnell trennen zu können. Sie verkauften mich an Baalram, und der nahm mich mit nach Phönikien; dort wurde ich weiterverkauft und nach Ägypten geschafft, wo mich ein persischer Oberst erstand, der auf dem Weg zur Grenzfestung Buhen am Oberen Nil war, um dort das Kommando zu übernehmen.

Ich war ein paar Monate in Buhen gewesen und hatte dort als Zofe bei der Gemahlin des Obersten gearbeitet, als die Kushiter die Festung bei einem überraschenden Überfall im Morgengrauen eroberten. Der Oberst starb mit dem Schwert in der Hand und die Frauen – diejenigen wenigstens, die in der Aufregung nicht niedergemetzelt worden waren – schleppte man durch die Wüste davon. General Puerma, der den Überfall befehligte, hatte ein Auge auf mich geworfen, und so gelangte ich nach Meroê.«

»Wie gefiel dir Puerma?«

»Nicht übel; dem grausamen Baalram oder dem verdrießlichen persischen Obersten war er jedenfalls vorzuziehen. Auf seine Lagerstatt befahl er mich nur ein

einziges Mal. Ich glaube, ich gefiel ihm in dieser Hinsicht nicht sonderlich; er bevorzugte wohl seine dunkelhäutigen Schönheiten. Als er mich entließ, sagte er: ›Du bist ein braves Mädchen, Phyllis, wenngleich ich nicht glaube, daß deinetwegen Armeen marschieren und Throne stürzen werden. Du bist zu süß und sanftmütig. Eines Tages werde ich einen Gemahl für dich finden, einen Mann, so brav und zuverlässig wie du selbst.‹ ‹« Sie fing an zu weinen. »Aber jetzt, fürchte ich, ist diese Hoffnung für immer in unerreichbare Ferne gerückt. Ich war einem reichen Jüngling in Aineia versprochen, aber selbst wenn ich mit Hilfe der Götter meine Heimat wiederfände, würde seine Familie mich nach all dem Schändlichen, das mir widerfahren, nicht einmal mehr eines Blickes würdigen. Nie werde ich ein eigenes Heim haben.«

Auch Myron mußte sich eine Träne abwischen. Einen irrwitzigen Augenblick lang erwog er, ihr selbst die Ehe anzubieten, doch seine Klugheit behielt die Oberhand. Kein vernunftbegabter, maßvoller Hellene, so mahnte er sich, heiratete je allein aus Liebe, und schon gar nicht aus Mitleid. Die Ehe war eine ernste Sache, bei der es um Besitz und Familie ging, und dazu ließ man sich nicht von einer bloßen Gefühlsaufwallung bewegen.

»Gib die Hoffnung nicht auf, mein liebes Kind«, sagte er daher. »Eines Tages werde vielleicht ich für dich tun können, was Puerma dir versprach.«

13

Der Fluß der Dunkelheit

Bessas, Myron, Skhâ und Shimri saßen an der Kante einer steilen, braunen Böschung in der Nähe von Maroe. Unter ihnen floß der azurblaue Nil friedlich nach Norden, und über ihnen wehten Zirruswolken wie dünne weiße Schleier über das heiße Antlitz der hoch am Himmel stehenden Sonne.

»Männer«, hob Bessas an, »ich habe euch hier herausgeführt, damit wir frei sprechen können, ohne daß unsere arabischen Freunde uns zuhören. Ich habe mich in Meroê erkundigt, wie eine Reise von hier nach Süden vonstatten geht, und folgendes habe ich erfahren.

Wer am Fluß der Dunkelheit entlang stromaufwärts zieht, wird auf ein höchst eigentümliches Hindernis stoßen, nämlich auf die Unkenntnis des Wertes von Gold und Silber. Einem von Myrons Philosophen möchte dies wohl als idealer Zustand erscheinen, aber dem Reisenden macht es den Weg mühsam. Die Entfernungen sind zu groß, das Land zu unwegsam, als daß ein Wanderer all seinen Proviant mit sich führen könnte; womit aber soll er sich bei den Eingeborenen welchen kaufen? Übliche Tauschgüter, so höre ich, sind Hacken und Speerspitzen, Perlen und Salz, das man dort in Gestalt kleiner brauner Kegel kennt. Im Verhältnis zu ihrem Wert indessen sind solche Kleinigkeiten äußerst klobig und schwer.

Überdies werden nicht alle Arten von Naturalien überall

akzeptiert. So kann es geschehen, daß ein Stamm aus irgendwelchen abergläubigen Gründen wohl keine Speerspitzen annimmt; ein anderer wird sich nur mit roten Perlen zufriedengeben, nicht aber mit solchen von irgendeiner anderen Farbe. Daher muß der Reisende ein gewaltiges Bündel voller Tauschwaren mit sich schleppen, will er nicht in der Einsamkeit Hungers sterben.

Deshalb müssen wir uns, so scheint es, sehr viel mehr an toter Last aufbürden als bisher. Üblicherweise mietet man fünfzig oder hundert Kushiter als Träger und dazu zwanzig oder mehr Soldaten, die Träger zu beschützen. Und sie alle müssen ernährt werden.

Zayd nun gedenkt, zu seiner Oase zurückzukehren, sobald ich ihn morgen bezahlt habe. Unsere Berechnungen aber haben ergeben, daß eines seiner Kamele leicht das Sieben-, Acht-, gar Zehnfache dessen zu tragen vermag, was man einem menschlichen Träger aufbürden kann. Seine Tiere können folglich mehr tragen als hundert kushitische Träger, selbst wenn man das Gewicht ihrer Reiter berücksichtigt.

Überdies können Kamele nicht desertieren oder meutern oder Eingeborene überfallen und vergewaltigen und uns damit in unerwünschte Auseinandersetzungen verwickeln. Sie leben vom Laub der Dornenbäume; Kushiter hingegen müssen ernährt und geführt, vorwärtsgetrieben und überredet werden. Ihr mögt mich in ein Faß mit Jauche tauchen, aber mir scheint es doch reine Torheit zu sein, unbotmäßige, lüsterne, dumme Männer im Dutzend zu mieten, wenn diese friedfertigen Tiere die Arbeit für uns tun können!

Da unsere Pläne durch die Sache mit Takartas Schatz

zwangsläufig eine andere Gestalt haben annehmen müssen, gedenke ich, Zayd einen Handel vorzuschlagen: Er bringt uns zu den Quellen des Nil und erhält dafür die Hälfte dessen, was von dem Schatz übrig ist, wenn Puerma seinen Anteil bekommen hat – das heißt, ein Viertel vom Ganzen.«

Die Männer sahen einander an. »Wie groß wird der Schatz denn sein?« fragte Skhâ.

»Bei den tausend Sinnen des Azi Dahaka, woher soll denn ich das wissen? Die Sage behauptet, er sei auf dem Rücken eines Esels durch Meroê geschafft worden; also kann er kaum mehr als drei Talente Goldes betragen.«

Es erhob sich eine allgemeine Erörterung der Frage, wieviel drei Talente Goldes wohl wert sein mochten. Wilde Erregung bemächtigte sich der beiden jüngeren, als die mit einem Stock in den Staub geschriebenen Berechnungen ergaben, daß der Gegenwert in Silber sich auf ungefähr einhundertdreißigtausend Shekel belaufen würde.

»Ein königliches Vermögen!« rief Skhâ. »Beim Schamberg der Ashtarthe – willst du etwa sagen, du gedenkst die Hälfte davon an eine Horde flohzerstochener Sanddiebe zu verschenken? Die ganze Bande mitsamt ihren Tieren kostet uns doch weniger als fünf Shekel pro Tag!«

Bessas lächelte ingrimmig. »Wenn du ebenso sicher wie diese Männer über wasserlose Einöden reisen kannst, Skhâ, dann ist es immer noch früh genug, sie zu verachten. Und du vergißt mehrere Dinge. Zum einen bekommt Puerma die Hälfte des Ganzen, und die andere Hälfte bleibt zwischen Zayd und mir aufzuteilen. Zum anderen war die Summe, die ich nannte, lediglich die Obergrenze. Mag sein, daß dieser sagenumwobene

Schatz, wenn wir ihn erst gefunden haben, nur aus einer Handvoll geschwärzter Silbermünzen besteht oder daß es ihn überhaupt nur im Kopf irgendeines geschwätzigen Kerls gegeben hat.«

Myron sah seinen Freund mit neuer Hochachtung an. Seit seinem verhängnisvollen Spiel mit Puerma erschien Bessas gereift. Der große Bursche war jetzt weniger ein lärmender, rücksichtsloser Rabauke und mehr ein besonnener, verantwortungsbewußter Führer.

»Natürlich können wir ihnen alles mögliche versprechen«, meinte Skhâ. »Später können wir ihnen dann ja immer noch auskneifen –«

»Genug!« bellte Bessas. »Ich halte meine Versprechen, was immer andere auch tun mögen. Ich habe mir«, fuhr er fort, »nunmehr eine Meinung über Zayd gebildet, denn in den Wüsten von Aryana habe ich schon mit Männern seines Schlages zu tun gehabt. Ich bin sicher, wenn ich versuche, mit ihm zu feilschen und ihn zu bewegen, zum derzeitigen Lohn mit uns weiterzuziehen, wird er sich weigern. Er brennt immer mehr darauf, seinen Stamm wiederzusehen und die Zügel seiner Stammesgeschäfte erneut in die Hand zu nehmen. Aber wenn ich ihm Gelegenheit zu einem waghalsigen Unternehmen biete, an dessen Ende gewaltiger Reichtum winkt, dann, glaube ich, wird er mitkommen.«

Shimri kaute auf einem Grashalm. »Wie – wie steht es mit uns? Welchen Anteil vom Schatz werden wir bekommen?«

»Ich habe vor, das uns verbleibende Viertel in acht Teile zu teilen. Davon werde ich als Hauptmann drei bekommen, Myron als meine rechte Hand zwei, und ihr übrigen jeweils einen.

Zumindest teilen die Piraten im Hyrkanischen Meer ihre Beute in dieser Weise untereinander auf. Hat einer hier den Mut, mir zu widersprechen? Gut, dann haben wir es so entschieden.«

Am letzten Tag des Duuzu sammelte sich die Expedition für den Marsch nach Süden. Außer Bessas, seinen vier Männern und Phyllis bestand die Gesellschaft nun aus dem Shaykh und seiner Tochter mit einem Kamel und fünf weiteren Arabern vom Stamm der Banu Khalaf, die noch einmal neunzehn ihrer Tiere ritten beziehungsweise mit sich führten. Ein Araber war mit einem Kamel zur Hundert-Meilen-Oase zurückgeschickt worden, und ein neuer Mann war an seine Stelle getreten – Merquetek, der Führer. Merquetek war ein Dankala aus Karutjet, ein schlanker Mann mit schlauem Grinsen, das die Stammesnarben auf seinen harzbraunen Wangen hervortreten ließ.

»Wohlan«, verkündete Bessas und schritt vor der Reihe der wartenden Menschen und beladenen Tiere auf und ab, »von nun an haben wir keine Briefe von Fürsten und Politikern mehr, die uns den Weg ebnen könnten. Ich vermute, daß südlich von hier niemand mehr lesen kann. Zieh diesen Gurt dort straffer, Shimri.«

»Ich frage mich, ob wir recht daran taten, die Soldaten zurückzuweisen, die Puerma uns anbot«, sagte Myron nachdenklich. Um einen halben Pfennig pro Tag hätten wir sie uns sicher leisten können.«

»Nicht um Geld war's mir zu tun, sondern um die Zeit. Sie wären zu Fuß marschiert, und wir wären nur halb so schnell vorangekommen.«

»Aber wenn uns nun, sagen wir, zehntausend nackte Schwarze überfallen –«

»- sind wir mit vierzig Leuten nicht stärker als mit vierzehn. So aber ist es uns wenigstens möglich, ihnen auf unseren Reittieren zu entkommen.« Bessas schüttelte den massigen Kopf. »Nein, wenn es schnell gehen muß, ist mir eine kleine Truppe jederzeit lieber. Mit ungebildeten Eingeborenen habe ich auch an anderen Grenzen schon zu tun gehabt. Wenn du nicht wirklich eine Armee mitschleifst, besteht der beste Schutz immer noch darin, schnell und beweglich zu bleiben und dich um deine eigenen Angelegenheiten zu kümmen. Trödelst du herum, gibst du den Barbaren Zeit zum Denken, und womöglich denken sie dann entweder, daß du ihnen übelwillst oder daß sie dich gewinnbringend ausrauben können.«

»Wenigstens tut es mir nicht leid, dem sagenhaften Meroê nun den Rücken kehren zu dürfen. Als Hauptstadt ist es der ödeste und schmutzigste Ort, den ich je gesehen habe.«

Shaykh Zayd saß rittlings auf seinem knienden Kamel; er verstand den Sinn dessen, was Myron sagte. »Ihr Hellenen seid verwöhnt, was das Wohnen in euren Städten angeht«, erklärte er.

»Bei Ilâh und Hat, nur wir *badawin* wissen, wie man lebt, ohne derlei zu brauchen. Harre nur ein Jahr lang bei uns aus, und nie wieder wirst du zwischen Mauern schlafen wollen!« Und Bessas dichtete:

»Manch einer schläft am liebsten im Zelt,
manchen nur im Palast der Schlaf befällt,

doch Zelt oder Palast, mir ist es eins,
wenn ich schlafen will, tu ich's überall auf der Welt.«

Der Baktrier war bester Laune. Die zehn Tage, die sie damit zugebracht hatten, in Meroê auf Puermas Rückkehr zu warten, hatten ihn arg verdrossen, doch dann war er immer heiterer geworden.

Es war nur gut, dachte Myron, daß wenigstens einem von ihnen so zumute war. Täglich ein dutzendmal sagte er sich, daß er ein Tor gewesen sei, auf diesen Ausflug mitzukommen, und daß er allmählich anfangen sollte, sich Ausreden für seine Umkehr einfallen zu lassen, und täglich ein dutzendmal tadelte er sich wegen seiner Feigheit, seines Wankelmutes und der Mißachtung einer unvergleichlichen Gelegenheit, das Wissen der Menschheit zu erweitern.

»Wo im Lande der Dämonen steckt Skhâ?« wollte Bessas wissen. »Ich wette, der kleine Hurenbock vergnügt sich ein letztes Mal auf irgendeiner Matratze.«

»Da kommt er«, sagte Myron. »Aber – wer ist da bei ihm?« Skhâ kam zum Tor heraus und führte eine hochgewachsene, schlanke junge Frau mit dem Schurz der Kushiterinnen bei der Hand. »Da sind wir!« krähte er fröhlich. »Das ist Katimar, das Weib, von dem ich euch erzählt habe. Ein paar Araber und ich haben uns zusammengetan, um sie zu kaufen.«

»Und was«, knurrte Bessas, »gedenkst du nun mit ihr zu tun?« »Ich nehme sie natürlich mit, damit sie uns bedienen kann.« »Und wer hat gesagt, daß du unserer Schar noch eine Dienerin hinzufügen darfst? Und noch dazu eine, die zu Fuß

geht und uns damit langsam macht?«

»Das hat nichts zu bedeuten. Sie kann mit uns Schritt halten.« Myron musterte das Mädchen und sah, daß sie sechs Fuß groß und von schöner Gestalt war. Sie grinste liebenswürdig und zeigte dabei einen großen Mund voller blitzender weißer Zähne. »Bring sie zurück«, befahl Bessas.

»Aber Hauptmann, wir haben gutes Silber –«

»Bring sie zurück, habe ich gesagt! Wenn ihr voriger Besitzer euch den vollen Kaufpreis nicht erstatten will, so habt ihr eben Pech gehabt.«

»Das werde ich nicht tun! Wir werden nicht in diese Wildnis gehen, ohne ein Weib bei uns zu haben, das uns Trost spendet! Myron hat seine Makedonierin, und du hast das arabische Weibsbild –«

»Du übler kleiner –« fauchte Bessas und wollte sich, die Hand am Schwert und Mordlust in den Augen, auf Skhâ stürzen.

»Freunde!« rief Myron und sprang dazwischen. »Laßt uns so kurz vor dem Aufbruch nicht streiten. Ich denke, wir können zu einer vernünftigen Einigung finden.«

»Nun?« Bessas hielt nur mit Mühe an sich.

»Laß das Mädchen bis Soba mitkommen, um zu sehen, wie es geht. Wenn sich herausstellt, daß sie uns tatsächlich hinderlich ist, kann sie dort immer noch veräußert werden.«

Bessas funkelte Skhâ wütend an; dieser hatte sich hinter den Esel geduckt, den sie für Phyllis erstanden hatten. »Also gut. Aber die endgültige Entscheidung werde ich treffen, und niemand, der weiß, was gut für ihn ist, wird mir dann widersprechen.«

Die Straße nach Soba führte südwärts durch eine weite, flache Ebene, deren rosaroter Sandboden mit dürrem, goldgelbem Gras bedeckt war. Hohe, graugrüne Bäume wuchsen in dieser pastellfarbenen Ebene, gewappnet mit Millionen von langen, geraden Dornen, die so weiß wie Schlangenzähne und ebenso spitz waren.

Hier und da erhoben sich einzelne Felsen, manchmal bis zu hundert Fuß hoch. Sie waren zu seltsamen Formen verwittert und sahen oft aus wie die Ruinen von Burgen, die Riesen erbaut hatten. Andere glichen unvollendeten Statuen, von denen Steinblöcke in Form von Würfeln, Kugeln und Kegeln abgeschlagen worden waren.

Diesen Teil der Reise verbrachten die Mädchen großenteils zusammen, wenngleich Salîmat und Katimar keine gemeinsame Sprache hatten. Phyllis und Salîmat konnten sich in schlechtem Aramäisch verständigen, und Phyllis und Katimar unterhielten sich schlecht und recht auf Kushitisch.

Obwohl zwischen den dreien große Unterschiede in bezug auf Rasse und Herkunft bestanden, verband sie der Umstand, daß sie die einzigen Frauen unter lauter Männern waren, eng miteinander. Alle drei waren beschäftigt – Salîmat mit der Versorgung der Kamele und ihrer Reiter, Katimar mit dem Kochen und Phyllis mit dem Flicken von Kleidern. Es hatte sich gezeigt, daß das schwarze Mädchen eine bessere Köchin als die Makedonierin war, denn deren kulinarische Methoden erschöpften sich darin, daß sie alles in Öl briet.

Myron war höchst zufrieden mit Phyllis; sie machte ihm das Leben sehr viel bequemer. Eine Zeitlang glaubte er sogar, sich

in sie zu verlieben. Die Vorstellung jedoch versetzte ihn in Schrecken, denn diesen Geisteszustand hielt er für ungesund und gefahrvoll und auch für seinem Alter nicht mehr angemesssen.

Andererseits war er ebenso froh, wenn er gelegentlich von Phyllis' Gesellschaft für eine Weile verschont blieb. Sie redete unermüdlich und schwatzte ihm die Ohren voll mit belanglosen Geschichten über ihr ganz und gar gewöhnliches Leben in Aineia, zudem brüstete sie sich unablässig mit ihrer korinthischen Abkunft. Der sanft plätschernde Redefluß versiegte auch dann nicht, wenn es Myron nach Stille verlangte, um darin tiefe Gedanken zu denken.

In den ersten zwei Tagen nach der Abreise von Meroê hielt Katimar Schritt mit der übrigen Gesellschaft. Ihre weit ausgreifenden Schritte entsprachen dem Gang der Lasttiere, und wenn diese einmal trabten, so trabte sie neben ihnen her. Ihr Schurz erwies sich dabei als hinderlich, und so stopfte sie ihn ins Gepäck und lief nackt weiter.

Am dritten Tag aber hatte sie sich einen Fuß wundgelaufen. Eine Stunde wurde mit wortreichen Auseinandersetzungen über die Frage verschwendet, auf welchem Tier sie nun reiten solle und wie die Lasten verteilt werden konnten, um Platz für sie zu schaffen. Schließlich setzte man sie hinter Salîmat auf deren Kamel. Sie kreischte vor Entsetzen, als das Tier sich mit schaukelnden Bewegungen erhob und voller Angst klammerte sie sich an die Tochter des Shaykhs.

Am Nachmittag des vierten Tages gelangten sie an den Zusammenfluß zweier großer Ströme, mit Namen Astapous und Astasobas, aus denen der Nil entsteht. Eine große, von Palmen

umsäumte Sandinsel lag inmitten der Flußgabel.

Vögel schwärmten zu Millionen auf, deren Geschrei in den Ohren gellte. Tausende von Enten und Gänsen flogen über dem Fluß dahin. Kraniche, Reiher, Ibisse, Störche und Schuhschnäbel wateten im seichten Wasser. Pelikane tauchten nach Fischen. Schlangenhalsvögel hockten auf den Bäumen und trockneten ihre halbgeöffneten Flügel. Falken, Adler und Adlerfalken kreisten hoch am Himmel.

Gewaltige Krokodile lagen am Ufer, den Rachen weit aufgesperrt, damit kleine Vögel ihnen die Zähne säubern konnten. Dichtes Gestrüpp aus dornigen Akazien und Mimosen überwucherte die Böschungen. Vom bedeckten Himmel rieselte leichter Regen – der erste, den Myron seit der Abreise aus Persepolis sah – auf die staubige Ebene herab.

Merqetek führte die Gesellschaft am Astapous entlang sechs Meilen weit flußaufwärts nach Soba, einem von Lehmmauern umgebenen Dorf. Hier, erklärte er, gebe es eine Fähre über den Astapous; mit ihr könne man aufsein Südufer gelangen und die Reise entlang des Astasobas fortsetzen.

Sie schlugen außerhalb von Soba ihr Lager auf, und Bessas rief seine Leute zusammen. »Ich habe euch gewarnt, Freunde, und es ist gekommen, wie ich es vorhergesagt habe. Das schwarze Weib kann nicht Schritt halten mit uns. Da es aber auf Geschwindigkeit ankommt, kann sie uns nicht weiter begleiten.«

»Was sollen wir denn dann mit ihr anfangen?« heulte Skhâ.

Bessas zuckte die Achseln. »Sie ist euer Eigentum. Verkauft sie, verschenkt sie, laßt sie laufen – mir ist es gleich. Aber morgen reisen wir ohne sie weiter.«

»Du könntest doch noch ein Tier kaufen, wie du auch für Phyllis einen Esel gekauft hast.«

»Mag sein, aber ich werde es nicht tun. Ich will meine Truppe nicht weiter mit unnötigen Leuten belasten, und das ist mein letztes Wort.« Er stolzierte davon, und Myron ging neben ihm her. »Die Pest über diese Angewohnheit, ständig Weiber auf eine Expedition mitzunehmen!« knurrte er diesem zu. »Läßt du eine mitkommen, wird irgend jemand mit Sicherheit sofort einen Vorwand finden, noch eine anzuschleppen, bis wir eine ganze Horde von ihnen zusammen haben.«

»Was hätte ich denn sonst mit Phyllis tun sollen?«

»Ich mache dir ja keinen Vorwurf; aber du siehst doch, wie diese Dinge sich auswachsen! Wäre keine Frau da, würden die Kerle ihre waagerechten Vergnügungen vielleicht aufgeben, zumindest außerhalb der Städte; aber wenn die Anführer erst die Gesellschaft von Weibern genießen, wird der Rest an nichts anderes mehr denken – vor allem ein Ziegenbock wie dieser Skhâ, der einen Beruf aus etwas macht, das doch eigentlich nur ein gesunder Zeitvertreib sein sollte.«

Sie spazierten am Astapous entlang und redeten über mancherlei, bis die untergehende Sonne und das Rumpeln in ihren Bäuchen sie mahnte, zum Lager zurückzukehren. Sie hatten es fast erreicht, als lautes Schreien sie stehenbleiben ließ. Salîmat und Phyllis erschienen und kamen ihnen entgegengerannt.

»K-kommt rasch!« keuchten sie atemlos. »Sie töten Katimar!«

Bessas und Myron fingen an zu laufen und erreichten kurz

darauf den Lagerplatz. Drei Araber hielten die kreischende, um sich schlagende Katimar nieder, so daß sie mit dem Hals über einem Holzklotz lag. Daneben stand Skhâ mit gezücktem Schwert und schickte sich an, der jungen Frau den Kopf abzuschlagen. Als er Bessas' ansichtig wurde, trat er zurück.

»Was geht hier vor?« donnerte der Baktrier.

»Wir töten das Weib, weiter nichts«, antwortete Skhâ.

»Warum?«

»Weil niemand in Soba sie kaufen will. Aber bevor wir sie ohne Bezahlung an irgendeinen anderen Mann verlieren, der sich dann mit ihr vergnügt, haben wir beschlossen, sie zu töten. Sie gehört schließlich uns.«

»Ihr mutterfressenden Schlangensöhne!« brüllte Bessas, und der Kader glotzte verblüfft. »Ihr mistfressenden Besudler heiliger Orte! Augenblicklich laßt ihr sie aufstehen!« Bessas bedachte einen der Araber mit einem Fußtritt in die Rippen, und alle rappelten sich hastig auf. Katimar warf sich Bessas zu Füßen und küßte ihm die Stiefelspitzen.

»Du hast gesagt, wir könnten mit ihr tun, was wir wollten!« schrie Skhâ hitzig.

»Den Mund hältst du, du verfluchtes kleines Schwein! O Shaykh, weshalb hast du diesem Treiben nicht ein Ende gemacht?«

»Aber Herr, sie ist doch nur ein Weib, eine Sklavin und schwarz noch dazu! Was gilt mir das Schicksal einer so verächtlichen Kreatur?«

»Und du, Kothar?«

»Ich habe protestiert, Herr, aber man hat nicht auf mich

gehört.«

»Ein feines Mörderpack!« schnaubte Bessas. »Kothar, frage sie, ob sie, wenn wir sie jetzt freilassen, den Weg nach Hause findet.«

Katimar trocknete sich die Tränen ab und erstrahlte: »Sie sagt, sie findet ihn leicht, wenn sie ein bißchen zu essen mitnehmen darf.«

Bessas gab Katimar nicht nur zu essen, sondern auch ein gutes Messer und eine Handvoll Kupfermünzen. Als Myron sie aus den Augen verlor, hinkte sie den Astapous flußaufwärts zum Land der Megabarri, das viele Meilen weit im Osten lag. Skhâ aber schmollte noch tagelang und wollte weder mit Bessas noch mit Myron sprechen, sofern es nicht gerade die Pflicht verlangte.

Die Fähre in Soba war ein wackliges kleines Boot aus Ahornholzplanken, die mit Palmfaserschnüren zusammengebunden waren; es faßte, einschließlich des Bootsmannes, drei Menschen. Einen halben Tag kostete es, die Reisenden und das Gepäck überzusetzen und die Tragtiere am Zaumzeug durch das Wasser zu ziehen.

Südlich von Soba wurde die Vegetation dichter. Ein Wald von turmhohen Gummibäumen säumte die Ufer des Astasobas. Wurstbaum, Seifenbaum und Tamarinde erschienen. In den Untiefen des Flusses wuchs Papyrus büschelweise, und seine Wedel ragten federgleich acht, ja zehn Kubit hoch über die Flut.

Dieser Wald verbarg den Fluß vor den Blicken der Reisenden, wenn sie sich nicht durch das Gestrüpp einen Weg

freihackten und stampften, um zum Wasser zu gelangen. Ihre Ankunft störte Krokodile und Herden von Flußpferden auf, die im Wasser schwammen und nur mit Augen, Ohren und Nüstern herausschauten. Die grünen Pflanzen waren zwar eine willkommene Abwechslung, nachdem sie so viele Meilen durch die Wüste zurückgelegt hatten, aber die Insekten wurden lästig.

Außerhalb der Waldstreifen längs des Flusses erstreckte sich grasbewachsene Steppe. Nur selten ragten flache Hügel in dieser Ebene auf, die von gedrungenen, abgeflachten, dornigen Akazien und tiefroten Termitenhügeln übersät war. Auf der anderen Seite des Flusses hoben sich Sanddünen vom Horizont ab. In der Ferne erschienen Antilopen, wilde Esel und Giraffen. Nachts brüllten Löwen; Leoparden fauchten, Buschböcke kläfften, Schilfböcke pfiffen, und Hyänen ließen ihre Rufe ertönen.

Einmal kam ein großes Rhinozeros schwerfällig hinter einem Dickicht hervor; es wackelte mit den Ohren, gab ein vulkanisches Schnauben von sich und tat ein paar drohende Schritte auf die Reisenden zu. Die Pferde wieherten, die Esel schrien und die Kamele brüllten. Bessas zog seinen Bogen hervor, aber Merqetek kam herangeritten und rief etwas, erst auf Kushitisch, dann auf Ägyptisch. Kothar übersetzte.

»Er sagt, du sollst nicht schießen; es wird die Bestie nur erzürnen ! Wir alle, sagt er, sollen brüllen und schreien.«

Die Reisenden johlten und kreischten, derweil Merqetek ein Paar Holzstäbe hervorholte und sie mit wackerem Geklapper aneinanderschlug. Das Rhinozeros schnaubte, wandte sich ab und trabte über die Ebene davon, und seine Madenhacker flatterten in einer kleinen Wolke hinter ihm drein.

Die Tage zogen vorüber, träge wie der Fluß. Die eintönige Ebene erstreckte sich meilenweit und öde bis zum flachen Horizont. Als sie weiter nach Süden vordrangen, wurde das Gras der Steppe länger und die dornigen Bäume und Büsche wurden höher.

Myron fühlte sich in seinen Gefühlen für Phyllis ein wenig ernüchtert. Da er ihres sanft plätschernden, aber niemals endenden Geredes über das Leben in Aineia und ihre vornehmen Ahnen müde wurde, versuchte er, sie mit Vorträgen über die Welt und über die Theorien, die Priester und Philosophen über sie entwickelt hatten, weiterzubilden. Aber er gab es wieder auf, als er feststellte, daß solches Reden sie ebensosehr langweilte wie ihn ihr Geplapper von daheim und ihrem Stammbaum.

So verbrachte Phyllis immer mehr Zeit mit Salîmat. Bessas gesellte sich oft zu ihnen, wenn sie rasteten oder aßen; er stürzte sie mit seinen Neckereien in stürmische Kicheranfälle und entzückte sie mit Geschichten aus seiner abenteuerlichen Vergangenheit.

»Setz' dich doch zu uns, alter Mann«, sagte Bessas eines Tages heiter zu Myron. »Ich erzählte den Mädchen eben, wie ich damals mit meinem Halbbruder Moccus durch Hind reiste. Dieses Land ist mit Göttern so gut ausgestattet, daß man leichter einem Gott als einem Menschen begegnet, und Mithra weiß, es gibt viele Menschendort.

Als wir das mächtige Pataliputra hinter uns gelassen hatten, schlugen wir uns nach Supara durch, welches an der westlichen Küste gelegen ist. Unterwegs taten wir uns mit einem anderen Wanderer zusammen; sein Name war Shunga, und er stammte

aus den persischen Provinzen von Hind. Ihr Götter, was für ein Schurke! Er färbte sich den Schnurrbart blau und gebärdete sich mit frommer Würde, aber einem kleinen Hündchen stahl er eine Schale Haferbrei.

Wenn euch jemand erzählen will, die Straßen in Indien seien mit Perlen gepflastert, so schiebt ihm diese Lüge ins Maul zurück. Es laufen auch keine fertig gebratenen Schweine umher. Gewiß, die Könige und Priester sind reich, aber das ist auch in anderen Ländern so, und das gemeine Volk hat ebensoviel wie anderswo zu tun, wenn es nicht Hunger leiden will.

Für den Reisenden ist es nicht leicht, sich in Hind auf ehrliche Weise seinen Lebensunterhalt zu erwerben, denn alle beruflichen Tätigkeiten werden durch die Herkunft bestimmt. Jeder Mann muß das Handwerk seines Vaters ergreifen, gemäß der Klasse, in die er geboren ist, und für den Fremdling bleibt nichts zu tun. Und niemals werden sie daran etwas ändern. Sagt ein Inder: ›Dies ist gegen unsere Sitten‹, so ist die Angelegenheit damit erledigt.

So kam es, daß wir kurz vor dem Verschmachten waren, als wir nach Supara gelangten, denn Gold und Silber waren uns ausgegangen, und es war uns nicht gelungen, neues zu beschaffen. Wir waren schon genötigt, auf dem Marktplatz Melonen zu stibitzen, als Shunga uns von einem großen Höhlentempel in der Nähe von Supara berichtete. Dieser Tempel sei, so sagte er, voll von Gold und Edelsteinen, und man brauche bloß zuzugreifen.

Nun bin ich nicht außergewöhnlich fromm, aber ich lege mich doch nicht gern mit Göttern an, zumal mit fremden Göttern, auf deren Erbarmen ich keinen Anspruch habe. Aber

Shunga beschwatzte uns. Er war schlimmer als ihr Griechen, wenn es darum ging, ausgefallene Gründe dafür zu finden, zu tun, was man möchte, aber nicht darf.

Dieser Tempel war in eine Bergflanke gehauen. Hinter einem steinernen Tor lag ein kurzer Gang, der sich bald zu einer Reihe von Räumen erweiterte; zuerst kam die Halle der Opfer, dann die Halle des Tanzes, dann die Halle der Versammlungen und als letztes der Schrein, eine kleine Kammer mit der Statue des Gottes Vishnu.

Shunga hatte einen Plan, wie man in den Schrein gelangen konnte: Man müsse sich mit dem diensthabenden Wächter am Tor anfreunden, ihn mit Reiswein abfüllen, den man zuvor mit einem Absud aus Mohnsamen versetzt hatte, und ihn auf diese Weise einschläfern. Shunga versicherte uns, daß an diesem Abend keine Zeremonie abgehalten werden würde, und so brauchten wir nur zu warten, bis die Priester schliefen, ein paar Edelsteine von fürstlichem Wert von der Statue abzubrechen und wieder hinauszuschlüpfen.

Es erwies sich als kinderleicht hineinzugelangen. Mein Herz pochte wie ein Schmiedehammer, als ich Shunga durch die Hallen in den Schrein folgte, wo die große, vierarmige Statue des Gottes stand; ein Tuch aus goldenem Stoff war über ihren Schultern drapiert. Shunga zündete eine kleine Lampe an, stellte sie in eine Ecke und bedeckte sie mit einem Kegel aus eingeölter Schafshaut, so daß sie gerade genug Licht verströmte, um zu verhindern, daß wir über unsere eigenen Füße stolperten.

Wir umkreisten die Statue und versuchten zu entscheiden, welche der prachtvollen Rubine und Smaragde und Saphire und Opale und Sardonyxe und Topase und anderen Karfunkelsteine

wir als erste herausbrechen sollten, als Moccus leise aufschrie und wisperte: ›O ihr Götter, was ist das?‹

›Das ist bloß die heilige Python‹, sagte Shunga. ›Kümmert euch nicht um sie; wahrscheinlich ist sie betäubt. Hebt mich jetzt hoch, damit ich an die Juwelen am Gürtel der Statue heranreichen kann.‹

Wir hatten damit angefangen, als Lichtschein und Lärm aus den äußeren Kammern uns davor warnte, daß etwas im Gange war. Nun saßen wir in der Falle, genau wie Myron und ich in diesem verfluchten Ägyptergrab.

Shunga löschte sein Licht, und wir duckten uns hinter die Statue. Gleich darauf erstrahlte die Halle der Audienzen im Fackelschein so hell, daß man hätte lesen können. Wir spähten um die Beine des Gottes herum und sahen eine prächtige Prozession auf uns zukommen. ›Mögen die Götter sich unser erbarmen !‹ wisperte Shunga. › Dieser fette Kerl mit den bunten Federn am Turban ist der König von Supara! Er ist gekommen, um dem Gott irgendeine Frage zu stellend

Die Soldaten stellten sich in Reihen an den Seitenwänden der Audienzhalle auf, und der König und seine Minister standen in einer glitzernden Traube in der Mitte. Die Priester ließen Gongs erdröhnen, sie bliesen auf Muscheln und tanzten und sangen. Es war ein hübsches Spektakel, wenngleich ich es unter anderen Umständen sicher mehr genossen hätte.

›Was werden sie tun?‹ fragte ich. ›Ein Gebet sprechen und verschwinden?‹

›So viel Glück haben wir nicht‹, meinte Shunga. ›Siehst du? Dort rechts schmelzen sie Butter über der Lampe. Der

Hohepriester wird die Schüssel mit der geschmolzenen Butter hereinbringen und die Statue damit salben. Dann wird er den Gott um Anleitung bitten und dem König sagen, was der Gott ihm, wie er glaubt, in den Sinn kommen läßt.‹

›Dann sollten wir lieber rasch etwas unternehmen‹ drängte ich.

›Ja, aber was?‹ antwortete Shunga. ›Ich habe ja schon gebetet, aber angesichts des Frevels, den zu begehen wir im Begriff standen, denke ich nicht, daß die Götter sich herbeilassen werden, uns zu helfen.‹ Dann ging sein Blick zwischen der Statue und mir hin und her. ›In meiner nächsten Inkarnation will ich eine Spinne sein, wenn du dem Vishnu nicht gleichst wie ein Ei dem anderen! Schau !‹

Ich wagte nicht, um die Statue herumzuspähen, weil die Menge in der Audienzhalle mich sonst entdeckt hätte, aber ich sah doch, was er meinte. Abgesehen von der Tatsache, daß der Gott zweimal so viele Arme hatte wie ich, waren wir einander nicht unähnlich. ›Diese Ähnlichkeit werden wir uns zunutze machen‹, sagte Shunga. ›Kennst du die Legende, in der davon berichtet wird, wie das Meer der Milch gebuttert wurde?‹

›Nein‹, antwortete ich. Und während Shunga mich, so gut es ging, dem Gott ähnlich herrichtete, erzählte er uns, wie die Götter einst gemeinsam das Meer der Milch gebuttert hatten, wobei sie den Berg Mandara als Butterstößel und die kosmische Schlange Vasuki als Butterseil benutzt hatten. Dabei hatten sie den Nektar der Unsterblichkeit und andere Köstlichkeiten zubereitet.

Dabei nun entkleidete Shunga mich bis zu den Hüften. Aus seiner Tasche zog er die blaue Farbe, die er für seinen Bart

verwendete, und damit rieb er mir Gesicht und Arme ein, bis ich überall blau war. Dann nahm er den Kegel aus Schafshaut zur Hand, mit dem er das Lämpchen bedeckt hatte, drückte die Spitze ein und setzte ihn mir als Krone auf den Kopf. Um den Hals hängte er mir seine eigene Kette aus Glasperlen, den einzigen Schmuck, den wir noch besaßen. Schließlich schlang er mir die goldene Stola des Gottes um den Leib und wies mich an, mir die Stiefel auszuziehen. Sodann änderte er auch seine eigene sowie Moccus' Bekleidung.

Seinen Anweisungen folgend, hoben wir die heilige Schlange aus ihrem Käfig. Als der Priester mit seiner Butterschüssel in den Schrein kam, traten wir in den Fackelschein und begannen unseren Tanz, mit dem wir den Mythos vom Meer der Milch und wie es gebuttert wurde, darstellten.

Shunga und Moccus hielten jeweils ein Ende der Schlange umfaßt und bewegten das Tier wie eine Säge hin und her, als arbeiteten sie an einem dieser indischen Butterfässer, wo der Stößel vermittels eines um den Schaft gedrehten Seiles gedreht wird. Zwischen den beiden vollführte ich einen indischen Tanz; dabei schwenkte ich mein Schwert in der einen Hand, die Lampe in der anderen. Ich war ein behender Tänzer in jenen Tagen, und da ich oft bei indischen Tänzen zugeschaut hatte, war meine Nachahmung gar nicht übel.

Als wir erschienen, erstarrte alles im Audienzsaal. Wir hatten gerade ein Dutzend Schritte gemacht, als der Hohepriester zu schreien anfing. ›Großer Gott Vishnu!‹ rief er und warf sich aufs Gesicht. König und Minister und Soldaten, und wer sonst noch zugegen war, taten desgleichen; ich war mit meinen Tanzschritten zu sehr beschäftigt, als daß ich mein Publikum

hätte zählen können.

Was die Inder von meiner Gottheit überzeugte, war, so glaube ich, meine Körpergröße. Die Menschen von Supara sind sehr klein. Aber Shunga, der aus dem Fünf-Strom-Land stammte, und mein Halbbruder maßen beide an die sechs Fuß, und ich überragte sie noch.

Wir tanzten immer weiter, ohne einen hastigen Schritt – durch die Audienzhalle, durch die äußeren Hallen und hinaus in die Nacht. Hier und da tanzten wir an einem Priester oder an einem Laien vorbei, der flach ausgestreckt auf dem Boden lag und mit Inbrunst betete.

Draußen vor dem Tor lag der Reitelefant des Königs, bekleidet und angemalt wie König Xerxes am Neujahrstag. Rings um ihn her lagen auch die Mahouts und die Roßknechte, die die Pferde zu halten hatten, sowie der Rest des königlichen Gefolges flach aufdem Bauch.

Shunga blickte von dem Elefanten zu mir und winkte mir mit dem Kopf. Ich kletterte in die Howdah, gefolgt von Moccus, und Shunga erklomm den Nacken des Tieres. Er trat den Elefanten unter das Ohr, und dieser stand auf und stapfte in die Nacht hinein. Aber wir waren kaum anderthalb Meilen weit gekommen, als Shunga das Tier anhalten ließ.

›Von hier ab gehen wir wieder zu Fuß‹, erklärte er. ›Kann sein, daß dem König und dem Priester Zweifel über den göttlichen Besuch kommen, so daß sie anfangen, nach uns zu jagen, und auffälliger könnten wir kaum sein.‹

Und so ließen wir den Elefanten stehen, wo er Äste von den Bäumen reißen und sich das Laub ins Maul stopfen konnte. Das

goldene Tuch und die heilige Python ließen wir in der Howdah zurück, und zu Fuß machten wir uns auf den Weg zurück nach Supara. ›Gebt acht, daß ihr nicht auf eine Schlange tretet‹, warnte Shunga, ›denn so sind schon viele gestorbene Dies war ein tröstlicher Rat für einen barfüßigen Mann, der in pechschwarzer Nacht über eine staubige Straße wanderte.

An einem Bach machten wir halt, um mir die blaue Farbe abzuwaschen, und dann kletterten wir über die Stadtmauer und erreichten unentdeckt unser Quartier. So froh wir auch waren, daß wir unsere Haut gerettet hatten, so sehr verdroß es uns doch, daß wir nicht einen einzigen Edelstein aus dem Tempel mitgebracht hatten. Schlimmer noch, Moccus und ich hatten Jacken und Stiefel eingebüßt.

Am nächsten Tag schwirrte der Markt von dem angeblichen Wunder. Während wir uns noch umschauten, ob nicht irgendwo eine Melone zu stehlen sei, kam der Hohepriester unter dem Jubel aller höchstselbst vorübergeschlendert und strahlte wie ein Tiger, der einen Steuereinnehmer gefressen hatte.

Shunga drängte sich durch die Menge, faltete die Hände und verneigte sich; dann sprach er den Priester an. Ich verstand nicht, was er sagte, denn er benutzte einen alten Dialekt, der Sanskrit heißt. Jedenfalls traten die beiden beiseite und besprachen sich mit gedämpften Stimmen. Ich sah, wie der Priester in meine Richtung schaute und Shunga etwas in die Hand drückte.

Als wir wieder in der Herberge waren, zog Shunga einen Beutel mit Goldklumpen und Ringen sowie viereckigen Silbermünzen hervor, genug für uns alle, um damit nach Hause zurückzugelangen und noch etwas übrigzubehalten. Wir fragten

ihn, wie er das zuwegegebracht habe. Er schmunzelte. ›Ich habe dem heiligen Vater erzählt, ich hätte eine frevelhafte Sünde zu beichten. Er lieh mir sein Ohr, und ich berichtete ihm die Geschichte unseres Raubzuges. Er war entsetzt über diesen Frevel und sprach davon, uns ergreifen und von Elefanten zu Tode trampeln zu lassen. Da erinnerte ich ihn daran, daß der Tempel an der Erscheinung des Gottes recht gut verdient habe und daß es ihm in Zukunft zweifellos noch besser ergehen werde. Wenn unser kleiner Betrug aber ans Licht käme, wäre es aus damit.

Er sah sogleich, daß ich recht hatte, und versicherte mir, daß die Götter, da ja nun einmal nichts gestohlen worden sei, ihre Belange schon selbst würden wahren können. In meinem Fall würden sie wahrscheinlich nicht mehr tun, als mich für die nächsten tausend Inkarnationen in die Kaste der Unberührbaren zu degradieren.

Zweifellos, sagte ich, einstweilen aber wäre es sicher gut, mich und meine Gefährten unverzüglich aus Supara zu entfernen, auf daß der Glaube der Massen an die wahre Religion nicht erschüttert werde. Sonst würde man uns vielleicht erkennen, oder meine trunksüchtigen Kameraden würden sich beim Weine ihrer Taten brüsten. Wir seien zwar durchaus bereit, stillschweigend in unsere Heimat zurückzukehren, aber in unserer gegenwärtigen Notlage sei uns diese Möglichkeit verschlossen. Nun, dieser Priester weiß einen Tiger von einem Fliegenpilz zu unterscheiden, und das ist das Ergebnis.‹«

Bei ihrer elften Rast nach der Abreise von Soba stießen sie auf einen Nebenarm des Astasobas mit sandigem Grund. Sie

untersuchten das Gewässer sorgfältig und stocherten mit ihren Speeren darin umher, bis sie sicher waren, daß keine Krokodile darin lauerten. Dann badeten sie.

Als die Sonne untergegangen war, hielten Bessas und Myron am Rand des Wassers Wache, während die beiden jungen Frauen sich wuschen. Mit einem Blick auf die beiden geschmeidigen Frauenleiber, die dort im fahlen Licht des Mondes am anderen Ende des Tümpels planschten, sagte Bessas: »Ich frage mich –Myron!«

»Hm? Was? Ich bitte um Vergebung, o Bessas. Ich war in Gedanken mit den fremden Sternen beschäftigt, die wir hier sehen, und habe mich gefragt, welche Bedeutung sie für die Ergründung der Erdengestalt haben mögen.«

»Haben die Götter dir immer noch keine Antwort auf diese Frage gewährt?«

»Nein, verflucht. Manchmal glaube ich die Lösung beinahe mit Händen greifen zu können, doch dann wieder entzieht sie sich meinem Zugriff. Wie steht's mit deinem Werben?«

»Mit meinem Werben?«

»Jeder Trottel kann sehen, daß du in Salîmat bint-Zayd verliebt bist.«

Bessas tat einen mächtigen Seufzer. »So offenkundig ist es also? Ich hielt es für ein Geheimnis zwischen mir und meiner Seele.«

»Ist der volle Mond dort drüben verborgen dem beiläufigen Blick?«

»Weh mir! Seit Tagen schon versuche ich, all meinen Mut zusammenzunehmen und mit dem Shaykh über die

Möglichkeiten einer Verbindung zu sprechen. Aber der Gedanke daran läßt mich, der ich durch Ströme von Blut gewatet bin, erzittern wie ein Sklavenmädchen vor der Peitsche. Willst du es nicht tun für mich, alter Freund? Willst du mir nicht als Fürsprecher dienen?«

»Gewiß«, sagte Myron.

Die Mädchen beendeten ihr Bad, und alle kehrten zum Lagerplatz zurück. Myron hockte sich mit den anderen auf den Boden und aß. Shimri, der ihm jenseits des Feuers gegenübersaß, blickte plötzlich auf, und die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Der Judäer hatte den Mund zu voll, als daß er hätte sprechen können; er streckte die Hand aus und gurgelte. Myron fuhr herum und sprang hastig auf die Beine.

Eine dunkle Gestalt von unglaublicher Höhe ragte über seinem Kopf empor. Die Augen, deren Weißes im Feuerschein zu sehen war, lagen wohl zweimal so hoch wie die eines Menschen. Myron mußte sich ein wenig zurückbeugen, um das obere Ende dieses Wesens zu erkennen. Rechts und links von der Masse spreizte sich ein Paar Objekte, die zunächst aussahen wie Fledermausflügel, nur waren sie hundertmal größer als die Flügel einer richtigen Fledermaus.

Als Myrons Augen sich nach dem Feuerschein an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er, daß der Masse noch etwas entsprang. Es sah aus wie eine gewaltige blinde Schlange, die sich aufrichtete und hierhin und dorthin schwankte, als sei sie auf der Suche nach einem Opfer. Die ganze Masse schien auf den Stämmen zweier dicker grauer Bäume zu ruhen, die noch nicht dagewesen waren, als Myron sich zum Essen gesetzt hatte.

Die Frauen kreischten; ein Araber brüllte: »Fil!« Jemand

nahm ein brennendes Scheit aus dem Feuer und warf damit. Es wirbelte durch die Luft, so daß sein glühendes Ende eine verschlungene Bahn von rötlichem Licht ins Dunkel der Nacht brannte.

Unter der tastenden Schlange öffnete sich ein mächtiges rotes Maul. Ein schriller Schrei, ein Mittelding zwischen Kreischen und Brüllen, drang speichelbesudelt aus der Höhle des Schlundes wie der Ruf einer bronzenen Fanfare. Als das Ungeheuer sich abwendete, blitzte das Mondlicht auf einem Paar langer weißer Stoßzähne.

Dann war der Elefant krachend im Gebüsch verschwunden. Myron hielt nach seinem Führer Ausschau. Bessas war mit einem Satz bei seinem Partherbogen gewesen und stand jetzt da, einen Pfeil an der Sehne.

»Mithra sei gepriesen, wenigstens hat er uns nicht plattgestampft!« sagte der Baktrier. »Er war größer als alle Elefanten, die ich in Hind gesehen habe.«

»H-habt ihr seine Hörner gesehen?« schrie Shimri.

»Das waren keine Hörner«, berichtigte Myron den jungen Mann tadelnd, »das waren Stoßzähne.«

Bessas schnaubte. »Der Tag wird kommen, da wird unser geliebter Myron von einem dieser großen afrikanischen Ungeheuer zertrampelt werden. Und wenn dann jemand um Hilfe ruft und schreit: ›Ein Hippopotamus tötet Myron!‹, dann wird er aufblicken, und seine letzten Worte werden sein: ›Du irrst, mein Lieber. Dies ist kein Hippopotamus, sondern ein Rhinozerus.‹« Erbost blickte er auf dem Lagerplatz umher. »Wo bei den sieben Höllen Babyloniens steckt dieser Skhâ? Er sollte

doch Wache stehen.«

Sie fanden den Karier schlafend an einen Baum gelehnt. Obgleich er heulend behauptete, die Krokodile würden ihn verschlingen, warfen sie ihn in den Astasobas.

Am nächsten Tag nahm Myron den Shaykh beiseite und unterbreitete ihm Bessas' Antrag. Zayd zupfte nachdenklich an seinem Bart.

»Es ist schmeichelhaft für die Banu Khalaf, daß ein so großer Herr und Held sich um eine ihrer Töchter bewirbt«, sagte er. »Gleichwohl muß ich dir sagen, daß es nicht sein kann.«

»Sie ist doch gewiß alt genug«, wandte Myron ein.

»Schon, doch darum geht es nicht. Sie hätte schon vor Jahren mit irgendeinem guten Mann aus dem Stamm vermählt werden sollen, aber sie hat überspannte Vorstellungen von dem Gatten, den sie sich wünscht. Ich fürchte, sie wäre nicht einmal zufrieden, wenn sie die Frau des Xerxes werden könnte; und da ich im Umgang mit ihr nicht so streng bin, wie es ein arabischer Vater für gewöhnlich ist, habe ich sie nicht gezwungen. Überdies hat sie gedroht, jeden Mann, dem ich sie gegen ihren Willen vermähle, im Schlaf zu erstechen.«

»Bessas scheint sie aber gern zu haben.«

»Schon, Meister Myron, doch auch darum geht es nicht.«

»Worum geht es dann?« fragte Myron mit einem Hauch von Ungeduld, denn der alte Araber zeigte eine Neigung zur Weitschweifigkeit.

»Ich bitte inständig um Vergebung, aber wir sind höchst empfindsam, was die Reinheit unseres Blutes angeht. Der hohe Herr Bessas ist kein Araber und schon gar kein Khalafi.

Deshalb, ich bitte dich, sag ihm meinen Dank und noch einmal meinen Dank, aber ein Weib soll er sich anderswo suchen, nicht in den Zelten der Banu Khalaf.« Der Alte seufzte. »Manchmal wünschte ich mir, er wäre ein Khalafi. Ich werde nicht ewig leben. Lebende Söhne habe ich nicht, und mein Bruder Naamil ist zwar beliebt im Klan, aber er ist allzu nachsichtig und faul. Obendrein hat auch er nur Töchter. Auch sonst besitzt kein Mann im Klan die Kraft und die Weisheit, die nötig sind, uns in dieser schlechten Welt vor Unheil zu bewahren.«

»Deine Tochter scheint mir ein besserer Mann als die meisten Männer zu sein.«

»Ah, wie wahr. Aber Steinen werden Blätter entsprießen, ehe die *badawin* sich von einem Weibe regieren lassen. Und deshalb wäre ich glücklich, wollte irgendein Magier den Hauptmann Bessas in einen echten Araber verwandeln – mit Stammbaum.«

Als Myron zu Bessas ging, um ihm zu berichten, stürzte die Neuigkeit diesen in düsterste Niedergeschlagenheit. »Was helfen mir meine edelsten Heldentaten, habe ich kein süßes Weib, sie mit ihm zu teilen?« Der Baktrier wischte sich eine Träne ab.

»Wenn dich so heftig nach einem Weib verlangt«, sagte Myron, »dann könntest du Phyllis haben. Sie brennt geradezu verzweifelt darauf, einen Gemahl zu finden, und wenn sie dich anstarrt, sagt ihr Blick: ›Ihr Götter, ist er nicht wundervoll?‹ – genau wie der deine, wenn du ihn auf Salîmat richtest.«

»Phyllis ist ein braves Mädchen, und ich habe sie gern. Als zweite Frau würde sie mir gut gefallen – daß heißt, falls du sie nicht doch behalten willst. Aber als erste will ich Salîmat bint-Zayd und sonst keine. Ich brenne nach ihr wie die Esse eines

Eisengießers.« Er seufzte. »Nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß die minderen Völker, was die Reinheit ihres Blutes angeht, den gleichen Geboten unterliegen wie wir Arier.«

»Man lernt, solange man lebt. Ich hoffe, du wirst deine Leidenschaft im Zaum halten. Denn streckte ein Mann lüstern die Hand nach Salîmat aus, würden Zayd und seine Burschen sich durch ihre Ehre genötigt sehen, ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen. Zu schweigen davon, daß sie selber mit dem Dolch so schnell ist wie eine Schlange.«

»Fürchte nichts. In meinen jungen Jahren als Soldat an der Grenze habe ich wohl die eine oder andere Vergewaltigung begangen, wenn wir eine Stadt erobert hatten. Aber als ich sah, welchen Kummer ich damit bereitete, habe ich mir geschworen, nie wieder eine Frau gegen ihren Willen zu nehmen. Das bleibt natürlich unter uns, denn manch einer könnte solche Entsagung wohl für unmännlich halten.« Bessas brachte ein schwaches Lächeln zustande. »Zayd denkt also, ich würde einen guten Shaykh abgeben, eh? Wäre da nur nicht die Kleinigkeit, daß ich kein Araber bin. Da könnte man wohl schlechter abschneiden. Zu Zeiten bin ich es müde, ohne Ende durch die Welt zu flattern wie eine Fledermaus in einem Bankettsaal, ohne Heim und ungebunden.«

Am fünfundzwanzigsten Tag des Abu erreichte die müde Karawane eine Stelle am Ostufer des Flusses, die Tenupsis, der Hauptstadt der im Süden hausenden Nubier, gegenüberlag. Ein großes Dorf mit Hütten aus Flechtwerk und Schilfdächern kam jenseits des Flußlaufes langsam in Sicht. Ein niedriger Pfahlzaun umgab es, und rechts und links vom Tor grinsten

zwei Totenschädel auf hohen Stangen.

Myron betrachtete Bessas' Gesellschaft; sie waren jetzt fast einen Monat lang unterwegs, und er fand, daß sie müde und erschöpft aussahen. Ihre Kleider waren von der Sonne gebleicht und fleckig vom Regen, der heftiger und häufiger wurde, je weiter sie nach Süden kamen. Er selbst, das merkte er, würde sich wie in den elysischen Gefilden fühlen, könnte er sich nur hinlegen und zwei Wochen lang gar nichts tun. Und wenn er diesem Müßiggang in einer guten Bibliothek frönen und tagaus, tagein stundenlang lesen könnte, dann wäre es geradezu wie auf dem Olympos.

Der Marsch hatte Menschen wie Tieren arg zugesetzt. Ein Kamel und noch ein Pferd waren eingegangen. Ein Araber war an einem hartnäckigen Husten erkrankt. Dicke Stechfliegen umsummten bedrohlich die Karawane.

Ein grinsender, nackter Nubier kam die Uferböschung heraufgeklettert und sprach in gebrochenem Kushitisch mit Merqetek, der das, was er hörte, für Kothar übersetzte, der es wiederum für Bessas übersetzte. »Er sagt, er bringt uns über den Fluß, für eine Perlenschnur je Fahrgast.«

Bessas spähte hinüber zu einer fernen Ansammlung kegelförmiger Hütten am diesseitigen Ufer; eine riesige Rinderherde weidete dort. »Myron, du fährst mit Merqetek hinüber und kaufst Lebensmittel, damit wir nicht verhungern. Ich muß derweilen überlegen, wie wir hier ein befestigtes Lager aufschlagen können. Oder benötigst du auch Kothar, um dich verständlich zu machen?«

»Nein«, sagte Myron. »Ich kann inzwischen genug Ägyptisch und Kushitisch, um mich mit Merqetek zu verständigen. Findest

du es nicht merkwürdig, daß die Amtssprache in Ägypten das Syrische ist, in Kush das Ägyptische, und daß hier, wo die Götter wissen mögen, in welchen Zungen geredet wird, die Handelssprache Kushitisch ist?«

»Beschaffe du mir einen ordentlichen Lebensmittelvorrat, und eines Tages werde ich mit dir über Sprachtheorien plaudern, soviel du willst. Aber jetzt geh.«

Myron raffte einen Sack mit Tauschwaren auf und rutschte die Uferböschung hinunter. Als er das Boot erblickte, wollte er schier verzagen. Es bestand aus zwei zusammengeschnürten Bündeln Schilf. Jedes Bündel entsprach in Größe und Form etwa dem Stoßzahn eines Elefanten.

Der Bootsmann schob das Fahrzeug mit den spitzen Enden der Bündel voran ins Wasser, setzte sich rittlings auf den Bug und ließ die Beine baumeln. Myron und Merqetek bedeutete er, sie sollten sich hinter ihn setzen und ebenfalls die Beine ins Wasser hängen lassen.

Myron deutete nach unten. *»Seka?* Fürchtest du dich nicht vor Krokodilen?«

Merqetek hörte sich an, was der Bootsmann darauf antwortete, und lachte. »Er sagt, wenn das Krokodil uns holen will, wird es uns holen, und wir können nichts dagegen tun.«

Myron kletterte an seinen Platz. Der Bootsmann beugte sich vor und trieb das Boot durch heftiges Paddeln mit den Händen voran.

Rings um den Landungssteg am anderen Ufer planschte und schwamm eine Horde junger Nubier. Sie schwammen jedoch nicht wie alle anderen Völker, die Myron kennengelernt hatte,

indem sie beide Arme vorstreckten und sie dann gleichzeitig seitlich ausgreifend am Körper abwärtsführten, derweil sie wie ein Frosch strampelten – nein, diese Knaben hoben abwechselnd den einen und den anderen Arm, streckten ihn aus dem Wasser nach vorn, tauchten ihn dann ein und zogen ihn durchs Wasser nach hinten. Zwar sahen diese Schwimmzüge anstrengend aus, aber sie ließen die Kinder mit erstaunlicher Geschwindigkeit durch das Wasser schießen. Myron beschloß, diese Art des Schwimmens einmal selbst zu versuchen, denn in diesen krokodilverseuchten Wassern könnte solche Geschwindigkeit sich wohl als lebensrettend erweisen.

Zwei Stunden später kehrte Myron mit seinen Einkäufen zurück. Zwei Überfahrten waren nötig, um alles über den Fluß zu schaffen. Sein gewohnter Gleichmut hatte gelitten, denn er war unverhofft in einen Regenschauer geraten. Er stellte Bessas ein gefesseltes Ferkel, das sich grunzend sträubte, vor die Füße und legte einen runden, dunkelbraunen Gegenstand daneben.

»Dies«, sagte er, »ist alles, was ich in Tenupsis zu kaufen gefunden habe. Ich habe mit dem nubischen König gesprochen, und er meinte, ich solle am Markttag in fünf Tagen noch einmal wiederkommen, um größere Auswahl zu haben.«

»Das Schwein erkenne ich; aber was ist das?« Bessas berührte den braunen Klumpen mit der Stiefelspitze.

»Käse.«

»Käse von solcher Farbe habe ich aber noch nie gesehen.«

»Er ist in Kuhmist verpackt, damit er sich hält. Er wird auch mit Kuhurin zubereitet.«

»Bhah!« sagte Bessas. »Bei Mithras Keule, davon sollten wir

den anderen nichts sagen, denn sonst ist allen der Appetit verdorben. Und was ist in den Säcken, die Merqetek da holt?«

»Der eine enthält getrocknete Heuschrecken. In dem anderen ist eine Art Hirse. Man ißt sie als Grütze. Ich habe davon gekostet. Es schmeckt scheußlich, aber anderes Getreide wächst in dieser Gegend nicht. Noch etwas: Der König hat darauf gedrängt, daß du einen Zaun um das Lager ziehst.« Er deutete auf das Hüttendorf in der Ferne. »Die Anderer, die auf dieser Seite des Flusses leben, werden uns sonst unaufhörlich belästigen. Oha! Da kommen sie schon.«

Bessas ließ seine Pfeife schrillen. »Zu den Waffen!« brüllte er und wickelte schon seinen Bogenkasten aus, den er eingepackt hatte, um ihn vor der Nässe zu schützen.

Etwa zwanzig Anderer kamen von dem fernen Dorf her auf sie zu, gefolgt von einigen Frauen. Jeder von ihnen trug einen Schild aus Rindsfell und eine Keule oder einen Holzspeer mit einer Spitze aus Antilopenhorn. Wie die meisten Völker am Ufer des Astasobas waren auch sie völlig nackt; nur die älteren Frauen trugen als Schmuck eine einzelne Perlenkette um die Hüften. Das Stammeszeichen der Männer bestand aus mehreren parallelen Narben, die sich quer über die Stirn zogen.

Als die Anderer näher kamen, sah Myron, daß sie von ungeheurer Länge waren, wie einige der Gefangenen in General Puermas Armeeparade. Jeder von ihnen überragte Myron turmhoch, und die meisten waren mindestens so groß wie Bessas. Sie waren muskulös und doch schlank für ihre Größe. Allen fehlten die beiden mittleren unteren Schneidezähne, und die meisten hatten sich am ganzen Körper mit der Asche aus verbranntem Kuhmist eingerieben. Davon abgesehen, mußte

Myron zugeben, daß sie ein prachtvoll anzusehendes Volk waren.

Die hochgewachsenen Schwarzen marschierten geradewegs mitten auf den Lagerplatz, ohne sich um die Waffen zu kümmern, die von allen Seiten auf sie gerichtet waren. Der größte von ihnen trat vor; Schild und Speer schleifte er nachlässig hinter sich her. Er sagte etwas in einer rauhen, abgehackt klingenden Sprache, und Merqetek übersetzte.

»Er sagt, ihr sollt ihm etwas schenken.«

»Bei allen Dämonen! Wer ist er denn?« fragte Bessas.

»Sein Name ist Gwek.«

»Ist er der Häuptling?«

Der Anderer lachte verächtlich. »Er sagt, die Anderer haben keinen Häuptling. Ein richtiger Mann, sagt er, kann selbst auf sich achtgeben und gehorcht niemandem. Wann wirst du ihm sein Geschenk geben?«

»Bei den Warzen auf Ahrimans Nase, weshalb sollte ich ihm etwas schenken? Was wird er mir denn dafür geben?«

»Er sagt, die Anderer handeln nicht. Sie nehmen sich, was sie haben wollen.«

»Wohlan, wenn er glaubt, er kann sich von mir etwas nehmen –he, Shimri, *gib acht!*«

Der Judäer stürzte sich auf einen Berg von Gepäck, in dem ein zweiter Anderer herumzuwühlen angefangen hatte, während die Aufmerksamkeit der Gruppe abgelenkt gewesen war. Der Schwarze sprang zurück, ein Bündel Perlenketten in der Hand, und flüchtete lachend.

»Komm zurück, Shimri!« rief Bessas, denn der Judäer hatte

sein Schwert gezogen und war dem über die Ebene fliehenden Dieb nachgesetzt. »Skhâ! Labid! Amr! Schiebt das Gepäck zu einem Haufen zusammen, setzt euch drauf und tötet den nächsten Kerl, der wagt, etwas anzurühren!«

Gwek wiederholte seine Forderung nach einem Geschenk immer lauter. Die übrigen Anderer stimmten brüllend ein, streckten gierig die Hände aus und rückten immer näher. Das Kreischen der Weiber gellte durch den Tumult.

»Wenn sie kämpfen wollen, werden wir ihnen eine Tracht Prügel verabreichen!« donnerte Bessas. »Sag ihnen, sie sollen zurückweichen, sonst fangen wir an!«

Statt zu gehorchen, umzingelten die Anderer die Reisenden, griffen gierig nach deren Habseligkeiten und brüllten und lachten ausgelassener als zuvor. Bessas schob seine Pfeife zwischen die Lippen und spannte einen Pfeil in seinen Bogen.

Und dann kam Kothar, eine Lampe in der Hand, nach vorn marschiert und spie eine lodernde Flamme aus. Unter wildem Geschrei taumelten die Anderer zurück. Der Lärm erstarb. Bessas befahl seinen Männern, sich zum Kampf bereitzumachen.

Aber die Anderer trotteten zu ihrem Dorf zurück und brüllten nur über die Schulter hinweg. Merqetek übersetzte, was sie schrien. »Es wird dir noch leid tun, daß du so unfreundlich zu ihnen warst, sagen sie.«

»Der Nubierhäuptling hat recht«, erklärte Bessas. »Wenn es Nacht wird, will ich, daß der Lagerplatz mit einer sieben Fuß hohen Palisade umgeben ist. Es stehen genug junge Bäume am Flußufer. Also sputet euch!«

Eine Stunde später, müde vom Einschlagen der Pfähle in den regennassen Boden, sagte Shimri: »W-warum greifen wir diese Wilden nicht einfach heute abend an und erteilen ihnen eine Lektion?«

»Aus demselben Grund, aus dem eine kluge Maus den Löwen nicht in die Nase beißt«, erwiderte Myron. »Tausende von Barbaren hausen hier im Umkreis von wenigen Meilen, überall in der Ebene verstreut. Siehst du das Dorf dort in der Ferne? Und jenes dort drüben? Merqetek sagt, sie haben keine Regierung und leben in Zwietracht, und jedes Dorf überfällt und bekämpft das nächste. Aber laß nur einen Fremden kommen und eines von ihnen angreifen, und sogleich werden sie sich sammeln wie ein Schwärm Hornissen und den Eindringling vertreiben.«

In der Nacht entfachten sie, wie Merqetek es sie gelehrt hatte, im Innern ihrer Umzäunung mehrere Feuer und warfen Gras darauf, damit sie qualmten. Diese stinkenden Feuer verhinderten, daß die Myriaden Moskitos Mensch und Tier in den Wahnsinn trieben, aber der dichte blaue Rauch war kaum weniger quälend. Die ganze Nacht hindurch mischte sich das Husten der Gesellschaft in das Summen von Insekten und das Brüllen, Heulen, Knurren, Schnauben und Trompeten der Tiere, die in der astasobischen Ebene umherzogen.

Am nächsten Morgen war das Lager von einem fünf Fuß hohen, zwischen den Pfählen mit Weidengeflecht verstärkten Zaun umgeben. Bessas beauftragte seine Leute, die Zaunpfähle zu scharfen Spitzen zurechtzuschnitzen. Einem ernsthaften Angriff würde diese Palisade nicht widerstehen können, aber sie bot doch Schutz vor Pfeilschüssen und ermöglichte es, den

Besucherstrom zu regulieren.

Und Besucher waren bald da. Delegationen kamen aus zahllosen Dörfern, bis Hunderte von ebenholzschwarzen Riesen die Einfriedung umschwärmten und brüllend ihrer Forderung nach Geschenken Ausdruck verliehen. Ihr Geschrei erfüllte die Luft, und ihr stechender Geruch wehte durch das Lager.

Wenn einer eingelassen wurde, beleidigte und beschimpfte er die Reisenden als Geizhälse, stürzte sich auf irgendeinen Gegenstand, der nicht niet- und nagelfest war, und rannte zum Tor.

Einer von ihnen entkam mit dem Kaffiyya eines Arabers, bevor man lernte, einen Besucher beim ersten Anzeichen für einen Diebstahl zu ergreifen und festzuhalten. Nachdem ein paar Anderer aus dem Lager gepeitscht worden waren, hörten die Diebstahlsversuche auf.

Aber die unblutige Belagerung ging weiter. Tags darauf, als Bessas finster über seinen Zaun spähte, sagte er zu Myron: »Bei den Dämonen von Mazana, diese Kerle lassen unseren Leuten keine Ruhe! Ich wollte sie hier rasten lassen, damit sie Kräfte für den nächsten Abschnitt des Marsches sammeln können, aber jetzt sehen sie müder aus als vorher. Schau dir diesen Sohn einer Kröte nur an! Seit Stunden schon hält er das Maul nicht mehr.«

Er deutete auf einen muskulösen Anderer, der zwanzig Schritte weit entfernt stand und Forderungen brüllte. Da kam Salîmat heran.

»Guter Hauptmann Bessas, wenn du diesen mächtigen Bettler entlassen wolltest – ich glaube, ich habe Verwendung für ihn.«

Der Mann hieß Nyakong und kam aus einem der weiter

entfernt liegenden Dörfer. Nachdem Salîmat mit Merqeteks Hilfe eine Stunde lang mit ihm gesprochen hatte, entfernte er sich stirnrunzelnd und brummend.

»Was hast du dieser Laus gesagt?« wollte Bessas wissen.

Salîmat lächelte rätselhaft. »Wir haben über die führenden Männer in den Dörfern der Anderer gesprochen – welche von ihnen uns freundlich behandelten und welche schlecht.«

Noch am selben Tag tauchte Gwek wieder auf und erhob ein zorniges Geschrei. Auf Salimats Bitte hin ließ man ihn ein, und kurz daraufzog auch er wieder mit finsterer Miene und grollend ab.

Am darauffolgenden Tag konnte man vom Lager aus kleine Gruppen von Anderem sehen; sie hasteten über die Savanne hin und her. Kämpfe brachen unter ihnen aus. Rauch erhob sich aus brennenden Dörfern. Man sah, wie winzige Männer in der Ferne andere Männer verfolgten und erschlugen. Aber das Lager ließen die Anderer in Frieden. Bessas begab sich zu Salîmat.

»Bei Atars Flammen, mein Kind, dein Zauber ist so stark wie der Kothars! Sag mir, wie du das gemacht hast.«

»Es war leicht. Zuerst sagte ich Nyakong, wir könnten ihm keine Geschenke geben, weil Geschenke nur für die Tapferen seien; Gwek aber habe uns erzählt, Nyakong sei der schlimmste Feigling eines Dorfes, in dem die größten Memmen unter allen Anderem lebten.

Dann kam Gwek und wollte wissen, was wir Nyakong gesagt hätten, das ihn veranlaßt habe, Gwek mit Schmähreden zu belegen. Ich erzählte ihm die gleiche Geschichte, nur mit umgekehrten Rollen. Und nun ist zwischen den Dörfern eine

neuerliche Fehde ausgebrochen; zur Hälfte stehen sie auf Gweks Seite, zur Hälfte auf Nyakongs. Ich bin sicher, wenn sie ihren Verstand wiedergefunden haben, sind wir längst nicht mehr hier.«

Bessas sah die Tochter des Shaykhs scharf an. »Meine liebe Salimat«, sagte er, »du gehörst nicht in die saubere, einfache Wüste, sondern an den Hof der Achämeniden, wo die Fäden der Intrige so dicht gewoben sind wie Spinnennetze in einem Gespensterhaus!«

14

Die Ebene der Pest

König Akol, der die Nubier des Südens aus der Schilfdachhütte seines Palastes zu Tenupsis regierte, erwies sich als freundlich, wenngleich besessen von einem unmäßigen Appetit auf Geschenke. Er verkaufte den Reisenden Lebensmittel, vermietete ihnen Frauen und gab ihnen gute Ratschläge.

Weiter nach Süden würden sie dem Fluß nicht folgen können, sagte er, denn dort erstrecke sich ein Sumpf viele Meilen weit in alle Himmelsrichtungen. Die Regenzeit sei nunmehr auf ihrem Höhepunkt, und so trete der Fluß über seine Ufer, überflute die Ebene und mache sie unpassierbar. Mit einem Boot stromaufwärts zu fahren sei gleichfalls unmöglich, denn der Flußlauf verliere sich in zahlreiche Arme, die oftmals von treibenden Schilfmassen verstopft seien. Zudem würde man die Hilfe der wilden und feindseligen Syrbotier brauchen, die in den Sümpfen hausten.

Daher müsse man sich in weitem Bogen von Astasobas entfernen, das Sumpfland umgehen und weiter südlich zum Fluß zurückkehren. Irgendwo in den dunstigen Fernen des unerforschten Südlandes, so habe er, Akol, gehört, liege Boron, die Hauptstadt der Alabi.

Und so flickten Bessas und seine Gefährten wieder einmal ihre Gewänder, schärften ihre Klingen, prüften das Zaumzeug, versorgten sich mit Vorräten und machten sich bereit zum

Abmarsch.

Als die Kamele und Maultiere beladen wurden, kam Shaykh Zayd zu Bessas und zupfte ihn am Ärmel. »Die Schwarzen kommen!«

»Verdammt!« Bessas lief zur Umzäunung und spähte hinaus. Einige hundert Schritt weit entfernt waberte eine unregelmäßige dunkle Masse auf der grasbewachsenen Ebene näher und näher heran. Bessas blies in seine Pfeife. »Zu den Waffen!«

Bis die Anderer auf Bogenschußweite herangekommen waren, hatte man die beladenen Kamele wieder entladen. Jeder Mann hatte einen Speer ergriffen und ein Pferd, ein Kamel oder ein Maultier bestiegen. Als die gespenstisch aussehenden Anderer näher kamen, erhoben sie ein wildes Geschrei; voller Kampfeslust brüllten sie alle durcheinander.

»Was brüllen sie da?« fragte Bessas.

»Sie sagen, wir dürfen nicht abziehen«, übersetzte Merqetek. »Sie werden uns töten und uns all unsere hübschen Dinge wegnehmen: unsere Waffen, unseren Schmuck, unsere Weiber. Der Regenmacher hat ihnen einen Zauber gegeben, der sie vor unseren Waffen beschützt.«

»Folgt mir in Kolonne!« befahl Bessas. Er gab seinem Pferd die Sporen und trabte zum Tor. Als das letzte Kamel die Umzäunung hinter sich gelassen hatte, rief er: »Links schwenkt –marsch!«

Die Unterschiede in Sprachen und Reittieren sowie die mangelhafte Übung hatten zur Folge, daß dieses Manöver einigermaßen ungeordnet vonstatten ging. Bessas zügelte sein

Pferd und überschüttete seine durcheinanderwimmelnde Truppe mit lautstarken Flüchen und Befehlen. Endlich hatten sie sich zu einer Art von gerader Linie formiert.

»Aber sie sind gewaltig in der Überzahl!« heulte ein Araber. »Was vermögen zwölf Mann gegen Hunderte?«

»Bei Mithra, das werdet ihr Hurensöhne schon sehen!« rief Bessas. »Sie mögen zahlreich sein, aber einen berittenen Angriff haben sie noch nicht gesehen. Vorwärts. Schritt!… Trab!… Attacke ! Und Verethraghna stehe uns bei!«

Mit schmerzhaft pochendem Herzen ging Myron mit den übrigen zum Angriff über, die Spitze seines Speeres auf den nächstbesten Gegner gerichtet. Die Anderer zerstreuten sich weithin über die Ebene. Sie rannten auf die Umzäunung zu, schüttelten ihre plumpen Waffen und stießen Kriegsgeschrei aus.

Als die Handvoll Berittener über sie herfiel, schleuderten viele von ihnen ihre Speere. Aber die Homspitzen dieser Waffen hatten keine große Durchschlagskraft. So gingen die meisten Speere entweder fehl oder prallten harmlos an den Lederwämsen ab.

Als die Reittiere des Feindes ihren Schatten über sie warfen, stoben die Anderer großenteils auseinander und ergriffen die Flucht. Von den wenigen, die auf die Reiter einstachen oder schlugen, wurden die meisten aufgespießt oder niedergeritten. Bessas' Pferd Vayu griff mit rollenden Augen und gefletschten Zähnen jeden Gegner an, der vor ihm Aufstellung nehmen wollte; dabei schnaubte und keilte es wie ein vierbeiniger Dämon.

Myrons Pferd stieß einen Anderer zu Boden. Mit einem Stoßgebet zu Ares legte Myron seinen Speer ein und richtete ihn auf die mit Asche beschmierte Brust eines weiteren schwarzen Riesen, der ihm mit erhobener Keule entgegenstürzte. Die Keule streifte mit dumpfem Schlag die Schulter des Pferdes, so daß es scheute und seinen Reiter beinahe abgeworfen hätte. Aber Myrons Speerspitze fand ihr Ziel. Als der Anderer fiel, riß er den Speer mit sich, und die Waffe wurde Myron aus der Hand gewunden. Myron ergriff seine bronzebeschlagene Keule und hielt Ausschau nach einem weiteren Gegner.

Die Anderer rannten jetzt in alle Himmelsrichtungen auseinander, und in ihrer Hast brachten sie sich gegenseitig zu Fall. Hier und da schrie ein Mann, wenn eine Speerspitze sich in seinen Rücken bohrte. Noch ehe Myron einen neuen Feind hatte finden können, war er durch die Scharen der Gegner hindurchgesprengt. Er zügelte sein Pferd.

Zwischen ihm und dem Lagerplatz wimmelte es noch immer von Schwarzen, die aber jetzt durch den Angriff in zwei einzelne Gruppen aufgespalten waren. Einige von ihnen hatten die Flucht ergriffen, andere sprangen auf und nieder und brüllten herausfordernd, manche riefen anderen Ratschläge zu, und gelegentlich standen auch einige Krieger wie versteinert herum, als fragten sie sich, was nun zu tun sei. Anscheinend gab es keine Spur von Organisation unter ihnen.

»Formiert euch zur Linie!« schrie Bessas.

Er führte sie zu einem neuen Angriff. Noch schneller als beim erstenmal rannten die Anderer auseinander. An den äußeren Rändern des Menschenhaufens lösten sich die ersten ab und liefen über die Ebene davon.

»Noch einmal angreifen! Formiert euch!«

Myron brachte sein Pferd neben Bessas, dessen Speer noch eine Armeslänge unterhalb der Spitze vom Blute troff. »Sie laufen davon. Weshalb noch mehr von ihnen töten?«

»Wir müssen sie aus dem Feld schlagen, sonst rotten sie sich wieder zusammen. Vorwärts…«

Myron ritt mit. Einen schwarzen Kopf, der neben seinem rechten Knie auftauchte, zerschmetterte er mit einem Keulenhieb.

Schließlich waren keine Anderer mehr in Reichweite. Die Eingeborenen strömten in alle Richtungen davon; mit ihren langen Beinen liefen sie fast so schnell wie ein galoppierendes Pferd über die Steppe. Etwa zwanzig lagen auf dem Feld verstreut, halb verborgen im Gras.

»Aufstellung!« rief Bessas.

Er musterte seine Männer. Menschen wie Tiere hatten geringfügige Verletzungen durch die Hornspitzen der Speere davongetragen. Der Baktrier verteilte schroffe Anweisungen zum Verbinden jeder Wunde sowie Lob und Tadel für das, was einzelne während der Schlacht getan oder gelassen hatten. Dann sah er Kothars sauberen Speer und fing an zu brüllen.

»Verflucht sollst du sein, du hasenfüßige Memme! Ich habe wohl gesehen, wie du dein Pferd zügeltest, um nicht zustechen zu müssen! Auspeitschen sollte ich dich!«

»Ganz wie mein Herr es wünscht«, versetzte Kothar achselzuckend. »Ich habe nie behauptet, ein Kriegsmann zu sein.«

»É!« schrie Myron und streckte den Arm aus.

Eine Schar von Anderem kam aus dem Lagertor. Vier von ihnen schleiften die Frauen an den Armen hinter sich her, und drei weitere waren mit Beute beladen.

Myron gab seinem Pferd die Sporen und sprengte auf die Plünderer zu. Hufgetrappel und Waffenklirren verrieten ihm, daß die anderen ihm folgten.

Als Myron näher kam, drehten die Schwarzen sich um. Einige versuchten, mit ihrer Beute davonzurennen. Als sie aber merkten, wie schnell ihre Feinde aufholten, warfen sie alles von sich, um schneller laufen zu können.

Einer der beiden, die Phyllis hinter sich herzerrten, ließ ihren Arm fahren, während der andere sie von hinten packte und festhielt. Der Mann, der sie losgelassen hatte, holte mit seiner Keule aus, um dem Mädchen den Schädel einzuschlagen.

Myron würde die drei unmöglich rechtzeitig erreichen können, und einen Wurfspieß hatte er nicht zur Hand. Mit der Keule zu werfen, würde nichts nützen, da er ebensogut Phyllis würde treffen können. Sein Bogenkasten hing hinter ihm am Sattel, aber er hatte nie gelernt, vom Rücken eines Pferdes aus zu schießen, und zum Absteigen blieb keine Zeit.

Just als die Keule niederfahren wollte, taumelte der Anderer, und ein gefiederter Schaft sproß aus seiner Seite. Während der Mann die Keule verlor und stürzte, ließ der andere Phyllis los und lief davon.

Einen Augenblick später war alles vorüber. Sieben weitere lange, aschgraue Leichen lagen in der Savanne.

Bessas, dessen Pfeil Phyllis gerettet hatte, ritt zu ihr hin und sprang aus dem Sattel. Das Mädchen stürzte ihm entgegen und

fiel ihm um den Hals. Bessas wirkte verlegen.

»Schon gut, schon gut«, sagte er. »Danke lieber dem alten Myron, denn er hat gesehen, was dir drohte, und den Angriff geführt. Ihr anderen, zurück ins Lager mit euch, und aufgeladen! In einer Stunde müssen wir von hier verschwunden sein.«

Ein Weilchen blieb er noch stehen und betrachtete die Toten. »Ich würde es eher eine Hinrichtung nennen«, sagte Myron. »Nicht eine Schlacht.«

»Ja. Niemals würde ich für das Abschlachten nackter und fast unbewaffneter Männer eine Beförderung erwarten. In gewisser Hinsicht ist es schade. Mit modernen Waffen und mehr Disziplin, denke ich, würden die Anderer ausgezeichnete Söldner abgeben. Könnte ich nur…« Er brach ab. »Myron, wo ist dein Speer? Nun, so geh zurück und hole ihn schon! Bei Rustams Gebeinen, muß ich mich denn darum kümmern, daß du deinen Kopf nicht verlierst? Und dann laßt uns aufbrechen, meine Helden!«

Der nächste Monat war der schrecklichste, den Myron je erlebt hatte. Ein paar Meilen weit südlich von Tenupsis verließen sie den Fluß und wandten sich nach Südosten, um den riesigen Sumpf zu umgehen, vor dem Akol sie gewarnt hatte. Dies erwies sich indessen als nicht so einfach, denn das ganze Land war überflutet und der Sumpf streckte seine Fangarme und Fühler viele Meilen tief ins Land. Meile um Meile planschten sie durch stehendes Flachwasser. Der ebene Wasserspiegel, aus dem langes, braunes, abgestorbenes Gras ragte, reichte bis an den Horizont. Nur selten erhob sich ein niedriger, platter Felsengrat oder Hügel über den Morast, bedeckt von Bäumen und Termitenhügeln. Aber auch diese Anhöhen waren nicht

trocken, denn aus bleigrauem Himmel ergoß sich ein unaufhörlicher Regen über das Land.

Von Zeit zu Zeit mußten sie einem Stück Sumpfland ausweichen. Es kostete sie meilenweite Umwege, zwischen Schlammlöchern umherzutappen, wo sie Sumpfböcke mit grotesk langen, spitzen Hufen aufscheuchten. Merqetek behauptete zwar, dieses Land schon einmal durchquert zu haben, aber so hatte er es noch nicht kennengelernt. Als Führer war er daher nutzlos, wenngleich er als Dolmetscher immer noch gute Dienste würde leisten können.

»Bei den Klauen des Totendämons«, sagte Bessas, »diese Gegend erinnert mich an die Sümpfe am oberen Oxus, in der Nähe von Zariaspa. Sie taugt für Sumpfdämonen und Giftschlangen, sonst zu gar nichts.«

Auf den Anhöhen fanden sie oftmals Dörfer, deren nackte, keulenschwingende Bewohner sie finster anstarrten. Manchmal mußten sie zurückweichen, um einem Angriff zu entgehen, denn zu einem Kampf waren sie jetzt außerstande.

Sie wußten nie, wie man sie empfangen würde. Manchmal zeigten die Dorfbewohner unversöhnliche Feindseligkeit. Manchmal waren sie argwöhnisch, aber bereit, zu leben und leben zu lassen. Manchmal waren sie freundlich. Aber im voraus wußte man das nie.

Weil Sonne und Sterne die meiste Zeit über nicht zu sehen waren, merkten die Reisenden oft gar nicht, daß sie in die falsche Richtung zogen. Und wenn der Regen dann einmal aufhörte, erhoben sich Schwärme von Stechfliegen. Ein gestreifter Teufel mit einem apfelsinengelben Körper und schwarz-weißen Flügeln trug einen Stachel so lang wie die

Hälfte seines Leibes, der wie eine Lanze vorstand. Ein Mann, der von ihm überfallen wurde, sprang umher und schrie, als habe ihn eine glühende Nadel gestochen.

Proviant und Wasser bereiteten noch keine Probleme, denn hin und wieder schoß Bessas ein Tier – einen Tiang, eine hängeohrige Schafantilope oder einen stämmigen Wasserbock. Für solche Jagden borgte er sich einen Bogen von jemand anderem, denn seinen kostbaren parthischen Kriegsbogen wollte er nicht der Nässe aussetzen und dabei Gefahr laufen, daß sich die Verleimung auflöste.

Aber Feuchtigkeit und Insektenangriffe begannen sich bald auszuwirken. Ein Kamel verendete, dann ein Pferd, dann noch ein Kamel. Der Araber, der am Husten erkrankt war, wurde so schwach, daß er sich kaum noch auf einem Kamel halten konnte und eines Nachts starb auch er. Sie betrauerten ihn, denn von allen Arabern der Truppe war er der freundlichste gewesen.

Skhâ war die Reiselust genommen, und er weinte vor Sehnsucht nach seiner fernen Heimat. Shimri schaute mit wutblitzenden Augen um sich, schnitt Grimassen und murmelte oft vor sich hin.

Statt nachzulassen, wie Akol es versprochen hatte, wurde der Regen heftiger. Er ließ ihre Waffen rosten, mochten sie sie noch so fleißig ölen und putzen. Er drang in ihre Lebensmittel ein und verdarb sie. Er erreichte das Salz, das sie für den Tauschhandel gekauft hatten, und verschmolz es zu steinharten Blöcken. Und er durchtränkte Myrons kostbare Aufzeichnungen und ließ den größten Teil davon unleserlich werden. Der Milesier brach in Tränen aus, als er es merkte.

Bessas legte Myron den Arm um die Schultern. »Sei guten

Mutes, alter Mann. Wenn wir in trockenen Gegenden sind, kannst du sie aus dem Gedächtnis noch einmal schreiben.«

Myron schluckte heftig. »Nie wird es mir gelingen, mich all der einheimischen Namen für Pflanzen und Tiere zu erinnern!«

Die Strapaze brachte Bessas' beste Seiten zum Vorschein. Er war sanft zu den Schwachen, streng zu den Nachlässigen und herzlich zu den Willigen. Gab es Schwierigkeiten zu überwinden, war er der erste, der sich darauf stürzte. Er trieb die Männer voran, ohne sich selbst zu schonen. Wenn die Leute vollends niedergeschlagen waren, munterte er sie mit lärmenden Liedern und groben Scherzen wieder auf.

»Du bist großartiger, als ich dachte, mein Junge«, bemerkte Myron. »Anscheinend hast du begriffen, daß zur Führerschaft mehr gehört, als Leuten eins über den Schädel zu geben. Könnte ich dich nur jetzt noch überreden, ernsthaft über die Natur des Menschen und des Universums nachzudenken –«

Bessas drohte mit dem Finger. »Schmeicheleien werden dir nichts einbringen, Lehrer! Ich weiß, zu gern würdest du aus mir einen Philosophen machen, wie du selbst einer bist, doch das wäre, als wolltest du einem Pferd das Harfespielen beibringen. Ich bin immer ein Mann der Tat gewesen, und ein Mann der Tat werde ich immer bleiben.«

»Nun, aber Cyrus und Darius haben den Beinamen ›der Große‹ nicht allein dafür erhalten, daß sie Missetätern den Schädel eingeschlagen haben; wie willst du es dann erwarten?«

»Wer sagt denn, daß ich Cyrus oder Darius sein will? Das Leben als Bessas von Zariaspa gefällt mir zu gut, als daß ich daran etwas ändern wollte.«

»Will sehen«, sagte Myron, »ob ich nicht mit einem deiner persischen Vierzeiler ausdrücken kann, was du meinst.« Ein paar Ush lang rang er mit seiner Muse; dann hatte er's.

»Seht den tapferen arischen Helden hier,
so klug wie ein Spatz, doch stark wie ein Stier.
Er erschlägt einen Drachen und eintausend Feinde,
und dann stolpert er, bricht sich den Hals mit Geklirr.«

Bessas schlug sich lauthals lachend auf die Schenkel. »Du bist ein begabter Verseschmied, selbst auf persisch. Aber ich glaube, ich kann's besser.«

»Hier kommt ein Kluger aus Hellas, würdig und weise,
sein Adlerblick erforscht der Gestirne Kreise.
Er starrt in die Luft und tritt auf ein Krokodil,
und zu Ende ist die himmlische Forschungsreise.«

Und so planschten sie voran, weiter und immer weiter, und der Südwind trieb ihnen den Regen ins Gesicht. Die Lasttiere wurden krank und verendeten eines nach dem anderen, bis die Gesellschaft zu Fuß ging. Bessas weinte bitterlich, als auch sein Schlachtroß Vayu starb wie alle anderen.

Ihr Schuhwerk verfaulte schneller, als Shimri es flicken konnte, und so rasch, wie ihre fadenscheinigen Kleider in Fetzen gingen, konnten Phyllis und Salîmat nicht nähen und stopfen. Bald stapften sie in verschlissenen Lumpen durch das hohe

Gras. Sie versuchten, sich aus Antilopenfellen Kleider zu machen, doch da ihnen die Mittel fehlten, die Häute richtig zu gerben, waren sie im nassen Zustand schleimig und im trockenen so steif wie ein Brustpanzer. Außerdem faulten und stanken sie.

Sie gelangten an einen Fluß. Während sie noch erörterten, ob es der Oberlauf des Nils sein könnte, erschien eine Jagdgesellschaft der Shaikaru. Die nackten schwarzen Riesen erwiesen sich als freundlich; sie erklärten ihnen, der Fluß sei nur ein Ostarm des Astasobas und Boron, die Stadt, zu der sie wollten, liege am breiteren westlichen Arm. Um dorthin zu gelangen, mußten sie den Flußlauf vor ihnen überqueren und an einem kleineren Zufluß bis zur Quelle stromauf wandern. Die Jäger erklärten ihnen nicht nur den Weg, sondern begleiteten sie sogar ein paar Tage lang, um sicherzugehen, daß sie nicht in die Irre liefen.

Am letzten Tag des Ululu wanderten sie an dem kleinen Nebenfluß stromaufwärts. Es regnete nicht mehr so oft; frisches grünes Gras sproß kräftig zwischen den braunen Halmen des vergangenen Jahres, die oft mannshoch aufragten. Die Landschaft war nicht mehr so bedrückend flach und öde. Hier und da an einer höher gelegenen Stelle stand ein mächtiger Baobab-Baum mit einem gedrungenem, elefantengrauem Stamm und schlanken, kaum belaubten, hirschgeweihähnlichen Ästen. Bei Regen oder schlechter Sicht gerieten sie manchmal in Panik, weil sie irgendeine Bodenerhebung für eine jener elefantenfressenden Schlangen hielten, vor denen Yehosha sie gewarnt hatte. Sie sahen Scharen von Giraffen und große Antilopenherden. Auch an einer Elefantenherde kamen sie

vorbei; auf ihren mächtigen Säulenbeinen bewegten sich die Tiere langsam wie rheumatische alte Männer und stopften alles Grüne in sich hinein, das sie mit ihren Rüsseln erreichen konnten. Im dunstigen Sonnenschein sah man, daß sie auf dem Rücken von mausgrauer und weiter unten von schwarzer Färbung waren. Die Elefanten waren etwa einen Bogenschuß weit von ihnen entfernt und beachteten die Reisenden nicht, bis ihnen eine plötzliche Brise die menschliche Witterung um die Rüssel wehte, um dann unter entsetztem Trompeten davonzustürmen.

An Lasttieren hatten die Gefährten jetzt nur noch ein Pferd, zwei Maultiere und drei Kamele. Alle gingen zu Fuß, und einige trugen Gepäck auf dem Rücken. Vieles, was Bessas für entbehrlich gehalten hatte, war zurückgelassen worden.

»Puerma hat in Meroê davon gesprochen, daß Haustiere in dieser Gegend an einer Krankheit eingehen«, sagte Myron. »Wir hätten damals genauer zuhören sollen.«

Kothar, der über höhere Einflüsse nachgegrübelt hatte, erklärte es ihnen. »Meine Schutzgeister sagen, daß die Götter unserer Heimat hier nicht herrschen. Die Götter dieses Landes sind dunkel, grausam und gefährlich. Sie zürnen uns, da wir, ihrer Sprache und ihrer Riten unkundig, sie nicht anbeten.«

Bessas schnaubte. »Wenn diese Götter noch blutrünstiger sind als jener phönikische Baal, dann will ich nichts mit ihnen zu tun haben.«

Eines Mittags ließ ein Schrei, der hinter einem Dickicht gellte, Myron herumwirbeln. Einen Augenblick lang fragte er sich, ob

es der Schrei eines Tieres gewesen oder ob einer der Reisenden von einem Raubtier angefallen worden sei. Er lief um das Gebüsch herum.

Skhâ und ein Araber hielten Phyllis fest. Sie lag auf dem Rücken, und ein zweiter Araber machte Anstalten, sie zu vergewaltigen.

Myron riß sein Schwert heraus und stürzte auf die Gruppe zu. Sie hörten ihn kommen, und die beiden, die das Mädchen festhielten, ließen sie los und sprangen auf. Skhâ zog sein Kurzschwert, die Araber ihre Dolche.

»Meine Sklavin schänden, wie?« keuchte Myron und stürzte sich auf Skhâ.

»Du suchst Streit, Großvater? Du sollst ihn bekommen!« sagte Skhâ; sein rundes Gesicht war gerötet. Er wich Myrons Ansturm aus und zischte den Arabern zu: »Tötet ihn rasch, Brüder, sonst hetzt er uns den großen Häuptling auf den Hals!«

Skhâ parierte Myrons Schwertstreich, während die beiden Araber von der Seite und von hinten auf ihn eindrangen. Myron begriff, daß sie ihn leicht würden besiegen können, indem sie ihn von allen Seiten attackierten, wenn er nicht unaufhörlich im Kreis herumwirbelte und tanzte, um sie sich vom Leibe zu halten. Er, der eben noch so kühn angegriffen hatte, mußte sich unversehens verteidigen. Da er seinen Schild nicht dabei hatte, zog er mit der Linken den Dolch aus dem Gürtel. Phyllis war verschwunden.

»Du alter Narr – soviel Aufhebens wegen einer Sklavin!« keuchte Skhâ und stieß erneut zu.

Myron begann nach Luft zu schnappen und taumelte

rückwärts gegen das Dickicht. Hier schützten ihn die dornigen Zweige, so daß sie wenigstens nicht von hinten an ihn herankommen konnten. Keiner der drei schien besonders erpicht darauf zu sein, ihn nachdrücklich anzugreifen, wenngleich sie sich gegenseitig anspornten.

»Näher heran jetzt, Labid! Schlag ihm auf die Schwerthand, Skhâ! Stich ihm ins Bein, Amr, dann fällt er! So kämpft, ihr beide! Er ist alt und schwach!«

Amr kam dicht genug heran, um Myron in den Arm zu stechen; Myron dagegen konnte den Araber an der Schulter leicht verwunden, und dieser wich zurück.

Myron fiel ein, daß er noch nicht um Hilfe gerufen hatte. Vielleicht hatte er zuviel zu tun gehabt, um daran zu denken, vielleicht auch hatte seine Selbstachtung ihm die Zunge gebunden. Jetzt aber erhob er doch seine Stimme.

»Hilfe! Man überfällt mich!«

Bessas' mächtige Schritte erdröhnten, als der baktrische Riese mit gezücktem Schwert um das Gebüsch herumgelaufen kam. Phyllis folgte ihm in ihren spärlichen Lumpen. Mit einem Satz war Bessas bei Labid und schlug ihm die Schwertklinge mit der flachen Seite an den Schädel. Der Araber flog der Länge nach ins Gras, rappelte sich hastig auf und ergriff zusammen mit Amr die Flucht.

Skhâ wirbelte zu Bessas herum und riß sein Schwert zu einem Rückhandhieb hoch. »Auch du, he?« fauchte er, und während er zuschlug, umklammerte er mit der Linken die Kette mit den Amuletten an seinem Hals.

Bessas fuhr einen Schritt zurück, so daß das Kurzschwert ihn

nicht mehr erreichen konnte. Skhâ wurde vom Schwung seines eigenen Schwertstreiches herumgerissen, und Bessas' lange Klinge stieß zu wie eine Schlange und fuhr dem Karier zwischen die Rippen.

Skhâ fiel auf Hände und Knie und sank dann vollends zu Boden. Er hustete blutigen Schaum, blinzelte, verdrehte die Augen, versuchte zu sprechen. Die letzten Worte, die er hervorwürgte, stammten aus seiner karischen Muttersprache, und niemand verstand sie.

Bessas starrte kurz auf den Leichnam hinunter, wischte dann sein Schwert ab und wandte sich dem keuchenden Myron zu. »Was in Ahrimans Namen hat das alles zu bedeuten?«

Myron berichtete.

Bessas nickte. »Was machen wir mit diesen Schurken?« Er deutete auf die beiden fliehenden Araber, die in einiger Entfernung warteten. »Wollen wir satteln und ihnen nachreiten? Hätte ich ein richtiges Seil, dann könnte ich sie damit einfangen, auf daß wir sie auspeitschen können.«

»Araber sind berüchtigt wegen ihrer wütenden Fehden«, gab Myron zu bedenken. »Peitschst du einen aus, werden die anderen es für ihre Stammespflicht halten, dich niederzustechen. Sprich mit Zayd; er soll sie zurückholen und an deiner statt auspeitschen.«

»O du Feinsinniger! So soll es geschehen.«

Als man Amr und Labid überredet hatte, zurückzukehren und ihre Strafe in Empfang zu nehmen, erklärten sie wortreich, daß es überhaupt nur Skhâs Einfall gewesen sei, diesen Vergewaltigungsversuch zu unternehmen. Der Karier habe sich

darüber beklagt, daß seine Lüsternheit ihn in den Wahnsinn treibe, und es könne ihnen doch nichts geschehen, wenn sie ihre Gelüste an einer Sklavin stillten.

»Dies«, so verkündete Kothar dunkel, »ist nur der Anfang der Rache, den die Schlangengöttin an uns üben will, weil wir uns an dem Einbruch ins Grab Siptahs beteiligt haben. Ihr werdet sehen.«

Nachdem sie Skhâ begraben hatten, wanderte Bessas mit Myron düster über die Ebene und schlug mit einem Stock auf das Gras.

»Als ob ich die Lüsternheit nicht ebenso spürte.« Der Baktrier warf einen brennenden Blick zurück zum Lager, wo Salîmat geschäftig umherging. »Aber ich habe Verstand genug, um zu wissen, daß ich nur die Wahl habe, mich auf sie zu stürzen und damit die Expedition in einem großen Streit zerbrechen zu lassen, oder aber mich in Geduld zu fassen. Du brauchst dir den Kopf über derlei nicht zu zerbrechen; du hast ja jederzeit dein kuhäugiges Makedonierweib.«

Myron warf verneinend den Kopf hin und her. »Die mittleren Jahre bieten so manchen Ausgleich, mein Junge. Der letzte Monat hat mich so erschöpft, daß ich nichts zustande brächte, erschiene selbst Aphrodite vor mir. Vielleicht ist es nur gut so; eine schwangere Frau wäre unserer Expedition nicht eben zuträglich.«

»Daran ist etwas Wahres. Manche Leute würden der Frau in einem solchen Fall einfach die Kehle durchschneiden, aber ich halte es für falsch, den armen kleinen Geschöpfen so übel mitzuspielen.« Bessas schlug nach einer Blume. »Ich mache mir Vorwürfe, weil Skhâ jetzt tot ist. Hätte ich mir Zeit zum

Nachdenken genommen, dann hätte ich ihn entwaffnet und mit den anderen auspeitschen lassen. Dann hätte er uns noch nützlich sein können, denn er war kein schlechter Bursche, trotz seinem unaufhörlichen Geschwätz. Aber mein Leben lang bin ich's gewöhnt gewesen, einen Mann, der mich mit dem Stahl in der Hand angreift, zu töten, so schnell es geht.«

»Du konntest nichts dafür. Hättest du dir Zeit zum Nachdenken genommen, dann wäre ich jetzt tot, und wie hätte Xerxes dann seinen Bericht bekommen?«

15

Die Eisenberge

Am neunten Tag des Tashritu trotteten zwölf Menschen und vier Tragtiere über die grüne Ebene von Boron. Die Lumpen der Reisenden flatterten lose um ihre Glieder, so daß ihre Träger kaum besser bedeckt waren als die nackten Alabi, die wie Störche auf einem Bein stehend ihre Rinder hüteten und ihnen unbewegt nachschauten, als sie vorüberzogen.

Die Reisenden waren von der Sonne bronzebraun gebrannt, von Insektenstichen gesprenkelt und von Dornenkratzern zernarbt. Ihre Rippen standen hervor, denn Bessas trieb sie jetzt seit mehreren Tagen voran, ohne frisches Fleisch zu jagen. Alle trugen mittlerweile Gepäck auf dem Rücken, und nur noch vier führten ein Tier am Zügel. Von den fünfunddreißig Lasttieren, mit denen sie Meroê verlassen hatten, waren nur zwei Maultiere und zwei Kamele am Leben geblieben. In den letzten Tagen war ein Kamel gestorben, und das Pferd hatte ein Löwe gerissen. Die überlebenden Tiere bewegten sich langsam und kraftlos voran und ließen die Köpfe hängen, obgleich sie durch üppiges Grasland zogen.

Einige der Leute hinkten, und allen war schwindlig vor Erschöpfung, so daß sie sich mit Stöcken, die sie von jungen Bäumen geschnitten hatten, stützen mußten. Bessas, der bei weitem die schwerste Last zu schleppen hatte, war wie ein Schäferhund bald an einem Ende der Kolonne, bald an deren

Anfang zu finden.

»Aufschließen da vorn!« bellte er. »Halte dich aufrecht, Umayya! Wir nähern uns der Stadt, und da müssen wir marschieren, als wären wir stark und furchtlos. Beeile dich, Merqetek, wenn es dich nicht nach meinem Stock gelüstet! Shimri, was in aller Welt treibst du da?«

Der Judäer war stehengeblieben; er bückte sich unter seiner Last und hob ein paar rötlich-schwarze Steine auf.

»Eisenerz, beim Herrn der Wasser!« Grinsend blickte er auf.

»Na und? Wir werden deshalb keinen Eisenhandel aufmachen. Komm schon weiter!«

Sie kamen durch Haine von kleinen Bäumen mit mächtigen hellgrünen Blättern, deren jedes einen ganzen Ast bildete. An diesen Bäumen hingen dicke Büschel von fingerförmigen Früchten.

Immer mehr Alabi – Männer, die herumgelungert, und Weiber, die in den Gemüsegärten gearbeitet hatten – unterbrachen ihre Arbeit und starrten die Fremdlinge an. Nach kurzer Zeit waren die Reisenden von einer Schar Schwarzer umringt, die mit den Fingern auf sie zeigten, gestikulierten und sich laut unterhielten. Kinder kreischten, und Hunde kläfften.

»Ich nehme an«, sagte Myron zu Bessas, »die Äthiopier neigen nicht mehr als die Menschen anderer Rassen zur Gewalttätigkeit. Aber sie machen einen solchen Lärm, daß es schwer ist, festzustellen, ob sie nun vorhaben, gewalttätig zu werden oder nicht.«

Die Alabi waren wie die Anderer sehr groß und ziemlich schlank. Sie waren bedeckt mit Asche aus Kuhdung und mit

bunter Tonerde, mit der sie ihre Körper in einer endlosen Vielfalt von Farbtönen bemalten – Rot, Orange, Gelb, Grau und Weiß in allen Schattierungen.

Wie den Anderem fehlten auch den Alabi zwei der unteren Schneidezähne. Sie trugen Schmuck aus Knochen, Holz und Elfenbein, und das Haar hatten sie sich mit Hilfe von getrocknetem Schlamm zu bizarren Hörnern, Kronen und Helmen geformt. Aus vielen Frisuren sprossen Straußenfedern.

Vor der Gruppe erstreckte sich der Pfahlzaun von Boron am Ufer des Astasobas. Schädel waren auf einem Dutzend Stangen zu beiden Seiten des Tores befestigt, aus dem jetzt einige Speerträger herauskamen, die den Reisenden entgegenmarschierten.

»Legt euer Gepäck im Kreis auf den Boden«, befahl Bessas. »Dann setzt euch darauf und sorgt dafür, daß diese Burschen nichts stehlen. Aber es wird niemand geschlagen oder verwundet, ohne daß ich es befehle.«

Die Alabi drängten sich um sie herum, stocherten im Gepäck, befingerten die zerlumpten Kleider der Reisenden, versuchten, den Besuchern die Finger in Ohren oder Münder zu bohren, und lachten dabei laut. Sie waren weder feindselig noch aufs Stehlen erpicht; was sie an den Tag legten, war schlichte Neugier und grenzenloses Vergnügen. Die schweren Ausdünstungen ihrer Körper indessen beleidigten Myrons Nase.

Dann hatte die Gruppe aus der Stadt sie erreicht. Ein Mann brüllte und schlug mit einem Stock auf mehrere Schultern, woraufhin die Menge sich teilte und die Würdenträger durchließ. Ein hochgewachsener, würdevoller Alab mit einer Halskette aus Rattenknochen sprach in scharfem, herrischem

Ton.

»Ich verstehe ihn nicht«, sagte Merqetek. »So tief im Süden bin ich noch nie gewesen.«

»Versuche es mit jeder Sprache, die du kennst«, forderte Bessas ihn auf.

Endlich holte jemand einen Alab, der unter den Nubiern gelebt hatte. Die Erklärungen nahmen ihren Anfang. Der mit den Rattenknochen sagte: »Ich bin Dimo, General des Königs Gau der Alabi.«

Bessas teilte ihm mit, wer er sei, und fügte hinzu, er wolle in Boron Rast machen und dann König Gaus Reich durchqueren.

»In diesem Fall«, antwortete General Dimo, »müßt ihr König Gau hundert Perlenketten, fünfzig eiserne Speerspitzen, fünfzig eiserne Hacken sowie eine Mannsladung Salz geben.«

»O Myron«, sagte Bessas, »du feilschst besser als ich. Handle diesen Knaben herunter, denn der Tribut, den er fordert, ist größer als unser gesamter Besitz.«

Myron wandte sich über die Dolmetscher an den General. »Leider haben wir all unser Salz im Lande der Skaikaru verloren. Zehn Perlenketten könnten wir wohl geben…«

Das Feilschen dauerte wohl eine Stunde lang. Dimo sprach dann und wann in drohendem Ton, und die Speerträger runzelten die Stirn und schüttelten ihre Antilopenhornwaffen. Aber die Reisenden bewahrten auf Bessas' Befehl hin ihre Ruhe. Die Alabi wogten um sie her, lachten und plapperten. Wenn einige davon-schlenderten, nahmen andere ihren Platz ein.

Endlich gab Dimo sich mit einem Bruchteil dessen zufrieden, was er zunächst als Tribut verlangt hatte. Er winkte einem

Trommler, und dieser schlug sein Instrument in einer Weise, die deutlich machte, daß die Reisenden nunmehr unter dem Schutz des Königs standen.

König Gau saß auf einer Bank mit elfenbeinernen Füßen in der königlichen Hütte und musterte seine Besucher unter schweren Lidern. Nackt wie alle Alabi, trug er ein Halsband aus Krokodilzähnen und an jedem Handgelenk ein schweres Armband aus Ebenholz, besetzt mit Stacheln aus Elfenbein. Speerträger umstanden ihn, und Boten kamen und gingen. Ein Diener hielt einen Flaschenkürbis in der Hand, und auf ein Zeichen des Königs hin hielt er das Gefäß so, daß der König durch einen Strohhalm daraus trinken konnte.

Gau befingerte ein kurzes Schwert, eine von mehreren billigen Waffen, die Bessas in Meroê gekauft hatte.

»In unserem Land gibt es kein Tier wie diesen Sirrush«, sagte er auf Bessas Frage hin. »Ich habe allerdings von seltsamen Wesen in anderen Ländern gehört; da gibt es Menschen ohne Münder oder Menschen mit Schlangen anstelle der Beine. Die einzigen seltsamen Wesen in Alabia sind Hexen. Während des letzten Mondes allein haben wir siebenunddreißig Stück verbrannt. Übrigens hat man mir gesagt, daß die Menschen, die jenseits von Kush leben, Nasen wie Elefanten hätten. Nun sehe ich aber, daß daran nichts Wahres ist, so merkwürdig ihr auch sonst ausseht.«

»Sind wir denn die ersten Menschen unserer Art, die in dein Land kommen, o König?«

»Ja. Ein- oder zweimal in jeder Generation kommen die

Kushiter her. Manchmal kommen sie, um Handel zu treiben, was uns willkommen ist. Manchmal kommen sie, um unsere Leute zu rauben und zu Sklaven zu machen, und dann kämpfen wir gegen sie. Wozu braucht ihr Leute im Norden Sklaven, wenn ihr Tiere habt wie die, welche ihr mitgebracht habt, damit sie euch eure Lasten tragen?«

»Ich nehme an, weil es den Menschen Freude bereitet, sich andere gefügig zu machen. Und da wir gerade von Tieren sprechen – als wir aufbrachen, hatten wir viel mehr, aber eine Krankheit hat sie alle niedergestreckt.«

»Das ist Nagana«, erklärte der König. »Wir treiben unsere Rinder nie sehr weit nach Osten oder nach Süden, denn dort bekommen sie Nagana und sterben.«

»Nun, ich sehe, daß wir uns Leute werden mieten müssen, die unser Gepäck tragen. Könnten uns deine Untertanen helfen, o König?«

König Gau nahm einen Schluck aus seinem Flaschenkürbis. Andere Diener präsentierten auch den Besuchern solche Kürbisse. Myron stellte fest, daß sie einen vergorenen Fruchtsaft enthielten, der süß und mild von Geschmack war.

»Habt ihr noch nie Bananenwein getrunken?« fragte König Gau. »Nun, was die Träger angeht –«

Eine der Frauen des Herrschers platzte herein und schleuderte ihm eine rasselnde Rede entgegen. Mit zornigem Gebrüll sprang Gau auf, holte aus und gab der Frau mit einem seiner Stachelarmbänder einen Schlag auf das Schulterblatt. Die Frau kreischte auf und verließ fluchtartig den Audienzraum: rot spritzte das Blut aus den Wunden auf ihrem Rücken. Myron sah

noch die Narben anderer, ähnlicher Wunden.

»Weiber!« sagte der König. »Ich wollte sagen, ich glaube nicht, daß ihr meine Leute als Träger werdet mieten können. Sie sind zu stolz; die Rinderzucht ist für sie die einzige Beschäftigung, die eines Mannes würdig ist. Aber fünf Tagereisen flußabwärts leben die Ptoemphani, die einen Hund anbeten. Sie sind selber nichts als Hunde, und so kümmert es sie nicht, was sie tun. Ich werde einen Boten schicken und – wie viele werdet ihr brauchen?«

»Fünfzig oder sechzig, o König.«

»Dann werde ich sechzig Träger anfordern. Natürlich werden sie ihren Gott befragen müssen, ehe sie ein solches Unternehmen beginnen, und wenn er nicht mit dem Schwanz wedelt, tun sie gar nichts.«

»König Gau«, sagte Bessas, »weißt du etwas von einer Schar Kushiter, die durch dieses Land nach Süden geflüchtet sind? Es heißt, sie seien bis an einen großen See gezogen, wo sie ein mächtiges Haus aus Stein erbauten.«

Gau lächelte schmal. »O ja. Ich war noch ein Knabe, als sie durch Boron kamen, und ich weiß noch, daß vier von ihnen zurückkehrten und nordwärts nach Kush wollten. Von den Seen habe ich gehört; sie liegen im Süden des Mattiterlandes, am Fuße der Mondberge.«

»Sagtest du Mondberge, o König?«

»Ja. Es heißt, die Gipfel dieser Berge seien mit Salz bedeckt, so daß sie schimmern wie der Mond, wenn er voll ist. Aber kein Mensch wagt es, bis zu diesem Salz hinaufzusteigen, aus Furcht vor den Salzriesen, die dort hausen.«

»Was ist aus den Kushitern geworden, Herr?«

»Man sagt, der Häuptling dieser Kushiter habe einem eingeborenen Jägerstamm weisgemacht, sie seien Götter. Als Götter befahlen sie diesen Jägern dann, ihnen das steinerne Haus zu bauen, und das war ein großes Wunder. Doch dann verwandelte sich der Häuptling selbst in einen großen schwarzen Dämon und tötete seine Gefährten. Die Jäger flohen, und der Dämon wohnt noch immer in diesem Haus aus Stein. Niemand wagt sich in die Nähe dieses Ortes, aus Angst vor diesem Dämon.«

Bessas besprach den Erwerb von Lebensmitteln mit dem König. »Und noch etwas, Herr. Könnte ich einige gegerbte Häute bekommen, um neue Zelte und Kleider daraus zu machen?«

Der König hatte einige Mühe, zu verstehen, was die Übersetzer mit »Kleider« meinten. Schließlich meinte er: »Ich denke, das läßt sich machen – wenngleich ich nicht begreife, weshalb ihr Ausländer eure Körper mit diesen schmutzigen, häßlichen Dingern umwickelt. Seid ihr an gewissen Stellen verstümmelt oder mißgestaltet, daß ihr sie zu verbergen trachtet?«

Am Morgen darauf ließ König Gau seine Besucher nochmals zu sich rufen. Er begrüßte sie mit würdevoller Höflichkeit und erkundigte sich, ob sie wohlgenährt und mit Weibern versorgt seien.

»Ich habe einen Boten zu den Ptoemphani entsandt«, erzählte er. »Wenn die Ahnengeister es wollen, wird er in zehn Tagen

wieder hier sein. Wenn ihr dann aufbrecht, werde ich euch auch einen von meinen Leuten als Führer und Übersetzer mitgeben. Das Land der Mattiter flußaufwärts aber müßt ihr meiden, denn wir liegen in Krieg mit ihnen, und sie würden euch töten, sähen sie, wie ihr aus unserem in ihr Land kommt.«

»Welchen Weg müssen wir nehmen, um sie zu meiden?« fragte Bessas.

»Den Weg nach Westen. Im Osten ist es nicht gut, denn dort bedecken weite Sümpfe das Land.« König Gau nahm das Schwert zur Hand, das Bessas ihm geschenkt hatte, und befingerte die Klinge. »Fremdlinge, ich habe nachgedacht über dieses Ding, und auch über die eisernen Hacken und Speerspitzen, die wir manchmal von Leuten aus dem Norden einhandeln. Lange frage ich mich schon, wie man dergleichen macht. Ihr, die ihr aus Ländern kommt, wo man viele seltsame Dinge herstellt, müßt es doch wissen. Welcher große Zauber ist nötig, um Eisen zu machen?«

Shimri sprang stotternd auf. »M-majestät, ich kann es euch sagen. Eisen m-m-m-man m-macht es aus schweren roten Steinen, gewissermaßen, mit Feuer und Hammer.« Er wischte sich den Speichel vom Kinn.

»O ihr Götter, Myron«, brummte Bessas auf griechisch, »kannst du diesem Dummkopf nicht das Maul stopfen? Wenn der König glaubt, daß er ihn hier gebrauchen kann, wird er ihn für alle Zeit hier in einen Käfig sperren wie einen Vogel.«

»Zu spät«, erkannte Myron. »Der König hat bereits begriffen.«

Gau lächelte. »Du interessiert mich, Mann mit dem kleinen

Kinn. Sind diese roten Steine in unserem Land zu finden?«

»Aber ja, Herr, es gibt sie. Schau!« Shimri zog zwei Eisenerzkiesel aus seinem Beutel. »Die habe ich wenige hundert Schritte vor Boron gefunden. Ich könnte Eisen für dich machen.«

Gau drehte die Steine in den Fingern. »Mir ist, als hätte ich Gestein von dieser Art in den Bergen westlich des Flusses gesehen. Wenn ich dir jemanden mitgebe, wirst du dann gleich über den Fluß setzen und mir sagen, ob es dort so viele von diesen Steinen gibt, daß wir selber Eisen machen können?«

»Aber Herr, ich – äh –«

»Gut!« König Gau schnippte mit den Fingern. Ein kräftiger Speerträger trat vor, und der König gab ihm einige Anweisungen. »Wenn ihr jetzt geht, werdet ihr zum Essen wieder hier sein. Mögen die Ahnengeister eurer Suche wohlgesonnen sein.«

Als Shimri gegangen war, knurrte Bessas: »Er ist gerissen; er gibt uns keine Gelegenheit, allein mit Shimri zu reden und ihm einzuschärfen, er solle berichten, daß es kein Erz gibt. Sollte König Xerxes mich fragen, so werde ich ihm raten, die Alabi in Ruhe zu lassen, denn wenn sie auch bloß Wilde sind, ihr König ist doch ebenso gerissen wie Oroxäus.«

Die lästigste Plage des Lebens in Boron, stellte Myron fest, war weder das kriechende Getier noch der Geruch, sondern die unersättliche Neugier der Einwohner. Sie umringten das Lager der Reisenden, beobachteten alles, was sie taten, und kommentierten es mit lautem, vollem Gelächter. Mitunter stand

wohl ein Alab auf einem Bein da – den Fuß des anderen Beines auf das Knie gestellt, lehnte er auf seinem Speer und beobachtete das Lager von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Am Abend nach der zweiten Audienz kam Shimri verspätet und mit vorquellenden Augen hinkend zum Essen. »Oh, was für ein Na-narr ich doch war!« platzte er heraus. »Wißt ihr, was dieser Schweinefleischfresser von einem König gesagt hat?«

»Daß er dir befiehlt, in Boron zu verweilen und seine Untertanen das Schmiedehandwerk zu lehren", antwortete Bessas kauend.

»Woher in Dagons Namen weißt du das?«

»Wir sind nicht alle so dumm wie du, mein Junge. Berichte uns die schlechte Kunde.«

»Nun, ich – ich bin mit dem schwarzen Mann gegangen, wie es der König wollte, und ich habe ein großes Erzlager gefunden. Es beginnt zehn, zwölf Meilen weit jenseits des Flusses. Als ich zurückkehrte und dem König davon erzählte, fragte er mich, wie man Eisen macht. Ich sagte es ihm, und er meinte: ›Freund Shimri, die Götter haben dich gesandt, uns diese Kunst zu lehren. Du sollst hierbleiben, derweil deine Kameraden weiterziehen, um nach ihrem Krokodil-Panther Ausschau zu halten. Wenn sie flußabwärts zurückkehren, magst du dich ihnen anschließen – sofern du deinen Teil der Abmachung erfüllt hast.‹ Ich konnte mich keiner Abmachung entsinnen, aber ich hielt es für besser, mit dem König deshalb keinen Streit anzufangen.«

»Wenigstens ein Funken von Vernunft«, bemerkte Myron.

»Aber was soll ich t-t-tun? Ich kann doch nicht – ich kann doch nicht hierbleiben, unter diesen unbeschnittenen Wilden, deren Sprache ich nicht einmal spreche! Ihr müßt mich irgendwie hinausschmuggeln!«

»Wir haben nichts damit zu schaffen«, versetzte Bessas mit Nachdruck. »Du warst es, der heute morgen so beredt vor dem König prahlte. Du hast dir die Suppe eingebrockt, und jetzt mußt du sie auch auslöffeln. Dich hinausschmuggeln – das können wir nicht. König Gau hat uns in der Hand; selbst wenn wir seinem Zorn jetzt entrinnen könnten, müßten wir uns ihm stellen, wenn wir zurückkehren.«

»Aber ich habe kein richtiges Werkzeug! Ich habe keine Hakken und keine Schaufeln, um das Erz auszugraben, ich habe keinen Flußstoff und keine Holzkohle, um es einzuschmelzen, ich habe keinen Hammer, keinen Amboß, keine Zange, es zu bearbeiten!«

»Das hättest du bedenken müssen, ehe du dem König erzähltest, du könnest Eisen für ihn machen. Ein Wort ist wie ein Vogel: Läßt du es einmal fliegen, holt keiner es zurück. Wenn du jetzt gehst und ihm gestehst, daß du mit leeren Prahlereien um dich geworfen hast, wird er dich seinen Zorn schmecken lassen, das ist gewiß. Du wirst dir also Hacken aus Horn und Schaufeln aus Holz machen, wirst dir Holzkohle brennen und dir Hammer aus Stein und Zangen aus grünem Geäst fertigen müssen.«

Shimri brach schluchzend in Tränen aus.

Zehn Tage später kam König Gau, begleitet von seiner

Leibgarde und seinen Dienern, auf einem Ochsen ins Lager geritten. Eine Zeitlang sah er zu, wie Bessas' Leute unter den stirnrunzelnden Blicken ihres Anführers sich mit allerlei Flick- und Putzarbeiten beschäftigten. Einige hatten sich Kleider vorgenommen, andere Zelte und wieder andere Waffen. Mittels seiner Dolmetscher ergriff der König, zu Myron gewandt, das Wort.

»Könnte ich mein eigenes Volk zu solcher Sorgfalt erziehen, ich würde jeden Stamm an meinen Grenzen unterwerfen, in Kush einmarschieren und das Volk dort in die Sklaverei führen. Komm mit mir dorthin, wo der Mann Shimri arbeitet, und erkläre mir, was er tut.«

Myron begleitete den König zu der Schmelzgrube, die Shimri, nur mit einem Lendentuch bekleidet, eben mit Ton auskleidete. Zwei Alabi halfen ihm, wenn auch auf etwas täppische Art und Weise, denn es gab kaum ein Wort, mittels dessen sie sich hätten verständigen können. Zwei weitere kamen heran; sie trugen eine Stange, an der ein Korb voller Eisenerz von der anderen Seite des Flusses hing. Den Inhalt des Korbes kippten sie auf einen wachsenden Berg von Erz.

Shimri, dessen Schultern sich vom Sonnenbrand schälten, wischte sich den Schweiß von der Stirn und hob das gerötete Gesicht. »Die ganze Gegend habe ich abgesucht, ohne das ich guten Kalkstein als Flußmittel gefunden habe. Aber ohne Flußmittel verliert man die Hälfte des Eisens in der Schlacke.« Er stieß sein schrilles, unausgeglichenes Lachen aus. »Ich weiß! Ich werde – äh – ich werde ein Wunder wirken! Ich bin der große Dagon!« Er nahm seine Arbeit wieder auf und sang dabei eine dagonitische Hymne.

»Manchmal«, sagte König Gau, »glaube ich, daß irgendein Gott oder Geist von Shimri Besitz ergriffen hat.« Der König blickte auf und spähte nach Norden. »Da kommen eure Träger.«

Flußaufwärts auf dem Pfad, der das linke Flußufer säumte, sah man einen Zug von Männern herankommen, deren tiefschwarze Haut mit bunten, rotschwarzen Mustern bemalt war. Ajang, König Gaus hochgewachsener, würdevoller Bote, führte sie an, und verglichen mit ihm wirkten sie klein und hager.

»Sie haben eine schlechte Ernte gehabt«, bemerkte König Gau.

Die Neuankömmlinge drängten sich zusammen und kicherten nervös, als die Alabi sie umringten und Schmähreden und Drohungen ausstießen. Myron zählte sie: Es waren vierundvierzig, nicht sechzig.

»Und obendrein«, ließ Bessas' vertrautes Grollen sich vernehmen, »sehen viele nicht so aus, als könnten sie ein volles Talent auf den Schultern tragen. Aber man lebt, wie man kann, nicht, wie man möchte, sagte das Kamel, als es zu fliegen versuchte. Wer führt hier das Kommando?«

Yilthak, der Anführer der Ptoemphani, war ein sanfter Mann mittleren Alters. Als seine Truppe lautstark zu fordern begann, zu Speerträgern statt zu Lastenträgern gemacht zu werden, zeigte er sich unfähig, sie zur Ruhe zu bringen. Bessas mußte ein paar mit den Köpfen aneinanderschlagen, um die Ordnung wiederherzustellen.

»Ihr glaubt, Speerträger haben ein leichtes Leben?« rief er. »Nun denn, ihr werdet alle Gelegenheit bekommen,

verschiedene Pflichten zu erfüllen. Myron, mache mir eine Liste von diesen Männern, damit wir wissen, wer desertiert und wer sich schlecht benimmt."

Dann sprach Kothar mit Merqetek, der sich daraufhin mit den Trägern beriet, die ernste Gesichter machten.

»Ich habe ihm nur erzählt«, erklärte Kothar, »daß ihr einen Zauber kennt, durch welchen ein jeder Übeltäter von großen purpurnen Schlangen aufgefressen werden wird, die in seinen Eingeweiden wachsen und ihn von innen heraus verschlingen.«

»König Gau!« sagte Bessas. »Wie viele von diesen Reitochsen gibt es hier? Unsere Tiere sind alle tot, und so könnten wir solche Rösser wohl gebrauchen.«

»Ich habe viele«, sagte König Gau. »Nimm, so viele du willst; es ist ein gerechter Preis für den Dienst, den Shimri uns erweist.«

Myron verwandte eine Stunde darauf zu lernen, wie man einen Ochsen ritt. Der Gang dieser Tiere bot keine Schwierigkeiten, aber sie ließen sich vom Reiter nicht lenken. Ein zweiter Mann mußte sie führen.

Die Gesellschaft nahm sich überdies noch Zeit, zu Kwoth, dem Gott der Alabi, zu beten. »Vielleicht nützt es nichts«, meinte Bessas. »Aber wir wollen auch nichts versäumen.«

»Bei Zeus, dem König!« fluchte Myron am nächsten Morgen, als die Sonne über der weiten, grünen alabischen Ebene aufging. »Bessas, wenn ich Zayds Burschen je für ein wenig unbotmäßig gehalten habe, so ziehe ich diese Meinung zurück. Sie sind Halbgötter der Ordnung und Disziplin, verglichen mit diesen der

Peitsche würdigen Halunken.«

Die beiden bemühten sich seit einer babylonischen Doppelstunde, die Expedition auf den Weg zu bringen, aber die Ptoemphani bereiteten ihnen endlose Schwierigkeiten. Jeder von ihnen beklagte sich aus voller Lunge: Dem einen war die Last zu schwer, der andere hatte einen wunden Fuß, der dritte wollte höheren Sold. Andauernd gingen einzelne Träger davon oder forderten, den Abmarsch zu verschieben – um eine Stunde, einen Tag, einen Monat. Sie drohten, ihre Ladung abzuwerfen, den Weitermarsch zu verweigern oder gar nach Hause zu gehen.

Die Alabi standen auf einem Bein dabei, und auf ihren Gesichtern lag ein selbstzufriedenes aristokratisches Lächeln.

»Wenn das hier vorbei ist«, sagte Bessas, »dann werde ich, das schwöre ich bei Mithras zehntausend Augen, nur noch anständige Länder erforschen, wo es Kamele und andere vernünftige Lasttiere gibt, die mein Gepäck tragen können. Diese Witzbolde dafür zu verwenden, das ist, als wollte man einem Hund die Flöhe mit Handschuhen aus dem Fell lesen. Los doch, ihr Waschlappen, bewegt eucht! Der letzte bekommt meinen Stock zu schmecken!«

Ein paar Stockhiebe setzten die Kolonne in Bewegung. Bewaffnete Pteomphani führten ein halbes Dutzend Reitochsen; Zayds vier noch lebende Araber gingen ebenfalls zu Fuß; die übrigen Ptoemphani trugen das Gepäck in Säcken und hohen Schilfkörben auf den Schultern und auf den Köpfen. Shimri stand mit rotem Gesicht und roten Augen verloren in der Menge und winkte.

Zwei Wochen später marschierten sie noch immer. Sie überquerten den Nil und wandten sich nach Südwesten, in eine weite, von niedrigen Hügelketten durchzogene Ebene. Baumgesprenkelte Savanne wechselte mit dichtem Waldland ab, wo langschwänzige Äffchen durchs Laubwerk huschten und große schwarze Affen mit nackten Hinterteilen schnatterten und kreischten und die Reisenden mit Kot bewarfen.

In höherem Gelände reckte die Wolfsmilch ihre zahllosen langen grünen Finger himmelwärts. Drachenbäume drohten mit scharfen schwertförmigen Blättern. Gewaltige Lobelien ragten in die Höhe wie die Jade- und Smaragdtürme der alten Tempel im Osten, erbaut in den Zeiten, da die Götter noch auf Erden wandelten. Die Forscher pflügten sich durch dichtes Gras, das höher war als sie selbst; gerade zwanzig Fuß weit konnte man den Pfad hier übersehen, und nach beiden Seiten reichte der Blick keine zwei Schritte weit.

Ajang zeigte den Reisenden eine kleinen Baum mit glänzenden dunkelgrünen Blättern und roten, büschelweise angeordneten Beeren. Wenn man sie kaute, so erläuterte er, vermochten die Beeren des Kahawa-Busches den Schlaf zu vertreiben.

Der beständige Regen hörte jetzt endlich doch auf, wenngleich immer noch heftige Unwetter über sie hinwegzogen. Mächtige Gewitterwolken türmten sich meilenhoch in den Himmel. Blitze erstrahlten, und der Donner rollte, als sei ein Kampf zwischen streitsüchtigen Göttern ausgebrochen.

Herden von Tieren zogen durch die Ebenen, und Vögel von seltsamer Gestalt und Farbe erfüllten die Luft. Wolken von scharlachroten Bienenfressern umhüllten ganze Bäume.

Groteske schwarze Nashornvögel flatterten mit rauhem Schrei schwerfällig vorüber. Ringelhalsige Krähen krächzten, schlanke, kleine graue Regenpfeifer stelzten zierlich durch das Gras und suchten nach Kerbtieren, und große braune Adlerfalken umkreisten furchtlos die Karawane und hofften auf Abfälle. Nachts schrien Kuckuck und Bartvogel.

Die Truppe wurde kleiner. Drei Ptoemphani rannten weg, und Amr, der Araber, trat auf eine dicke Giftschlange und starb an ihrem Biß.

Davon abgesehen waren sie – wenn man daran dachte, wie ausgemergelt und erschöpft sie nach Boron gekommen waren – gesund und munter. Zum Essen fehlte selten ein Stück von einer Antilope, die Bessas mit seinem mächtigen Bogen zur Strecke gebracht hatte. Antilopen gab es so viele, daß man nicht alle Arten im Gedächtnis behalten konnte; dazu sahen sie auch noch Herden von Wildpferden mit fröhlichen schwarz-weißen Streifen.

»Ist das der menschenfressende Stier mit den beweglichen Hörnern?« fragte Myron und deutete voraus.

Hundert Schritte weit entfernt, über einen niedrigen Hügel verstreut, standen etwa zwanzig massige schwarze Wildrinder. Anders als Elefant, Rhinozeros und Hippopotamus, die sich um nichts kümmerten, was mehr als ein Plethron weit von ihnen entfernt war, hatten die Büffel sie erblickt, kaum daß sie in Sicht gekommen waren. Alle zwanzig Köpfe hoben sich und starrten die Reisenden an, und die beiden geschwungenen Hörner rechts und links der schwarzen Mäuler waren deutlich zu sehen. Wie Statuen standen sie da; nur die Schädel schwenkten die Tiere langsam herum, um die Karawane nicht aus den Augen zu

verlieren.

»Ich finde, die Hörner sehen nicht aus, als seien sie beweglich« stellte Bessas fest und langte nach seinem Bogenkasten. »Aber ein Rinderbraten wäre zur Abwechslung nicht übel.«

Als jedoch die schwarzen Dolmetscher sahen, was der Baktrier vorhatte, protestierten sie laut. Dies seien keine einfachen Rinder, erklärten sie beharrlich. Obgleich der Büffel die Menschen zumeist in Ruhe ließ, war er doch mehr zu fürchten als jedes andere Tier, wenn er verwundet war. Meilenweit pflegte er seinen Gegner dann zu verfolgen und auf eine Gelegenheit zu warten, ihn zu töten. Seufzend packte Bessas seinen Bogen schließlich wieder ein.

»Diese verdammte Verantwortung macht mich noch zum alten Weib«, knurrte er. »Vor einem Jahr noch hätte es etwas mehr erfordert als die Klagen einer Handvoll furchtsamer Wilder, um mich von meiner Absicht abzubringen.«

In einer klaren Nacht erklomm Myron einen Hügel und betrachtete die fremden Sterne, die am Südhimmel dahinzogen. Lange stand er da und dachte nach. Er spürte, daß die Antwort auf das Problem der Erdengestalt in ihm steckte und aus seinem Herzen hervorbrechen wollte – oder aus seinem Kopf, wenn die Ägypter den Verstand zu Recht im Gehirn angesiedelt wissen wollten. Sein Verstand ging mit der Lösung schwanger, aber irgendwie gelang es ihm nicht, die Geburt einzuleiten.

Er schritt auf und ab und achtete nicht auf das Brüllen eines Löwen, biß sich auf die Lippe, hämmerte sich mit den Knöcheln gegen den Schädel, warf sich auf den Boden und trommelte mit den Fäusten auf die Erde. Dann sprang er jauchzend wieder auf,

denn er hatte sich auf ein Nest von Erdameisen geworfen. Er zupfte sich die wütenden Insekten aus den Kleidern und von der Haut. Als ihn jemand am Arm berührte, schreckte er zusammen.

Es war Umayya. »Sie haben gesagt, ich soll dich holen«, sagte der Araber. »Überall sind Elefanten, und sie fürchten um deine Sicherheit.«

»Elefanten?« Mit Mühe nur fand Myron in die gegenwärtige Wirklichkeit zurück.

Ein Baum, so dick wie ein Männerschenkel, stürzte ganz in der Nähe krachend um, und zwei Stoßzähne schimmerten matt in der sternenklaren Dunkelheit. Eine mächtige schwarze Gestalt verdeckte das Lagerfeuer. Ein schriller Trompetenstoß ließ Myron aufspringen, ringsum erhoben sich andere Elefantengeräusche: Es quiekte, grunzte, stöhnte, brummte, schnaufte und schnarchte, Elefantenmägen knurrten, Gras rauschte, Zweige knisterten, Äste krachten, als sie abgebrochen wurden, und Bäume stürzten mit Getöse um.

»Ihr Götter und Geister!« rief Myron. »Mir scheint, da sind wirklich einige. Laß uns –«

»Yalla!« schrie Umayya und rannte davon.

Myron roch den Elefanten und erhaschte einen Blick auf ein fächelndes Ohr, das die Sterne verdunkelte. Die Bestie war so groß wie das Ishtar-Tor und beinahe über ihm.

Myron nahm die Beine in die Hand und lief Umayya nach; der helle Lendenschurz des Arabers war im Dunkeln zu erkennen. Er prallte in vollem Lauf gegen ein Elefantenkind und verwechselte das Bein eines erwachsenen mit einem Baum, doch schließlich hatte er das Lager erreicht.

»Wie in Mithras Namen hat es dir gelingen können, sie nicht zu hören?« fragte Bessas. »Seit Stunden schon machen sie ein höllisches Getöse rings um uns her.«

»Ich dachte über die Sterne nach«, keuchte Myron.

»Nun, wenn dies bedeutet, ein Philosoph zu sein, dann bleibe ich gern bei Schwert und Bogen. Was nützen große Gedanken, wenn sie zulassen, daß der Denker wie ein Insekt zerquetscht wird?«

Aber Myron konnte sein privates Forschen nicht aufgeben. Am folgenden Tag machten sie am Ufer eines Baches halt. Myron schlenderte davon und suchte sich eine Stelle, an der er ein schmutziges Hemd waschen konnte.

Eine Baumgruppe reckte ihre Äste über den Wasserlauf; kugelrunde Nester hingen zuhauf an diesen Ästen. Hunderte von Webervögeln kletterten und flatterten um diese Nester herum, und ihr ohrenbetäubendes Gezwitscher war weithin zu hören.

Als Myron herankam, flogen sie in einer goldenen Wolke auf. Er ging an den Bäumen vorbei und fand einen halb unter Wasser liegenden Felsen, der sich als Waschplatz gut eignete. Nach und nach kehrten die Vögel in ihre Behausungen zurück.

Myrons Blick verharrte auf der Webervogelkolonie. Er dachte daran, wie eigentümlich die Gewohnheiten von Menschen und Tieren doch waren, und beobachtete, wie einer der goldenen Vögel kopfüber an der unteren Hälfte seines beuteiförmigen Nestes herumhangelte.

Myrons Gedanken wanderten zu ähnlichen Szenen aus der Welt der Natur. Er dachte an eine Fliege, die auf einer Frucht umherkrabbelte und ebenso sicheren Fußes über die untere wie

über die obere Hälfte lief. Er dachte an die Eidechsen in den Hütten der Schwarzen, die kopfüber unter den Schilfdächern dahinhuschten. Einmal angenommen, die Welt wäre eine solche Frucht kugelförmig, wie Bessas im Scherz einmal vorgeschlagen hatte und die Menschen wären wie die Fliegen. Dann könnten sie auf allen Seiten umhergehen, oben wie unten, ohne herunterzufallen.

Aber wie sollte das möglich sein? Nun, wie gelang es einer Fliege? Ohne Zweifel hatte eine Fliege klebrige Füße und ein Mensch nicht. Aber die Kräfte, die den Menschen fest an die Erdoberfläche banden, wirkten vielleicht von allen Seiten gleichmäßig zum Mittelpunkt einer solchen Kugel-Erde. In diesem Fall wäre die Richtung »unten« eines jener relativen Dinge, auf deren Existenz Herakleitos schon hingewiesen hatte. Weshalb sollte man glauben, es gebe ein universales »unten«, das gleich wäre für Götter wie für Menschen? Ja, warum, wenn nicht deshalb, weil man es immer für selbstverständlich gehalten hatte?

Mein »unten«, dachte er, muß nicht dasselbe sein wie dein »unten«, und mein »oben« ist auch nicht dein »oben«. Es hängt immer davon ab, wo wir stehen. Wenn wir auf gegenüberliegenden Seiten dieser phantastischen »Kugel-Erde« stehen, dann ist dein »unten« mein »oben« und umgekehrt.

Myron sprang auf und begann, auf und ab zu gehen; er schlug sich mit der Faust in die flache Hand. Die Theorie erschien auf den ersten Blick völlig wahnwitzig. Aber je länger man darüber nachdachte, desto plausibler wurde sie. Warum sah man andere Sterne, je weiter man nach Süden zog? Weil man sich über die Wölbung der Kugel hinwegbewegte. Wohin ging die Sonne in

der Nacht? Natürlich auf die andere Seite der Kugel. Weshalb konnte man vom Gipfel eines hohen Berges aus nicht bis zum Rand der Erde sehen? Weil man nicht um die Krümmung einer Kugeloberfläche herumschauen konnte. Wieso zog die Sonne in dieser Gegend senkrecht über einem dahin, nicht aber weiter nördlich? Weil dieser Teil der Erde senkrecht unter der Bahn der Sonne lag, während man die Sonne in Hellas von außerhalb dieser Zone betrachtete.

Myron wollte zum Lager zurücklaufen. Er war so sehr erfüllt von seiner wundervollen Idee, daß er zweimal über die Stützwurzeln eines Baumes stolperte und hinfiel. Die Leute im Lager dösten oder erledigten kleinere Arbeiten. Bessas blickte gelassen auf, doch der Blick seiner tiefliegenden Augen verhärtete sich, als er merkte, daß etwas geschehen war.

»Heureka auto!« schrie Myron.

»Was hast du gefunden?«

»Ich weiß es! Ich weiß es jetzt! Endlich! Es ist wunderbar!«

»Bist du verrückt geworden?«

Myron atmete tief ein. »Die Gestalt der Erde! Ich habe sie herausgefunden! Mein lieber Freund, dies ist der größte Tag meines Lebens!« Er packte Bessas' massigen Arm und quetschte und schüttelte ihn wie ein Hund seine Beute. »Sie ist geformt wie eine Kugel, wie eine Sphäre! Sie ist rund! Das erklärt alles! Ich bin ein gemachter Mann! Endlich!«

Ein leidenschaftlicher Schwall griechischer Worte entströmte seinem Mund, er schlug Kothar auf den Rücken, küßte Phyllis, umarmte den erschrockenen Zayd und sprang und tollte im Lager umher wie jemand, der den Verstand verloren hatte.

Schließlich warf er sich auf den Boden und wälzte sich, lachend und weinend zugleich, im Staub.

»Es ist wunderbar, wunderbar, wunderbar, wunderbar …«

»Haben die Götter unseren armen Freund seines Verstandes beraubt?« fragte Zayd leise Bessas.

Bessas schüttelte den Kopf. »Nein. Es handelt sich hier um einen Anfall dessen, was die Griechen Philosophie nennen.«

»Ist es eine Art von religiöser Verzückung?«

»Das könnte man sagen. Wenn wir ihn nicht weiter beachten, wird es vorübergehen.« Bessas blies auf seiner Pfeife. »Es wird Zeit, die Lasten aufzunehmen!«

»Ich – ich wollte mir eben mein Hemd waschen«, erzählte Myron, »und dabei habe ich den kleinen gelben Vögeln zugeschaut, als ich – wo zum Tartaros ist mein Hemd überhaupt? Ich muß es am Bach liegengelassen haben!«

Er stürzte davon, um sein Kleidungsstück zurückzuholen.

In dieser Nacht sagte Myron zu Phyllis: »Komm her zu mir, mein Kind.«

Mit leisem Seufzen kam sie. Hernach fragte er sie: »Hat es dir überhaupt nicht gefallen?«

»Es hat nicht weh getan, Meister. Du bist ein gütiger Mann.«

»Aber in Wirklichkeit bist du vernarrt in meinen brüllenden jungen Freund, der die Erde unter seinen Füßen zum Rauchen bringt, wie?«

»Und wenn es so wäre, Herr? Ich kann nichts tun. Eine Sklavin, die ihrer Familie entrissen ward, gleicht einem Insekt

auf einem Holzspan im tosenden Meer, muß ihrem Meister gehorchen.« Sie fing an zu weinen.

»Nun wohl, eines Tages werden wir etwas für dich tun müssen, denn du hast mir das Leben angenehmer gemacht. Doch vorläufig können wir nur danach trachten, am Leben zu bleiben.«

16

Im Land der Menschenfresser

Südwärts, südwärts und immer weiter südwärts wanderten sie. Drei der Reitochsen starben, aber ansonsten blieb die Gesellschaft gesund.

Die Ptoemphani, fand Myron, waren eine Plage. Sie drückten sich vor jeder Arbeit, stritten unablässig, hatten stets tausend Ausreden bei der Hand, um den Aufbruch am Morgen zu verschieben, und tausend weitere, um den Marsch schon am frühen Nachmittag zu beenden. Wenn sie Bessas dann überredet hatten, das Lager aufzuschlagen, ehe sie vor Erschöpfung umfielen, begannen sie, sobald die Sonne untergegangen war, auf einem hohlen Stamm zu trommeln, rhythmisch in die Hände zu klatschen, zu tanzen und aus vollster Lunge zu singen. So trieben sie es dann stundenlang.

Myron, der es gern einigermaßen ruhig hatte, um nachzudenken und zu schreiben, ärgerte sich schwarz. Aber Bessas sagte nur: »Diese Trottel haben nichts dagegen, daß ich sie hin und wieder prügle, solange ich ihnen auch erlaube, ihren Spaß zu haben. Eine Legion kann man nicht führen, als wäre sie eine Schulklasse.« Nach diesen Worten gesellte er sich zu den Tänzern und jauchzte und tobte toller als die wildesten unter ihnen.

Während dieser Zeit bewegte Myron sich umher wie in einem Nebel, denn er konnte über nichts anderes nachdenken und

reden als über seine wunderbare neue Theorie über die Gestalt der Erde. Endlich, während einer Mittagsrast, sagte Bessas: »O Myron, vielleicht ist dir wirklich die größte Entdeckung unserer Epoche gelungen. Aber indem du ständig über deine Ideen redest, wirst du nun ebenso schlimm, wie ich es deiner Meinung nach bin, was Pferde betrifft. Obendrein ist mir schwindlig geworden, als ich mir vorstellte, kopfüber an der Unterseite der Erde zu hängen. Also bitte ich dich, gönne deiner plappernden Zunge eine Pause. Widme dich lieber der Aufgabe, die Sprache dieser Wilden zu meistern, für den Fall, daß unseren zauberischen Syrer ein Mißgeschick treffen sollte.«

Und so unterhielt sich Myron mit Merqetek, Ajang und Yilthak; er schnappte Fetzchen ihrer Sprachen auf und erfuhr vieles über Menschen und Tiere in diesem unbekannten Land. So lernte er beispielsweise, die zwei Rhinozeros-Arten voneinander zu unterscheiden: die kleinere, gefährlichere Art, die sich von Laub ernährte, und die größere, grasfressende Sorte, die bloß stupide blinzelte, wenn die Reisenden vorüberzogen.

»Habt ihr schon von den Schlangen gehört, die groß genug sind, um einen Elefanten zu verschlucken? In Kush hat man uns von ihnen erzählt«, sagte Myron.

Die Dolmetscher lachten. »Nein«, sagte Ajang. »Im Großen Wald gibt es wohl Schlangen, die so groß sind, daß sie einen Menschen oder ein Rind verschlingen können, aber niemals einen Elefanten. Du, Meister, hast da eine Lüge verschlungen.«

»Dann kann ich, von den giftigen Schlangen einmal abgesehen, nicht finden, daß die Tiere dieses Landes sonderlich zu fürchten sind, mögen sie noch so groß und zahlreich sein –

vorausgesetzt nur, man übt sich in weiser Vorsicht und bleibt in der Nähe seiner Gefährten. Größere Sorge bereitet mir da das Volk, das als Menschenfresser bekannt ist, denn ich glaube nicht, daß es mir gefallen würde, von menschlichen Wesen in Stücke geschnitten und gebraten zu werden, ebenso wenig, wie ich Lust hätte, von einer Schlange verschluckt zu werden. Mir scheint, wir sind unterwegs zum Lande der Menschenfresser.«

»Sei unbesorgt«, antwortete Ajang. »Auch wir wollen nicht gefressen werden. Dort« – er streckte den Arm nach Westen aus –»liegt das Land der Menschenfresser, viele Tagereisen von hier. Dort« – er zeigte nach Süden – »liegt der Große Wald, wo kleine Menschen hausen, die dir kaum bis ans Knie reichen. Dort« – sein Arm schwenkte nach Südosten – »entspringt der Fluß aus den Seen, die am Fuße jener Berge liegen. Und in dieser Richtung« – mit dem Daumen wies er nach Osten – »wohnen die Mattiter, mit denen sich König Gau im Kriege befindet. Du siehst, eigentlich kann man sich gar nicht verirren. Um den Fluß zu finden, brauchen wir jederzeit nur nach Osten zu marschieren. Jetzt aber werden wir nach Südosten ziehen, damit…«

Der Alab verstummte. Zu beiden Seiten der Karawane stand eine lange Kette von Speerträgern, die lautlos aus dem Gebüsch gesprungen waren.

Stolpernd kam der Zug zum Stehen. Einige der Ptoemphani ließen ihre Lasten fallen und machten Anstalten davonzulaufen, stellten aber rasch fest, daß die Neuankömmlinge sie von allen Seiten umzingelt hatten. Außerdem hatte Bessas einen Pfeil auf die Sehne gelegt und drohte, den ersten, der wegliefe, zu erschießen.

Diese neuen Afrikaner waren Männer von normaler Statur, etwa so groß wie Myron. Sie waren stämmig, muskulös und tiefschwarz und hatten sehr flache Nasen und volle Lippen. Anders als die nackten Völker am Ufer des Astasobas trugen sie Schurze aus Ziegenfell oder Rindenstoff. Hinten an diesen Schurzen hingen die Schwänze von Kühen und anderen Tieren, und auf den Köpfen trugen sie Antilopenhörner, was ihnen ein wildes, dämonisches Aussehen verlieh. Ihre Waffen bestanden aus poliertem Stein.

Was Myron an diesen Männern am meisten auffiel, war ihre Disziplin. In dieser Hinsicht unterschieden sie sich von den turbulenten Anderem, den impulsiven Alabi und den faulen Ptoemphani. Sie blieben stehen wie Ebenholzstatuen, bis ihre Offiziere sie anwiesen, sich zu bewegen.

Ein Mann in einem Mantel aus schwarz-weißem Affenfell trat vor und begann zu sprechen. Ajang stellte ihm Bessas vor: Es war Ongosi, der General des Großkönigs Ravonga, des Sohnes des Mbomu.

»Bessas!« zischte Myron. »Im Namen Zeus', sag ihm, du seist ein Sohn des Xerxes!«

Bessas runzelte die Stirn ob dieser Lüge, aber er ließ es doch zu, daß man ihn als einen Sohn des Großkönigs vorstellte, der unterwegs sei, dem König Ravonga seine Reverenz zu erweisen.

»Das ist gut«, sagte Ongosi. »Ihr sollt mit uns in unsere Stadt Ravonga kommen. Unser König, dessen Fuß mit seinem Stampfen die Berge zum Einstürzen bringt, wird sich freuen, ausländische Wesen wie euch zu sehen.«

Der General lächelte, und man sah, daß seine Zähne

spitzgefeilt waren. Er bellte einen Befehl, und die Speerträger schlossen sich um die Reisenden zusammen.

Sie nahmen den Marsch wieder auf. Als Myron einen Seitenblick auf Ajang warf, sah er, daß dem Alabi-Dolmetscher die Augen aus den Höhlen quollen; sein Mund hing offen, und er stolperte mit hängenden Schultern voran. Der Mann war anscheinend sprachlos vor Entsetzen.

»Was ist los?« fragte Myron.

»D-das«, stotterte Ajang, »sind die Akulangba – die Menschenfresser!«

»Oh!« Myron stieß einen Pfiff aus. »Ich dachte, die wohnen mehrere Tagereisen weiter westlich?«

»Das dachte ich auch!« jammerte Ajang. »Ich verstehe nicht, wie es kommt, daß sie hier sind. Ich weiß gar nichts mehr!« Der Alab begann zu lallen, als habe er allen Verstand verloren, den er vielleicht einmal besessen hatte.

Das Land glänzte in intensivem Grün. Riesige Bäume waren überladen von flammendroten und goldenen Blüten. Die Sonne stand gleißend hell am Himmel, und doch war die Luft frühlingshaft mild.

Die Stadt Ravonga erstreckte sich über mehrere niedrige Hügel am Rande eines träge dahinfließenden Flusses. Es war keine Stadt in dem Sinne, in dem Myron das Wort benutzt hätte, sondern eher eine königliche Festung, umgeben von den verstreuten Hütten und Gärtchen einiger tausend Untertanen des Königs Ravonga. Erstaunt sah Myron, wie sauber und ordentlich diese Hütten angelegt waren.

Das Anwesen des Königs stand auf dem höchsten der Hügel, umgeben von einem Palisadenzaun. Myron riß die Augen auf, als sie sich dem Zaun näherten. Während des Marsches am Astasobas entlang hatte er sich daran gewöhnt, an den Dorfeingängen ein paar von Totenschädeln gekrönte Stangen zu sehen. König Ravonga aber benutzte diese bedrohlichen Objekte als künstlerisches Motiv. Auf jedem zweiten Pfahl des Zaunes stak ein Schädel. Über tausend mußten es sein, und alle grinsten nach außen. Ongosi wies ihnen eine Reihe leerer Hütten und gab ihnen zu verstehen, daß sie sie benutzen könnten. Ajang übersetzte. »Er sagt: Macht euch bereit, den König zu besuchen. Man wird euch holen kommen, wenn der König für euch bereit ist.«

Mit Speeren bewaffnete Wächter nahmen vor den Hütten Aufstellung. Myron und Bessas betraten eine der Hütten und mußten sich eine Zeitlang lebhaft damit beschäftigen, die dort hausenden Schlangen, Eidechsen, Skorpione, Tausendfüßler, Spinnen und roten Riesenheuschrecken hinauszujagen und dabei den entsetzten Klagen ihrer Reisegefährten zu lauschen. Deren Mut war vollends verflogen, als sie erfahren hatten, daß sie den gefürchteten Menschenfressern in die Hände gefallen waren.

»Wir sind verloren!« heulte Zayd. »Meine Burschen scheuen sich nicht, dem Tod ins Auge zu sehen, solange sie nur auf ein anständiges Begräbnis hoffen können. Aber das gräßliche Schicksal, das unser jetzt harrt, können sie nicht ertragen!«

Bessas grunzte. »Wen schert es, ob ihr nun von Würmern oder von anderen Menschen gefressen werdet? Tot seid ihr so oder so. Die Derbikkai in Hyrkanien entledigen sich auf diese Weise ihrer Alten, und mir erschien es eigentlich immer

vernünftig.«

Kothar, nicht minder erregt, protestierte. »Ihr Herren, spöttischen Skeptikern wie euch – wenn ihr mir diesen Ausdruck verzeihen wollt – mag das Schicksal eures toten Körpers gleichgültig sein. Für fromme Menschen aber wie mich und den Shaykh bedeutet dies ein Schicksal, schlimmer als der Tod. Wir wissen, daß unsere Seelen dann dazu verurteilt wären, zu wandern immerdar, ohne Heimat, ohne Trost, vielleicht gar versklavt zu werden von irgendeinem bösen Zauberer, der uns zwänge, auf sein Geheiß namenlose Schandtaten zu begehen.«

»Unfug! Überhaupt, bis jetzt hat uns noch niemand gefressen. Wir sind aus schlimmeren Klemmen entkommen, und auch aus dieser werden wir unversehrt hervorgehen. Ihr werdet schon sehen.«

Als die anderen gegangen waren, kleideten Bessas und Myron sich in die einzigen vorzeigbaren Tuniken, die sie noch hatten, und packten Geschenke für König Ravonga aus.

»Wäre ich in Wahrheit nur so zuversichtlich, wie ich soeben gesprochen habe!« brummte Bessas.

»Noch haben sie keinen Tribut von uns gefordert«, bemerkte Myron.

»Wohl wahr, aber es kann ja sein, daß Ravonga die Absicht hat, uns alle zu verschlingen und sich unserer gesamten Habe zu bemächtigen. Weshalb sollte er irgend etwas fordern, wenn er weiß, daß er sich alles nehmen kann?«

Ein Knabe in einem Gewand aus Rindentuch kam, und Bessas, Myron, Kothar und Zayd machten sich, begleitet von Merqetek und Ajang, auf den Weg. Das Herz sank ihm bis in

den Magen, als Myron sich durch die niedrige Pforte in dem schädelgeschmückten Pfahlzaun duckte. Sie schritten eine von den Hütten Beamter und Adeliger gesäumte Straße entlang; vor den Hütten saßen Frauen und stampften mit hölzernen Stößeln Mehl in hölzernen Mörsern.

Vor ihnen gellten Schreie; ein Mann war an einen Pfosten gebunden. Eine kleine Schar von Zuschauern hatte sich zusammengefunden; zwei Männer verstümmelten den Gefesselten und schnitten ihn nach und nach in Stücke. Als die Reisenden auftauchten, wandten die Zuschauer der Hinrichtung den Rücken zu und gafften statt dessen die Fremden an.

»Warum wird dieser Mann gemartert?« fragte Myron.

»Er wurde des Ehebruchs überführt.«

»Man soll mich doch im Vourukasha-Meer versenken!« rief Bessas aus. »Mir scheint, wir sind hier an ein Volk geraten, das nicht lange fackelt. Zayd, du mußt deine Burschen warnen: Sie dürfen nicht versuchen, sich Weiber auszuleihen.«

»Die Gegend hier gefällt mir nicht«, bemerkte Myron, als sie den Hang hinaufstiegen.

Schließlich hatten sie den Platz vor dem Palast erreicht. Das Bauwerk selbst war wie bei König Gau eine bessere Schilfhütte; diese aber war größer und prächtiger, und das Holzwerk war blutrot gestrichen.

»Ihr bleibt hier stehen«, sagte der Page.

Speerträger standen in langen Reihen rings um den Platz. Ein Schemel vor dem Haupteingang diente als Thron. Rund um den Thron hockten etwa zwanzig Akulangba in langen Rindengewändern. Andere Höflinge kauerten vor den Reihen der

Speerträger. Ein Schwärm von Pagen stand herum, und an einer Seite hatten sich eine Gruppe von Trommlern niedergelassen.

Myron stand – so kam es ihm vor – mindestens eine halbe Stunde lang auf dem Platz und trat von einem Fuß auf den anderen; daß ihn mehrere hundert Augenpaare anstarrten, ignorierte er. Endlich trat ein Page aus dem Palast und rief: *»Bwana mkub-wa anaja! Nyamazani! Chini!«*

Alle Akulangba auf dem Platz warfen sich flach auf den Boden. Kothar, Ajang und Merqetek taten desgleichen; Myron und Zayd wollten sich hinlegen, doch Bessas streckte eine Hand aus.

»Ich habe da meine eigenen Vorstellungen«, sagte er. »Werft euch nicht zu Boden, solange ich es euch nicht sage.«

König Ravonga trat aus dem Palast, gefolgt von einem neuerlichen Schwärm von Bediensteten. Sein Gang war ein eigentümliches Stolzieren; er schwenkte das Bein steif in einem Halbkreis zur Seite, bevor er es nach vorn setzte. Vor seinem Schemel blieb er stehen und starrte die vier Weißen über den Platz hinweg an. Bessas und seine Gefährten verneigten sich tief.

Ravonga war größer als die meisten seiner Untertanen, von kräftiger Gestalt, mit länglichem Gesicht und großen, leuchtenden Augen. Nach seinem Aussehen zu urteilen, war er nicht älter als dreißig Jahre.

Endlich wurde das lange Schweigen gebrochen: Einer der niederen Würdenträger nieste. Sogleich wandte der König den Kopf und sagte: *»Kumwua!«*

Mehrere Speerträger stürzten sich auf den Frevler und zerrten

ihn davon. Die Trommeln dröhnten in rhythmischem Donner und übertönten fast das Schreien des Opfers. Ein vierschrötiger Mann, der eine dicke Hartholzkeule über der Schulter trug, schlenderte hinter den Ringenden drein, und sie verschwanden hinter dem Ende des Zaunes, der an einem Flügel des Palastes begann. Die Schreie des Opfers brachen jäh ab. Das Trommeln hörte auf.

Der König wandte sich wieder den Besuchern zu und starrte sie an.

»Kwa nini hapana chin?« fragte er schließlich.

Ajang hob das Gesicht aus dem Staub. »Er will wissen, warum ihr euch nicht zu Boden werft.«

»Sag ihm«, antwortete Bessas, »daß es sich für den Sohn und Botschafter des Großkönigs nicht ziemt, vor einem anderen Sterblichen im Staub zu kriechen, und wäre es denn ein Herrscher. Gleichwohl versichere ich ihn meiner äußersten Hochachtung.«

Es wurde übersetzt, und dann kam die Frage: »Wer ist dieser Großkönig? Ist er der König von Kush?«

»Nein.« Bessas versuchte, vom persischen Reich zu erzählen, doch Myron hatte den Verdacht, daß ein großer Teil dieser Erläuterung ihr Ziel nicht erreichte.

»Der König will wissen, ob ihr ihm Geschenke mitgebracht habt.«

»Jawohl.« Bessas stieß Merqetek mit dem Fuß an. Der Dankala sprang auf, nahm das Bündel der Geschenke und folgte dem Baktrier, als dieser vorwärtsschritt. Bessas überreichte Ravonga eine Handvoll Glasperlen, ein wenig Kupferschmuck

und ein kushitisches Schwert.

Als Ravonga das letzte Geschenk betrachtete, erstrahlte sein Gesicht in einem breiten Grinsen, das seine spitzen Zähne entblößte. Er ließ die Klinge durch die Luft sausen und fragte: *»Naweza kata shingo?«*

»Der König will wissen, ob er damit einen Kopf abschneiden kann«, erklärte Ajang.

»Ja, das kann er«, sagte Bessas.

»Mzuri«, sagte der König und deutete auf einen der älteren Pagen. Der Jüngling wurde nach vorn geschleift. Er kreischte, aber man zwang ihn nieder, so daß sein Hals quer über den Schemel des Königs zu liegen kam. Ein Speerträger hockte sich vor den Schemel, packte den Jungen bei den krausen Haaren und hielt ihn fest.

Der König richtete sich auf, umfaßte das Schwert mit beiden Händen, holte aus und ließ es niederfahren. Der Soldat, der den Jüngling bei den Haaren hielt, kippte nach hinten und setzte sich hin, als der Kopf vom Rumpf getrennt wurde. Blut übersprühte ihn. Myron schloß voller Grauen die Augen.

Der König sprach schnell hintereinander einige Sätze. Ajang erläuterte: »Er sagt, dies seien gute Geschenke. Er sagt, euer König müsse fast so mächtig sein wie er selbst. Morgen wird er euch noch einmal empfangen.«

Der König wandte sich ab und schritt mit seinem seltsamen Watschelgang zurück in den Palast.

Als sie wieder in ihrer Hütte waren, holte Myron tief Luft. »O ihr Götter, Bessas, wir können nur von Glück sagen, daß er das Schwert nicht an unseren eigenen Hälsen statt an dem seines

Untertanen erprobt hat, nachdem du ihm die Stirn geboten hattest!«

»Im Gegenteil. Hätten wir vor ihm im Staub gelegen, so hätte er geglaubt, er könne ungestraft mit uns verfahren, wie er mit seinem eigenen Volk umspringt. Diesen Barbaren gegenüber muß man einen festen Ton anschlagen.« Bessas zuckte die Achseln. »Natürlich kann es auch ein Fehler sein.«

»Diesen Fehler würdest du aber nur einmal begehen, alter Knabe. In Heras Namen, laß uns von diesem gottverlassenen Ort verschwinden! Xerxes ist vielleicht kein Gott unter den Menschen, aber wenigstens bringt er niemanden zum Spaß um.«

»Zuerst müssen wir einiges herausfinden. Ajang! Merqetek! Yilthak!« Als die Afrikaner in die Hütte kamen, befahl er: »Freundet euch mit den Speerträgern an, die uns bewachen, und trachtet danach, soviel wie möglich über König Ravonga und seine Gewohnheiten in Erfahrung zu bringen. Woher kommt er? Wie lange gibt es diese Stadt schon?…«

Als die Sonne über der üppig grünen Landschaft unterging, kam eine Schar von Akulangba den Hügel herunter zu den Hütten, in denen die Reisenden untergebracht waren. Sie schleppten ein gefesseltes Schwein, ein Büschel Bananen, mehrere Kalebassen mit Bananenwein und eine große Holzschüssel voll Hirsebrei.

»Ajang! Merqetek!« rief Bessas. Die beiden Dolmetscher kamen herbeigelaufen und übersetzten.

»König Ravonga sendet diese Speise seinem Freund König Bessas als Dank für die Geschenke, die er empfangen hat.«

»Also bin ich jetzt ein König?« brummte Bessas.

»König Ravonga wird morgen mit König Bessas sprechen. Morgen soll es außerdem ein Fest zu Ehren Mbolis geben. Der Großkönig hat dieses Fest befohlen aus Dankbarkeit gegen den Gott, weil dieser ihm einen so interessanten Freund geschickt hat.«

»Sagt König Ravonga, wir danken ihm und freuen uns auf eine weitere Begegnung mit ihm. Und jetzt, meine Freunde, berichtet mir, was ihr herausgefunden habt.«

Ajang ergriff das Wort. »Wir haben zwei Speerträger gefunden, die mit Freuden Gelegenheit nahmen, mit uns zu plaudern. So wisse: Die Stadt Ravonga gibt es erst seit neun Jahren. Die Geschichte ihrer Gründung aber lautet folgendermaßen: Die Hauptmasse der Akulangba lebt, wie ich euch sagte, mehrere Tagereisen weiter westlich von hier. Vor zehn Jahren nun starb König Mbomu, der Herrscher dieser Nation, und er hinterließ fünfundsiebzig Söhne, denn natürlich hatte König Mbomu viele Frauen.

Der älteste dieser Söhne aber, Ngura, ließ seine vierundsiebzig Brüder sogleich ergreifen und feierte ein großes Fest, derweil seine Brüder bei lebendigem Leib verbrannt wurden – alle bis auf einen: Ravonga. Ihm gelang es, in der Nacht vor seiner Verbrennung zu fliehen, indem er die Männer, die ihn bewachen sollten, tötete.

Mehrere Monde lang lebte Ravonga als Geächteter. Er hatte geglaubt, er könne genug Getreue um sich scharen, um seinen Bruder zu stürzen, doch Ngura erwies sich als zu stark und gerissen. Die Akulangba fanden jedoch in Ngura einen harten und grausamen Herrscher, und so stahlen sich viele davon und schlossen sich Ravonga an.«

»Wenn Ngura noch grausamer ist als Ravonga«, meinte Myron, »dann muß er in der Tat ein Ungeheuer sein.«

»Schließlich«, fuhr Ajang fort, »wurde Ravongas Bande so groß, daß sie sich mit Diebstählen und Raubzügen nicht länger ernähren konnte. So befolgte er den Rat eines Zauberers und marschierte mit seinen Anhängern und den Weibern, die sie geraubt hatten, drei Tage lang nach Osten. Hier stießen sie auf eine kleine Siedlung der Mbaba-ntu, wo sie die Männer und Kinder auffraßen und sich die Weiber nahmen. Seither haben noch mehr Flüchtlinge vor Nguras Tyrannei hier Zuflucht gesucht, so daß Ravonga inzwischen über den stärksten Stamm im Umkreis vieler Tagereisen herrscht.«

»Was halten diese Leute von Ravonga?«

»Sie verehren ihn. Sie sagen, er sei seit zehn Generationen der größte König bei den Akulangba nach dem göttlichen Basenga, welcher der Sohn des Gottes Mboli war.«

»Warum watschelt er?« Bessas imitierte Ravongas Stolzieren.

»Er ahmt den Gang des Löwen nach, um seinem Volk zu zeigen, daß er die Kraft und die Wildheit des Löwen besitzt.«

Myron drehte sich um und sah, wie eine neuerliche Prozession aus der königlichen Umzäunung kam. Männer gingen paarweise nebeneinander, und jedes Paar trug einen Leichnam bei den Händen und den Knöcheln. Sie trugen den Mann, der wegen Ehebruchs zu Tode gemartert worden war, und den Jüngling, den der König enthauptet hatte, und vier andere, zwei Männer und zwei Frauen. Den letzten vier war der Schädel eingeschlagen worden.

»Was geschieht dort?« fragte Myron.

»Dies«, sagte Ajang, »sind die Leute, die heute König Ravongas Mißfallen erregt haben. Man wirft ihre Leichen in den Fluß, damit die Krokodile sie fressen. Wenn der Großkönig Zeit hat, läßt er die Übeltäter fesseln und lebendig ins Wasser werfen. Dann schreitet er mit seinem Hofstaat am Ufer entlang flußabwärts und folgt den Opfern, bis sie an die Stelle gelangen, wo die Krokodile sie packen und ihnen die Gliedmaßen abreißen, indem sie sie im Wasser herumrollen.«

»Recht hast du, o Myron«, bekannte Bessas. »Ich bin wohl kaum ein wimmerndes Milchknäblein, aber hier geht es mir doch zu gewalttätig her. Wenn die Götter es wollen, werden wir morgen abmarschieren.«

Vor dem Morgengrauen erwachte Myron aus einem Traum und merkte, daß Ajang ihn schüttelte.

»Ihr großen Häuptlinge!« rief Merqetek, der Bessas weckte. »Die Ptoemphani sind fort!«

Brüllend sprang Bessas auf. »Fort? Was soll das heißen, Mann?«

»Sie haben sich in der Nacht davongestohlen. Alle, selbst Yilthak, sind verschwunden.«

Gähnend rieb Myron sich die Augen. »Ohne Zweifel haben sie von dem bevorstehenden Fest gehört. Sie kannten die Gastgeber und ahnten, daß man sie womöglich als Hauptgang vorgesehen hatte, und so räumten sie das Lager. Vielleicht waren sie klüger als wir.«

»Wißt ihr, was sie getan haben?« fragte Ajang. »Sie haben ihr Pombe aufgehoben und nichts davon getrunken, und dann haben

sie die Wachen damit bewirtet, bis diese Trottel einschlummerten.«

»Nun, damit ist das Parfüm wohl in der Suppe!« knurrte Bessas. »Das bedeutet, wenn wir von hier fortgehen –«

»Falls wir fortgehen«, warf Myron leise ein.

»– werden wir nur so viel von unserer Ausrüstung mitnehmen können, wie wir selber schleppen können. Wir sind jetzt nur noch – laß sehen – elf Leute, die Weiber und die schwarzen Burschen hier mitgerechnet. Wir können keine Geschenke für Barbarenfürsten mitnehmen, und Proviant nur für wenige Tage. Überdies glaube ich nicht, daß der alte Zayd einen solchen Marsch noch sehr lange wird durchhalten können.«

Ein königlicher Page schob den Kopf zur Tür herein und sagte etwas. Ajang übersetzte. »Es wird Zeit, zum König zu gehen, ihr Herren.«

Die Sonne erhob sich rot über der von Urwaldstücken durchbrochenen Savannenlandschaft, als König Ravonga aus seinem Palast trat. Wieder warfen sich Ravongas Untertanen flach in den Staub, während Bessas und seine Leute sich nur verneigten.

»Der König fragt, ob du noch mehr Geschenke für ihn hast.«

Bessas förderte weitere Perlen und Reifen zutage.

»Der König weiß, daß du zwei Frauen hast. Er wünscht, daß du sie ihm ebenfalls schenkst.«

Bessas und Myron wechselten einen Blick, und Bessas antwortete: »Sag dem König, daß die Frauen in einem zu schlechten Zustand seien, als daß man sie einem so großen König wie ihm schenken könnte. Wir müssen sie zuvor reinigen

und bekleiden.« Und Myron flüsterte er zu: »Das heißt, daß wir flüchten müssen, so schnell wir können.«

»Das sieht der König ein. Er hat auch erfahren, daß eure Träger über Nacht das Weite gesucht haben.«

»So ist es.«

»Nun, da ihr die übrigen Geschenke, die ihr mitgebracht habt, dann nicht mehr werdet tragen können, meint der König, könnt ihr sie ihm ebenso gut jetzt auch geben.«

»Sag Seiner Majestät, wir werden unser Bestes tun; ein paar Dinge werden wir aber behalten müssen, damit wir Weiterreisen können.«

»Außerdem, sagt der König, müßt ihr ihm die Ochsen geben, die ihr mitgebracht habt, denn sonst wird es bei dem Fest heute abend vielleicht nicht genug Fleisch für alle geben.«

»Gern gebe ich dem König diese Ochsen. Darf ich dem König jetzt ein paar Fragen stellen?«

Und Bessas erkundigte sich nach dem Sirrush und erfuhr, daß in der Umgebung von Ravonga jedenfalls kein solches Tier lebe. Was die elefantenfressenden Schlangen anging, so gab man ihm die gleiche Antwort. Von der dämonenverseuchten Steinfestung am Rande eines Sees am Fuße des Mondberges hatte der König wohl gehört, aber dem, was die Forscher bereits wußten, konnte er nichts hinzufügen.

»Der König möchte euch seinen Palast und seine Umgebung zeigen. Wollt ihr ihm folgen?«

König Ravonga watschelte in den schilfgedeckten Palast hinein. Die Forscher folgten unter dem Gesumm der Übersetzungen: »Hier ist das private Ruhegemach des Königs

… dieses ist der Schrein des Gottes Mboli, zu dem er seine Weiber und Kinder zum Gebet führt…«

Sie schlenderten weiter und gelangten in die Frauengemächer des Palastes. Eine junge Frau, nackt und anscheinend ein bißchen betrunken, näherte sich dem König unter törichtem Gekicher. Der König schrie nach seinem Henker, und dieser erschien sogleich, warf der Frau eine Schnur um den Hals und schleifte die herzzerreißend Heulende davon.

Ungerührt setzte König Ravonga seine Führung fort. Er geleitete seine Besucher zum Hinterausgang des Palastes. Hier war eine große Fläche vielen verschiedenen, mit dem Palast in Zusammenhang stehenden Zwecken gewidmet: Es gab Hütten für die königlichen Bediensteten, eine Hinrichtungsstätte, den privaten Gemüsegarten des Königs, einen Spielplatz für die königlichen Kinder und eine große Grube, die von einem niedrigen Zaun umgeben war.

»Was ist das?« fragte Bessas. Myron spähte über den Zaun, und neuerliches Grauen ließ seine Haut prickeln.

Im dampfenden Sonnenlicht lagen sieben menschliche Wesen. Alle waren lebendig, alle nackt, und alle hatten ein oder beide Beine gebrochen. Vier von ihnen waren Schwarze und im Ganzen von ähnlichem Aussehen wie die Akulangba.

Die drei anderen waren kleine Männchen, nur etwa vier Fuß groß und von etwas hellerem Braun als die Akulangba. Myron fand, daß es die häßlichsten kleinen Männer waren, die er je gesehen hatte, mit ihren Spitzbäuchen und dürren Gliedmaßen. Mit ihren breiten Mündern und dem zurückweichenden Kinn hatten sie ein affenähnliches Aussehen. Sieben Paar Augenlider hoben sich, und sieben Augenpaare blickten dumpf zu den

Herabschauenden auf.

»Was tun diese Leute dort?« erkundigte sich Bessas.

»Der König sagt, es seien Ausländer, die seine Leute kürzlich gefangen hätten. Sie sind für das Fest heute abend bestimmt.«

Myron verspürte eine Woge der Erregung in sich. »Sag dem König, daß ich in der Ferne von den Pygmäen gehört habe, obgleich ich erwartet hatte, daß sie noch kleiner sein würden. Der größte Dichter meines Volkes spricht von ihnen.«

»Oh«, sagte der König. »Spricht dieser Dichter auch von mir?«

»Nein.«

Der König runzelte die Stirn. »Dann kann er kein besonders guter Dichter sein.«

»Sag Seiner Majestät«, ergänzte Myron hastig, »daß dieser Dichter vor langer, langer Zeit lebte, bevor wir auf der Welt waren.«

»Der König hat verstanden. Er sagt auch, er fürchtet, daß die beiden älteren Tikki-Tikki vielleicht zu mager und zäh sein könnten. Der mit dem grauen Haar ist ein Häuptling, aber davon wird er nicht wohlschmeckender.« König Ravonga lachte herzhaft über seinen eigenen Scherz.

Myron konnte sich nicht versagen zu fragen: »Wenn der König so viele seiner Untertanen hinrichtet, wieso muß er dann im Ausland nach Menschenfleisch jagen?«

Bessas runzelte warnend die Stirn, doch es war zu spät. Als die Frage übersetzt war, riß König Ravonga entsetzt die Augen auf.

»Der König sagt: Willst du vorschlagen, wir sollten unsere

eigenen Stammesgenossen essen? Das wäre böse! Eßt denn ihr in eurer Heimat eure eigenen Brüder?«

»Nein. Wir essen überhaupt keine Menschen.«

»Der König sagt, König Bessas habe ihm aber erzählt, was für mächtige Krieger die Perser seien und was für glorreiche Kriege sie führten. Wenn die Toten nicht verspeist werden, was fangt ihr dann mit ihnen an?«

»Nichts«, antwortete Bessas. »Es sei denn, der siegreiche General könnte sich die Zeit nehmen, seine Gefallenen zu begraben.«

»Der König sagt, dann müßt ihr wahrlich ein böses Volk sein, wenn ihr ohne einen guten Grund Kriege führt!«

Bessas sah Myron an. »Weißt du, alter Mann, so habe ich es noch nie betrachtet. Sag dem König, es wäre leicht möglich, daß er recht hat.«

König Ravonga führte sie außen herum zum Vordereingang des Palastes. Der König fragte: »Ist der Palast deines Vaters, des persischen Königs, etwa größer oder prächtiger als meiner?«

In Bessas' Gesicht spiegelte sich ein innerer Kampf. Der Stolz auf sein Volk lag im Widerstreit mit der Notwendigkeit, dem König zu schmeicheln. Schließlich übernahm Myron es, zu antworten.

»Sage dem König, es sei schwierig, die relative Größe zweier solcher Gebäude zu beurteilen, wenn man sie nicht nebeneinander sehen kann. Wir laden ihn ein, nach Persepolis zu kommen und die beiden Paläste mit eigenen Augen zu vergleichen.«

»Der König sagt, das wolle er gern tun, obgleich viele

feindliche Völkerschaften den Weg dorthin gefährlich machen. Nach dem Fest, wenn die Sonne untergegangen ist, bittet er König Bessas zu sich in den Palast, um mit ihm Pombe zu trinken. Er mag einen Dolmetscher mitbringen.«

Der König stolzierte davon.

Die Reisenden speisten gut, wenngleich einige befürchteten, Menschenfleich zu verzehren, ohne es zu wissen. Myron schnaubte.

»Ich möchte behaupten, dies ist nichts als gutes altes Rindfleisch – und zwar von einem unserer eigenen Ochsen. Außerdem, was machte es schon, wenn du wirklich einen Mundvoll Menschenfleisch verschlucktest? Der Mann wäre tot, und so könnte es ihn doch nicht mehr stören.«

»Du bist ein bedenkenloser Halunke, o Myron.« Zayd zupfte sich mit seiner knochigen Hand an seinem langen grauen Bart. »Wir können diesen grauenvollen Gedanken nicht alle so kaltblütig ins Auge blicken wie du.«

Myron verbarg ein Lächeln. »Bessas, weshalb hast du die Ochsen so bereitwillig hergegeben? Wir hätten sie noch gebrauchen können –«

»Weil sie alle diese Krankheit haben, die sie Nagana nennen, und deshalb wären sie sowieso bald eingegangen.« Bessas erhob sich und wischte sich den Mund ab. »Und jetzt muß ich zu unserem freundlichen König gehen und mit ihm Pombe trinken."

»Vergiß nicht, was die bei General Pu –«

»Jawohl, Lehrer. Womöglich weiß Kothar gar einen

Zauberspruch gegen die Trunkenheit – eh, Hexenmeister? Wenn ja, so beginne schon, ihn zu murmeln!«

Bessas verschwand. Innerhalb und außerhalb der königlichen Palisade tanzten die Akulangba endlos zum Klang von Trommeln und Rohrflöten. Die Flöten spielten dieselbe einfache Melodie wieder und wieder, während die Trommeln in verschlungenen und stets sich wandelnden Rhythmen dröhnten.

Myron ging nervös auf und ab. Er verfluchte König Ravonga im stillen, weil dieser ihn zu seinem abendlichen Trinkgelage nicht eingeladen hatte und er somit kein Auge auf Bessas haben konnte. Er verfluchte Bessas, der vermutlich versuchen würde, seinen Gastgeber unter den Tisch zu saufen und sich dabei einen schnarchenden Vollrausch zuziehen würde. Er verfluchte sich selbst, weil er in eine solche Klemme geraten war, und er verfluchte Phyllis, weil es ihm Gewissensbisse verursachte, sie solchen Gefahren auszusetzen. Wäre es nicht eine hübsche Ironie, dachte er, wenn der Mann, dem die größte Entdeckung unserer Zeit gelungen war, in Stücke geschnitten und gekocht würde, um den Hunger wilder Eingeborener zu stillen?

Viele Stunden später hörte er draußen schweres Atmen. Dann füllte Bessas den Eingang der Hütte aus. Der Baktrier bückte sich, um hereinzukommen, und trug einen großen, in seinen Mantel gewickelten Gegenstand in den Armen. Als er sprach, klang es leise und eindringlich.

»Merqetek, Ajang, stellt euch in die Tür und versperrt sie! Sieh nur, was ich habe!"

Er wickelte den Gegenstand aus, der stöhnte. Es war der älteste der drei Pygmäen, die sie am Morgen in der Grube gesehen hatten.

»Ihr Götter!" hauchte Myron. »Wie hast du den bekommen?«

»Ich bin zur Hintertür des Palastes hinausgeschlüpft, als alle Akulangba schliefen, habe den Zaun niedergerissen und bin in die Grube hinuntergeklettert. Die wir gesehen haben, waren alle weg, bis auf zwei Pygmäen. Beide konnte ich nicht mitnehmen, und so habe ich den genommen, der uns am meisten nützen wird: den Häuptling.«

»Was ist mit dem König?«

»Der schnarcht. Er hat versucht, mich unter den Tisch zu trinken. Deine mißbilligenden Blicke kannst du dir ruhig sparen; ich habe eine Handvoll Kahawa-Beeren gekaut, und da hätte es schon mehr gebraucht als dieses Bananensaft-Geschlabber, unr mich zu berauschen. Aber ich bin so voll von Pombe, daß es in meinem Bauch gluckst, wenn ich gehe. Doch jetzt gebt acht! Wir verschwinden noch heute Nacht. Die meisten der Akulangba sind eingeschlafen, und unseren Bewachern wird es nicht anders ergangen sein. Ich habe dafür gesorgt, daß auch sie ihren Teil am Pombe bekamen. Jeder von euch soll jetzt sein Gepäck durchgehen und mitnehmen, was am wichtigsten ist – alle Waffen beispielsweise, aber weder Zelte noch Glasperlen, noch Kleidung. Seht zu, daß ihr nicht mehr als ein halbes Talent zu schleppen habt. Unterdessen werde ich diesem Kerlchen hier das Bein richten; ich verstehe genug von der Feldchirurgie, um es zu können. Besorgt mir ein paar Stöcke zum Schienen, und gebt mir Gurte, mit denen ich sie festbinden kann.«

Im Morgengrauen sah man zwölf Gestalten durch Wiesen und Haine im Süden von Ravonga huschen. Kleine Antilopen flüchteten in weiten Sätzen vor ihnen, große hoben nur die Köpfe und schauten erstaunt herüber. Groteske Warzenschweine

trabten davon, die Schwänzchen steil in die Luft gereckt. Ein Löwe verfolgte die Gesellschaft eine Zeitlang, aber er trollte sich, als Bessas ihn anbrüllte und seinen Speer schüttelte.

Alle trugen Bündel auf dem Rücken, und Bessas hatte außerdem den Pygmäen-Häuptling auf der Schulter sitzen. Das gebrochene Bein des kleinen Mannes war unter der rohen Schiene angeschwollen und hatte sich verfärbt. Obwohl das Geschaukel ihm starke Schmerzen bereiten mußte, ließ er sich jedoch, abgesehen von einem gelegentlichen Grunzen, nichts anmerken.

Als der Pygmäe erfuhr, daß er nicht gefressen werden sollte, wurde er gesprächig. Neben der Sprache seines Stammes verstand er auch Mbabantu, die Hauptsprache dieser Gegend, so daß Ajang und Merqetek übersetzen konnten, was er sagte.

Der Pygmäe hieß Dzaka und war Häuptling der östlichen Tikki-Tikki.

»Er sagt«, erklärte Ajang, »meine Horde schlug ihr Jagdlager in, wie sie glaubte, sicherer Entfernung von Ravonga auf. Wir waren dort, weil die Akulangba ungeschickte Jäger sind und ihr Land deshalb reich an Wild ist. Aber ein Kriegertrupp der Akulangba fand unser Lager und überfiel uns. Ich und zwei andere versuchten, zu kämpfen, während die übrigen in den Busch flüchteten, aber die großen Männer warfen ein Netz über uns und fingen uns, als wären wir Buschferkel. Ein Kind fingen sie auch, aber das schlachteten und verspeisten sie an Ort und Stelle. Dann fesselten sie uns und schleppten uns nach Ravonga, wo wir vor zwei Tagen eintrafen. Sie brachen jedem von uns ein Bein und warfen uns in diese Grube. Zwar bin ich froh, daß ich nicht gefressen werde. Aber wenn ihr nicht vorhabt, mich zu

fressen, weshalb habt ihr mich den Akulangba dann weggenommen?«

»Sag ihm, in diesem wilden Land kann man nie genug Freunde haben«, erklärte Bessas. »Wir dachten uns, wenn wir ihn retten, wird er uns vielleicht auch nützlich sei können. Wir brauchen jemanden, der uns dahin führt, wohin wir wollen, und vielleicht kann er seine Stammesbrüder überreden, uns zu helfen.«

»Er sagt, das will er gern tun. Aber er weiß nicht, wohin der Rest seiner Horde sich geflüchtet hat, und ihr werdet Hilfe brauchen, ehe er sie findet. Denn die Akulangba werden euch mit Hunden verfolgen, und er kann nicht mit seinen Leuten sprechen, weil die Akulangba es hören würden.«

»Was meint er – mit seinen Leuten sprechen?«

»Mit einer Trommel.«

Bessas und Myron befragten Dzaka nach seinem Volk und seiner Lebensweise. Sie waren ein reines Jägervolk. Obwohl sie manchmal mit den Mbabantu Handel trieben und Fleisch gegen Gemüse und Werkzeuge eintauschten.

Was die Gewohnheiten der Tiere anging, so war Dzaka, wie sie feststellten, eine Fundgrube voller nüchterner, sachlicher Informationen. Sirrushe oder elefantenfressende Schlangen gab es nicht, versicherte er ihnen – wenigstens nicht im Umkreis von siebzig oder achtzig Meilen. Er hatte das ganze Land durchstreift und kannte es so gut wie seine eigene Handfläche.

Und da sie gerade von Tieren sprächen, meinte Dzaka, sei es nun ratsam, einem Umweg nach links zu machen.

»Wieso?« fragte Bessas.

»Mbogo.«

Myron spähte durch das hohe Gras, doch er sah keinen Büffel. Als die Kolonne aber ein Stück weit in die Richtung gegangen war, die Dzaka ihnen gewiesen hatte, erblickte er den riesigen schwarzen Bullen, der etwa hundert Schritte weit abseits mit erhobenem Maul dastand und zu ihnen herüberstarrte. Als die Gruppe sich entfernte, graste der Bulle weiter.

»Ihr müßt wissen«, erläuterte Dzaka »daß ein einzelner Büffel gefährlicher ist als eine Herde und daß man ihm daher viel Platz lassen sollte.

»Warum?« fragte Bessas.

»Nun«, antwortete der Pygmäe, »wenn du auf die Herde zuläufst und brüllst und die Arme schwenkst, wird sie fast immer davonlaufen. In einer Herde gibt es immer mindestens ein ängstliches Tier, und wenn es flieht, werden die anderen auch fliehen.

Aber ein einzelner Büffel ist vielleicht nicht ängstlich, und er kann dich töten, wenn du ihm nicht aus dem Weg gehst.«

»Was hältst du für das gefährlichste Tier in diesem Land?« fragte Bessas.

Dzaka überlegte ein Weilchen und kicherte dann. »Rate«, sagte er.

»Den Löwen?«

»Nein.«

»Den Elefanten?«

»Nein…«

Als er alle großen afrikanischen Tiere aufgezählt hatte, die er kannte, gab Bessas auf. »Wohlan, welches ist es dann? Irgendein Ungeheuer, dem wir noch nicht begegnet sind?«

»Es ist der *nyuki.«*

»Was?«

Dzaka beschrieb mit einer Gebärde ein Tier von der Größe eines Fingergliedes. »Bs-s-s-s! Bs-s-s-s-s!« machte er und beschrieb dabei Kreise mit dem Zeigefinger. Dann berührte es sich selbst und schrie: »Eh! Eh!«

»Ich glaube, er meint eine Biene oder eine Wespe«, meinte Myron.

»Eine Biene?« wiederholte Bessas. »Ja, das kann wohl sein. Mit allen anderen Tieren kann man kämpfen, man kann sie täuschen, vor ihnen weglaufen, sich verstecken, auf einem Baum klettern, aber nichts davon rettet dich vor einem Schwärm wütender Bienen. Gebe Mithra, daß wir keinem begegnen! Aber jetzt sage mir, Meister Dzaka, woher der Astasobas – der ›Fluß‹, wie die Menschen ihn hier nennen – kommt.«

Als dies übersetzt war, antwortete Dzaka, jawohl, der Astasobas entspringe in der Tat einem großen See, dem Lutta Nzige, das »Glänzender Töter der Heuschrecken« bedeute. Viele andere Flüsse und Bäche speisten diesen und andere Seen in jener Gegend, so daß niemand sagen könne, wo der Astasobas nun wirklich beginne, da sich das Wasser aus all diesen Flüssen zu ihm vereinige.

»Ich verstehe«, sagte Myron. »Wir erörtern die Frage, wo ein bestimmter Fluß entspringt. Diese Frage ist aber im Grunde bedeutungslos, denn ein Fluß entspringt an so vielen Orten, wie

er Zuflüsse hat.«

»Nun, wir können jedenfalls wahrheitsgemäß sagen, daß wir an der Quelle des Nil gewesen sind«, erwiderte Bessas, »auch wenn wir nicht jeden seiner Zuflüsse bis zu seiner Quelle verfolgen. Meister Dzaka, hast du denn schon von der steinernen Festung des Königs Takarta gehört?«

Ja, sagte Dzaka, er wisse von der Burg und auch von dem Dämonen, der sie bewache. Aber die Tikki-Tikki hätten sich um diese Angelegenheit nicht weiter gekümmert, da sie keinen Grund gehabt hätten, zu glauben, sie könnten den Dämon töten oder er würde sich, wenn sie es denn könnten, als eßbar erweisen.

»Ein praktisch denkendes Volk«, bemerkte Bessas. »Myron, mein *fravashi* sagt mir, daß wir verfolgt werden. Nun könnte ich mit diesem Bürschlein auf meinen Schultern fünfzehn Meilen weit laufen, ohne müde zu werden. Aber der Shaykh und die Mädchen sind der Erschöpfung nahe. Was, bei den sieben babylonischen Höllen, sollen wir also tun?«

»Weitergehen, denke ich«, sagte Myron. »Noch haben sie uns nicht eingeholt. Ja, wir wissen nicht einmal, ob sie uns wirklich verfolgen.«

»Hoffen wir –« begann Bessas, doch Dzaka fiel ihm ins Wort.

»Ich höre Hundegebell hinter uns.«

Niemand außer ihm hörte etwas. Eine Stunde lang stapften sie so weiter. Dann sagte Bessas: »Jetzt höre ich es auch. Du warst voreilig mit deinen Hoffnungen, o Myron.«

»Könnte es nicht eine Meute dieser gefleckten Wildhunde sein, die wir schon Antilopen haben hetzen sehen?« fragte

Myron.

»Nein«, sagte Dzaka. »Wildhunde bellen nicht so.«

Als sie eine Anhöhe erklommen hatten, schickte Bessas Merqetek auf einen Baum, damit er Ausschau halte. Der Dankala stand in einer Astgabel und beschirmte seine Augen mit der flachen Hand vor der Sonne. »Ich sehe sie«, rief er schließlich herunter. »Sie sind noch weit weg. Mindestens hundert sind es, mit Hunden … Jetzt sind sie wieder verschwunden.«

»Komm herab«, befahl Bessas. Der Baktrier stampfte mit den Füßen und fluchte in ohnmächtiger Wut. »Mögen die Würmer ihre Eingeweide fressen! Möge der Totendämon an ihren Gebeinen nagen! Mögen sie alle kinderlos bleiben! Wären wir nur ein paar mehr oder sie ein paar weniger, oder hätten wir Pferde, ich würde es auf einen Kampf ankommen lassen. In einem öden Bergland wie Gandara wäre es ein leichtes, irgendeine Felsenspitze zu finden, die eine Handvoll Männer jederzeit gegen eine Armee halten könnte, die versuchte, von unten heraufzuklettern. Im dichten Urwald, wie ich ihn in Hind gesehen habe, kann man seinen Verfolgern oftmals ein Schnippchen schlagen, etwa indem man in einem Bachbett marschiert. Aber hier…« Mit hilfloser Gebärde deutete er in die sanft gewellte, parkähnliche Landschaft. »Man kann nicht kämpfen, kann sich nicht verstecken, kann nicht fliegen. Allein könnte ich ihnen entkommen, aber aus unserer ganzen Schar könnte nur Ayang mit mir Schritt halten, und ich kann doch meine Gefährten nicht im Stich lassen.«

»Ich wünschte bei Zeus, wir hätten den Turm der Schnecke hier«, rief Myron. »Das war eine ausgezeichnete Festung. Wie

steht's mit Takartas Burg? Wie weit ist es bis zum Grillenmörder?«

»Neun Tagesmärsche«, sagte Dzaka. Myron grunzte.

»Könnten wir auf Bäume klettern?« schlug Kothar vor.

»Gewiß«, antwortete Bessas. »Bis sie uns von den Ästen schießen oder die Bäume niederbrennen. Gehen wir weiter!«

Wieder verging eine Stunde. Jetzt hörten alle das Gebell. »Nicht mehr lange«, sagte Bessas finster, »und sie werden uns sehen. O Shaykh, wollen wir die Weiber nicht lieber erschlagen, als sie diesen Teufeln in die Hände fallen zu lassen?«

»Diese Weiber«, versetzte Salîmat, »werden kämpfend an der Seite ihrer Männer sterben, wenn ihr uns Waffen gebt.«

»Diese Gelegenheit sollt ihr bekommen«, versprach Bessas.

»Wenn wir ein dichtes Gebüsch finden könnten«, keuchte Shaykh Zayd, »dann könnten wir dort hineinkriechen, und dann könnten sie nur einzeln auf uns eindringen.«

»Sie würden das Gebüsch in Brand setzen«, meinte Myron.

»Aber die Pflanzen hier sind naß vom Regen der vergangenen Nacht. Vielleicht würden sie nicht brennen?«

»Könnten wir sie nicht mit Pfeil und Bogen von uns fernhalten?« schlug Myron vor. »An Reichweite übertreffen wir sie, und ich bezweifle, daß diese ungefiederten afrikanischen Pfeile besonders zielgenau sind.«

»Wir haben nicht mehr genug Pfeile«, grollte Bessas. »Gehen wir weiter!«

Das Gebell wurde lauter.

»Es gibt einen Bach in dieser Gegend«, sagte Dzaka. „Wir

hätten ihn schon längst gesehen haben müssen.«

»Könnten wir nicht durch diesen Bach laufen, damit die Hunde unsere Witterung verlieren?« fragte Myron.

»Wenn sie uns nicht so dicht auf den Fersen wären, vielleicht«, erwiderte Bessas. »Aber jetzt würden sie uns im Wasser waten sehen.«

Als sie auf dem Gipfel der nächsten Anhöhe angekommen waren, erhob sich hinter ihnen ein vielstimmiges Geschrei, dünn noch in der Ferne. Myron sah sich um. Auf der vorigen Anhöhe, ungefähr sechs-, achthundert Schritte weiter hinter ihnen, wimmelte es von Menschen; aus dieser Entfernung sahen sie aus wie schwarze Ameisen.

»Nun«, sagte Bessas, »das wär's. Sie haben uns gesehen. Jetzt müssen wir laufen und uns irgendein Fleckchen suchen, das wir verteidigen können. Schon ein paar dicke Bäume, ständen sie nur dicht genug beieinander, wären besser als diese offene Wiese. *Yâ ahî«*

Der Baktrier trabte davon, und Dzaka hüpfte auf seiner Schulter.

17

Die Mondberge

Myron rannte, stolperte und rannte weiter. Sein Herz pochte, die Knie bebten ihm. Er schnappte nach Luft. Ein eiserner Ring schien seine Lunge zusammenzupressen. Er strich sich eine Biene aus dem Gesicht und rannte weiter.

Immerhin lief er besser als mancher andere. Bessas führte die Fliehenden an, und gleich hinter ihm lief der baumlange Ajang. Merqetek und die letzten der Araber – Labid, Umayya und Abras – rannten zusammen. Myron folgte ihnen keuchend. Als nächste kamen Kothar, Phyllis und Salîmat. Der alte Zayd taumelte am Schluß der Kolonne.

Auf der nächsten Anhöhe angelangt blieb Bessas stehen. Myron glaubte, er wolle nur auf die übrigen warten, doch dann sah er, daß Dzaka aufgeregt schnatternd nach vorn deutete. Als Myron den Gipfel erreicht hatte, erkannte er, daß der Bach, von dem Dzaka gesprochen hatte, gleich dahinter durch einen schmalen Graben strömte. Er war ein paar Schritte breit, aber seicht, und gurgelnd umfloß er einige herausragende Steine. »Wir dürfen hoffen«, sagte Bessas schroff. »Siehst du jenen Baum dort?«

»Ja,«, sagte Myron.

»Nun, so lasse deinen Blick etwa zehn Kubit weit in die Höhe wandern. Siehst du die großen Löcher dort im Stamm?«

»Ja.«

»Siehst du noch etwas?«

»Ich sehe etwas, das aussieht wie eine Wolke von Insekten, welche die Löcher umsummen.«

»Nun, dies, sagt Meister Dzaka, sind Bienen. Ein Pfeil, in eines der Löcher geschossen, würde den Schwärm erzürnen. Nun schau über die Böschung dieses Bachlaufes. Siehst du den großen Baum, der halb umgestürzt ist, so daß seine Wurzeln freiliegen?«

Myron sah ein Stück von einer natürlichen Höhle, die der umstürzende Baum in den Boden gerissen hatte. Der Bach hatte die Erde, in der dieser Baum gewachsen war, fortgeschwemmt, bis ein Windstoß ihn umgeworfen hatte. Aber er war nicht ganz und gar zur Erde gestürzt, weil seine Äste sich im Geäst seiner Nachbarn verfangen hatten. Die große, halbrunde Wurzelscheibe ragte nun schräg aus der Bachböschung und bildete das Dach der Höhle, während die verbliebene Erde ihren Boden darstellte.

Bessas gab Dzaka behutsam an Ajang weiter. »Schlüpft dort in diese Höhle, ihr alle. Verbergt euch, so gut ihr könnt.«

»Wenn wir unsere Zelte noch hätten –« murrte Kothar.

»Schweig still und tu, was ich sage!« fauchte Bessas. »Und schafft Platz für mich, denn wenn ich komme, werde ich in Eile sein.«

Ajang wollte Dzaka in die Höhle legen, doch dann wich er mit einem Schreckensschrei zurück. *»Nyoka mkubwa\«* schrie der Pygmäe.

»Was ist da? Mäuse?« fragte Bessas.

»Große Schlange!« sagte Merqetek.

»Laß sehen… Bei Ahrimans Augäpfeln, es stimmt! Ist sie giftig, Dzaka?«

Myron hörte die Antwort nicht, aber Bessas bückte sich, kroch halb in die Höhle und kam rückwärts wieder heraus. Am Hals, dicht hinter dem Kopf, hatte er eine scheinbar endlose Python gepackt. Die Kiefer der Schlange klafften gähnend auseinander, ihre gespaltene Zunge zuckte, und sie zischte wie ein kochender Kessel. Sie war wohl zehn Fuß lang und so dick wie Myrons Unterarm, und sie wand und schlängelte sich und versuchte, ihrem Bezwinger eine Schlinge um den Hals zu legen.

»Platz da!« bellte Bessas.

Die Frauen kreischten, und auch die Männer ächzten und schrien. »Mertseger!« rief Kothar und wich einige Schritte zurück.

Mit mächtigem Schwung schleuderte Bessas das Reptil auf die andere Seite des Baches. In zahllosen zuckenden Windungen traf es auf die gegenüberliegende Böschung, zischte, glitt hinunter ins Wasser und schwamm so schnell wie ein Pfeil stromabwärts, bis es nicht mehr zu sehen war.

»Sie war vielleicht nicht groß genug, um einen Elefanten zu verschlingen«, bemerkte Myron. »Aber, beim Herakles, für mich war sie groß genug!«

»Aber jetzt hinein mit euch!« sagte Bessas. »Die Menschenfresser werden hier sein, noch ehe ihr einen Vierzeiler singen könnt.«

Myron kroch in die Höhle und störte einen Schwärm Skorpione und Tausendfüßler auf. Da der nackte Ajang keinen

Mantel besaß, teilte Myron den seinen mit dem stark riechenden Alab. Unter Gegrunze und Gequieke suchten sich auch die anderen ihren Platz. Männer fluchten leise, wenn sie mit dem Kopf unter die niedrige Decke stießen und der Lehm auf sie herabrieselte. Einige murmelten Gebete an ihre jeweiligen Götter.

Dann trat Stille ein. Myron hörte das Summen der Bienen und – leise, aber anschwellend – das Kläffen der Hunde, denen die Akulangba folgten.

Das Gebell wurde immer lauter. Jetzt hörte Myron auch die Rufe der Kannibalen und dazu die Geräusche einer großen Schar laufender Menschen. Er hörte das Rascheln von Füßen im Gras, das Klappern von Bögen und Speeren und Schilden, das Rasseln und Klirren von Schmuck und Ketten, aber dies alles vermischte sich miteinander und klang wie das Gebrumm nächtlicher Insekten.

Noch ein Laut drang an sein Ohr: Das Singen des Partherbogens. Wieder hörte er es, und noch einmal. Dann das dumpfe Stampfen von Stiefelschritten, und dann war Bessas zwischen ihnen.

»Sie haben mich gesehen, verflucht!« murmelte der Baktrier. »Aber ich habe zweimal gut getroffen.«

Die Rufe der Akulangba verwandelten sich in triumphierendes Jauchzen. Myron erwartete jeden Augenblick, einen Strom glänzender schwarzer Körper über die Uferböschung herunterquellen zu sehen.

Doch dann wurden die lauten Rufe der Verfolger zu Schmerzens- und Schreckensschreien. Das Summen der Bienen

schwoll an, bis es klang wie der Ton einer riesigen Lautensaite, die auf indische Art mit einem Bogen gestrichen wurde. Die Akulangba kreischten, und ihre Hunde heulten. Das ganze Getöse entfernte sich, schwand und erstarb schließlich ganz.

»Ich bin gestochen!« ächzte jemand in der Höhle plötzlich.

»Nicht bewegen!« mahnte Bessas.

»El« schrie Myron auf, als ein scharfer Schmerz in der Wange ihm zeigte, daß einer der kleinen Quälgeister jetzt auch ihn entdeckt hatte.

»Wir müssen hierbleiben, bis es dunkel ist«, sagte Bessas. »Die Bienen gehen dann schlafen.«

Die Stunden schlichen dahin. Noch einige der Flüchtlinge wurden gestochen. Als die allmählich herabsinkende Dämmerung draußen das Ende des Tages verkündete, schlüpfte Bessas hinaus, um sich umzusehen.

»Die Bienen sind weg«, berichtete er, als er zurückgekehrt war. »Drei der Akulangba haben nicht mehr fliehen können; ihre Leichen liegen auf der nächsten Anhöhe. Von den übrigen ist keine Spur zu sehen; ich denke also, daß wir hinausgehen können.«

Die Forscher krochen nacheinander aus der Höhle und streckten die verkrampften Glieder. Salîmat schrie auf.

»Mein Vater!«

Bessas hob den Alten behutsam aus der Höhle und setzte ihn am Rand des Wassers nieder. Zayd war bei Bewußtsein, aber sein Atem ging stoßweise.

»Mein Herz schmerzt«, krächzte er. »Laßt mich ein Weilchen rasten, dann wird es mir wieder bessergehen. Ich hatte so etwas

schon öfter.«

»Ist es möglich, daß die Akulangba zurückkommen?« erkundigte Myron sich bei Bessas.

»Hoffentlich nicht, aber man kann nie wissen.«

Nach einer Weile raffte der Shaykh sich auf. »Ihr guten Leute«, sagte er, »ich muß mit meinen Stammesgenossen über Familienangelegenheiten sprechen. Wenn ihr übrigen mich also liebt, dann zieht ihr euch zurück, damit ich es unbelauscht tun kann.«

Diejenigen, die keine Araber waren, erhoben sich und setzten sich an den Rand der Böschung, wo sie im Dämmerlicht ihr karges Mahl kauten, bis Salîmat kam und Bessas, Myron und Phyllis bat, sich zu der Ratsversammlung zu begeben.

»Hört, was mein Vater zu sagen hat«, sagte sie.

»O Bessas von Zariaspa«, sagte der Alte, »ist es immer noch dein Wunsch, meine Tochter zu heiraten?«

»Jawohl, Herr, sofern sie es auch will.«

»Sie hat beschlossen, mit Freuden dein Eheweib zu werden – unter einer Bedingung: Du mußt gleichzeitig auch ihre Freundin Phyllis, die Makedonierin, heiraten. Sie weiß ja, daß Phyllis dich fest in ihr Herz geschlossen hat. Phyllis aber ist ihre liebste Freundin, und von ihr wird sie sich um keinen Preis trennen.«

Bessas schluckte wie jemand, dem es die Sprache verschlagen hatte, und sah Myron an.

»Äh … genaugenommen ist Phyllis aber Myrons Sklavin.«

Myron verspürte einen leisen Stich – weniger aus unerwiderter Liebe, obwohl er Phyllis auf väterliche Art recht liebgewonnen hatte; nein, es war eher so etwas wie ein Stich der

Eifersucht, weil Bessas beide Mädchen bekam, nur weil er jung, stark und von gottgleicher Lebenskraft war, wogegen Myrons überlegene Weisheit und Bildung gar nichts gelten sollten.

Doch Myron gab seinem Herzen einen Stoß. Er hätte mit Phyllis nach seinem Belieben verfahren können, und er hatte sich dafür entschieden, den Dingen ihren eigenen Lauf zu lassen. Außerdem war das Mädchen ja auch ein bißchen langweilig.

»Ich werde mich glücklich schätzen, Phyllis freizulassen und sie dir zum Weibe zu geben«, sagte er daher. »Das heißt, wenn sie es wünscht.«

»Mögen die Götter dich mit ihrem Segen überfluten, Meister«, sagte Phyllis. »Ich wünsche es mehr als alles.«

»Auch ich habe eine Bedingung zu stellen«, sagte Zayd. Er saß jetzt aufrecht, und seine Stimme hatte an Kraft gewonnen. »Krankheit und Krieg haben meine Söhne dahingerafft; Salîmat ist das einzige Kind, das mir geblieben ist. Wenn ich nicht mehr bin, werden die Banu Khalaf keinen Shaykh haben. In unserem Klan ist es Sitte, daß der Shaykh – oder, sollte er eines plötzlichen Todes sterben, seine Familie – der Stammesversammlung einen seiner Söhne oder Neffen oder Schwiegersöhne als seinen Nachfolger benennt. Lehnt die Versammlung seinen Vorschlag ab, darf der Shaykh noch einen zweiten unterbreiten. Wird auch dieser zurückgewiesen, kann sich jedermann zur Wahl stellen.

Nun habe ich mich mit Salîmat, Labid, Abras und Umayya beraten. Da wir dich über die Maßen lieben und schätzen, wollen wir, daß du der Shaykh der Banu Khalaf wirst, wenn ich dahingegangen bin.«

»Aber –«, sagte Bessas.

»Gewiß, du bist kein Khalafi; du bist nicht einmal ein Araber. Aber du sprichst unsere Sprache, wenn auch nicht allzu gut, und du verstehst unsere Gebräuche. Ich kann dich an Sohnes statt annehmen, und du kannst dein Arabisch vervollkommnen. Meine Männer werden die Adoption bezeugen. Wenn ihr zur Hundert-Meilen-Oase zurückgekehrt seid, werden sie dem Stamm deinen Namen vortragen. Was hast du dazu zu sagen?«

»Du weißt, daß ich nach Persepolis zurückkehren muß.«

»Und? Wir sind es gewöhnt, tausend Meilen weit zu reisen. Ein Khalafi macht sich nichts daraus, seinen Stamm um irgendeiner Handelsunternehmung willen zu verlassen, ein Jahr lang auf Reisen zu gehen und dann seinen Platz in den Zelten wieder einzunehmen. Solange du den Stamm als deine Heimat ansiehst und den Wunsch hast, dorthin zurückzukehren, wirst du einer der Unsrigen sein.«

»Ich muß nachdenken«, sagte Bessas. Einige Ush lang wanderte er gemessenen Schritts am Ufer des Baches auf und ab. Dann wandte er sich wieder den Arabern zu. »Ich werde es tun!«

»*Tayyib!* So ruft die anderen herbei, auf daß sie unseren Pakt bezeugen können … Damit nun das Eheversprechen zwischen uns verbindlich sei, mußt du mir ein Brautgeld zahlen. Es müßte eigentlich aus Kamelen bestehen, aber da wir hier keine Kamele haben, genügt auch irgend etwas anderes.«

Bessas knüpfte das Leibtuch auf, in dem er seine wenigen verbliebenen Dareiken verwahrte. Einen davon gab er Zayd, und dieser sagte: »Ich, Zayd ibn-Harith, nehme dieses Gold

entgegen und gebe dir, Bessas, Sohn des Phraates, dafür meine Tochter Salîmat zum Weibe. Liebe und achte sie, und wenn du dir andere Frauen nimmst, behandle sie so gut wie diese und gib ihr einen gerechten Anteil an deiner Gesellschaft bei Tag und bei Nacht. Mögen al-Ilâh und al-Ilât dir viele starke und furchtlose Söhne schenken. Und jetzt sprich mir nach: ›Vor diesen Zeugen …‹«

Und Bessas sagte: »Vor diesen Zeugen … nehme ich, Bessas, Sohn des Phraates … Salîmat bint-Zayd zur Frau … Ich werde sie lieben und achten und gut behandeln … und ihr keine anderen Frauen vorziehen.«

»Nun denn«, sagte Zayd, »so nehme ich dich, Bessas, vor diesen Angehörigen der Banu Khalaf an Sohnes statt an und bestelle dich zum nächsten Shaykh der Banu Khalaf in meiner Nachfolge.« Er sah seine Araber an. »Ist es gut so?«

»Tayyib!«

»Und nun sollt ihr Bessas Treue schwören für den Rest dieser Reise, als wäre er schon euer Shaykh. Holt mir einen scharfkantigen Stein.«

Die Feuersteinspitze eines Speers, den einer der Akulangba auf der Flucht weggeworfen hatte, erfüllte diesen Zweck. Bessas setzte sich dicht neben Zayd, den drei jungen Arabern gegenüber; zwischen ihnen lagen sieben Steine. Mit der Speerspitze brachte Zayd jedem von ihnen einen kleinen Schnitt an der Handfläche dicht unterhalb des Mittelfingers bei. Dann tauchte er einen Zipfel von Bessas' Hemd in das Blut seiner Wunde und berührte die sieben Steine mit dem blutbefleckten Stoff. Ebenso verfuhr er mit jedem der Araber, und dabei sagte er: »Wer unter euch diesen Schwur bricht und gegen ihn

verstößt, den soll der Fluch al-Ilähs und al-Iläts treffen. Mögen seine Kamele an der Maul- und Klauenseuche verenden. Mögen die Dämonen der Wüste mit seinen Gebeinen spielen …«

Als Zayd geendet hatte, küßten die Araber nacheinander Bessas' Hemdsaum und gelobten ihm Gefolgschaftstreue und Gehorsam. Bessas hingegen versprach ihnen Schutz, Gerechtigkeit und einen gebührenden Teil der Beute aus allen Raubzügen und Überfällen. Als alles vorüber war, küßte Bessas seine Braut zärtlich und sah dann in die Runde.

»Was nun, meine Freunde?«

Myron hatte unterdessen geschrieben. Jetzt reichte er Phyllis das Stück Pergament und sagte: »Vor diesen Zeugen gebe ich, Myron Perseos von Miletos, dich, Phyllis, Tochter des Philippos von Aineia, ohne irgendwelche Vorbehalte oder Einschränkungen frei. Dies ist eine entsprechende schriftliche Erklärung.« Einigermaßen hastig fügte er hinzu: »Bitte hüte sie wohl, denn auf der Rückseite befinden sich einige meiner Aufzeichnungen über die Religionen Ägyptens, und diese Aufzeichnungen will ich abschreiben, wenn wir wieder in zivilisierte Gegenden gelangt sind. Nun aber laßt sehen, wer von euch mir etwas Geld leihen kann. Dies soll eine griechische Zeremonie werden, und das bedeutet, daß Phyllis eine Mitgift bekommen muß.«

Zayd gab Myron seinen Dareikos, und dieser reichte ihn Phyllis mit den Worten: »O Bessas, Sohn des Phraates, vor diesen Zeugen gebe ich, Myron Perseos, in Stellvertretung des Vaters dieser Phyllis, Tochter des Philippos, der seines Amtes hier nicht walten kann, hiermit meine eben genannte Freigelassene, besagte Phyllis, dir zum angetrauten Weibe.

Auch gebe ich in deine Obhut ihre Mitgift, welche besteht aus einem Dareikos in Gold. Diesen Besitz sollst du verwalten und dessen Nutznießer sein, doch er soll zu ihr zurückkehren im Falle der Ehescheidung oder der Witwenschaft, oder, falls sie vor dir aus dem Leben scheidet, ihren Kindern zufallen. Du sollst sie lieben und achten immerdar, und mögen Zeus und Hera und Hymen und Aphrodite und Artemis und alle anderen Götter eurem Bunde ihren Segen geben und euch viele glückliche Jahre schenken. Und jetzt sprich mir nach: › Vor diesen Zeugen gelobe ich, Bessas, Sohn des Phraates …‹«

Bessas räusperte sich. »Vor diesen Zeugen gelobe ich …«

»Und nun«, sagte Myron, als Bessas seinen Eid abgelegt hatte, »werden wir eine Hymne an Hymen singen. Da Phyllis und ich die einzigen sind, die sie kennen, und ich die Töne nicht sauber zu treffen vermag, wird eine Strophe, denke ich, ausreichen. Kennst du *Stimmt die Lyra, hängt auf die Ranken grün,* Phyllis?«

»Ja.«

»Dann laß uns beginnen: *Stimmt die Lyra, hängt auf die Ranken grün …«*

Vor lauter Aufregung sang Phyllis: »Hängt die Lyra, stimmt auf die Ranken grün«, aber außer Myron bemerkte das niemand. Die Gesellschaft betete zu ihren diversen Göttern. Der Vorschlag, zur Feier der Hochzeit zu tanzen, wurde rasch verworfen, da man fürchtete, mit dem Lärm irgendwelche Feinde anzulocken, und so legte man sich bald zur Ruhe.

Dem Shaykh, der sich weitgehend erholt zu haben schien, wurde ein möglichst bequemes Lager bereitet. In einem

ungestörten Augenblick fragte ihn Myron: »Was, o Zayd, hat dich bewogen, deine Meinung über die Reinheit eures Blutes zu ändern?«

»Meine Tochter hat die Entscheidung getroffen. Zudem haben die Götter mir ins Ohr geflüstert: ›O Zayd, es kann sein, daß du diese Reise nicht überlebst; daher solltest du dein Haus in Ordnung bringen.‹ Einen solchen Ratschlag soll man nicht gering achten, wiewohl ich hoffe, noch viele Jahre vor mir zu haben.«

Aber am nächsten Morgen war der alte Mann tot. Sie begruben ihn, beweinten ihn kurz und machten sich eilends auf den Weg.

Während des Marsches am nächsten Tag fragte Myron, dessen Wange von dem Bienenstich wie eine Melone angeschwollen war: »Hat dir das Trinken mit König Ravonga gefallen, o Bessas?«

»Wenn dich ihr ständiges Gemetzel und ihr merkwürdiger Geschmack in Fragen der Ernährung nicht stört, sind die Akulangba in gewisser Weise edle Menschen. Ihr Benehmen und ihre Moral unterliegen strengen Gesetzen, und Ravonga gedenkt dafür zu sorgen, daß sie sich daran halten, und wenn er jeden einzelnen seiner Untertanen erschlagen und den Krokodilen vorwerfen muß. Als ihm der Bananenwein schon zu Kopfe gestiegen war, erklärte er mir: ›Die meisten Menschen sind schlecht. Sie lügen, betrügen, stehlen, treiben Unzucht und sind ungehorsam gegen ihren König, wann immer sie glauben, es ungestraft sein zu können. Diejenigen, die man gut nennt, sind meistens nur zu schwach oder zu ängstlich, um schlecht zu

sein. Daher muß der König Sorge tragen, daß man ihn fürchtet, will er seine Untergebenen zu einem halbwegs moralischen Verhalten bringen. Darum bin ich streng zu meinem Volk, und deshalb respektiert es mich.‹

Möglich, daß in dem, was er sagt, ein Körnchen Wahrheit steckt. Auf jeden Fall werde ich mich seiner Worte erinnern, wenn ich Shaykh werde. Ich habe schlimmere Zechkumpane kennengelernt als Ravonga; dennoch haben wir gut daran getan, unseren Aufenthalt nicht weiter zu verlängern. Eine winzige Laune, ein jäher Zomesanfall – mehr wäre nicht nötig gewesen, um uns Ehrengäste in den Hauptgang beim nächsten Abendessen zu verwandeln.«

Myron war das Schreibzeug ausgegangen, und so verlor er bald auch die Übersicht über den Kalender. Aus der Mondphase indessen schloß er, daß sie sich in der zweiten Hälfte des Kislimu befinden mußten, als sie, nachdem sie mühsam eine endlose Grasebene hinter sich gebracht hatten, einen gewellten, langgezogenen Abhang erreichten. Von hier aus ging es ungefähr drei Meilen weit bergab bis zu einem großen Binnensee, der wie Quecksilber glänzte. Zur Rechten der Reisenden erhob sich ein von Urwald bedecktes Bergmassiv. Zur Linken fiel die Ebene sanft ab und ging dann in einen weiten Papyrussumpf über, durch den sich der Astasobas schlängelte, der hier dem See entsprang.

»Dzaka«, fragte Bessas, »ist dies der Heuschreckentöter?«

»Ja.«

»Und jenes sind die Mondberge?« Der Baktrier deutete auf die Bergkette zur Rechten.

»Hapana. Die Mondberge liegen auf der anderen Seite des Heuschreckentöters; es ist eine Reise von nochmals einem Mond bis dorthin.« Der Pygmäe zeigte nach Südwesten, zu der messerscharfen Linie des Horizontes, wo der stahlgraue See an den Himmel stieß.

»Wo liegt Takartas Festung?«

Dzaka wies nach Süden, wo das abschüssige Ostufer des Sees hinter der Krümmung des Wasserspiegels verschwand. »Fünf oder sechs Tagereisen.«

»Dann müssen wir den Astasobas noch einmal überqueren?«

»Ndiyo sana.«

»Wohlan, es wird uns nicht umbringen, wenn wir noch einmal naß werden. Los!«

Sie zogen am Ostufer des großen Sees entlang nach Süden, und die Wasserfläche wurde immer breiter, bis sie die gegenüberliegende Uferlinie schließlich nicht mehr sehen konnten. Nur hin und wieder konnten sie auf der anderen Seite den silbrigen Faden eines Wasserfalles erkennen, der über die zerklüfteten Hänge des Bergmassivs herabstürzte, oder eine ebenso feine blaue Rauchfahne, die von irgendeiner menschlichen Siedlung aufstieg.

Menschen gab es zwar nur wenige in diesem Lande, aber beinahe täglich kamen sie doch an einem schmutzigen kleinen, nach Dörrfischen duftenden Fischerdorf vorbei. Diese Fischer, Dzaka nannte sie Vakovi, schöpften auch Wasser aus dem See und machten durch Filtern und Verdunsten Salz daraus. Bessas tauschte etwas von dem Fleisch, das er geschossen hatte, und ein paar noch verbliebene Glasperlen gegen Fisch und Salz.

Dzaka setzte eine Beschäftigung fort, die er begonnen hatte, kurz nachdem sie den Akulangba entkommen waren. Immer wenn sie in der Nähe eines umgestürzten Baumes rasteten, der lange genug dagelegen hatte, um innerlich verrottet zu sein, hockte er sich, das gebrochene Bein unbeholfen von sich gestreckt, davor nieder und trommelte mit hölzernen Knüppeln komplizierte Rhythmen auf dem hohlen Stamm.

»Ich spreche mit meinem Volk«, sagte er.

Der See erstreckte sich endlos funkelnd zu ihrer Rechten; nur manchmal peitschte ein jähes, heftiges Unwetter seine Oberfläche, daß er schäumte und die Reisenden durchnäßte. Schwimmende Inseln aus Papyrushalmen, die der Sturm aus dem Sumpf gerissen hatte, trieben auf dem Wasser. Große Herden von Flußpferden lagerten im seichten Ufergewässer. Nachts kamen sie an Land und wanderten wie gespenstische schwarze Wolken umher, grunzten und kauten auf dem langen Gras.

Vier Tage, nachdem sie den Heuschreckentöter erreicht hatten, erhoben sich plötzlich zwei kleine nackte braune Gestalten aus dem Dickicht und schrien: »Dzaka!«

Jeder der beiden hatte einen ungefiederten Pfeil auf den kleinen Bogen gelegt. Die Spitzen dieser Pfeile waren mit einer schwarzen, teerartigen Substanz beschmiert, und die Pfeile in den Köchern waren sorgfältig eingewickelt, damit ihre Spitzen die Träger nicht berühren konnten. Beinerne Messer steckten in den Schnüren, die sie sich um die Hüften geschlungen hatten.

»Setze mich ab«, sagte Dzaka zu Bessas. Er nahm den Riesen bei der Hand, hüpfte auf einem Bein vorwärts und rief den Pygmäen etwas zu. Ein kurzer Redeschwall überzeugte die

beiden davon, daß sie nichts zu befürchten hatten.

»Ich habe ja gesagt, ich spreche mit meinem Volk«, erklärte Dzaka dann. »Diese Männer gehören nicht zu meinem Stamm, aber sie wissen, daß die Menschenfresser uns überfallen haben. Meine Leute sind in diese Richtung geflohen.« Er zeigte nach Nordwesten. »Sie werden unserer Spur folgen, wenn sie erfahren, wohin wir gegangen sind.«

Die Pygmäen begutachteten die Reisenden, befingerten das, was von ihren Kleidern übrig war, und ihre verschlissene Ausrüstung. Dann reckten sie sich in die Höhe und tätschelten Bessas' Bauch.

»Sie sagen, du seist ein guter Mann«, erklärte Dzaka. »Jogo wird nun meine Horde suchen gehen, und Adimoku bleibt bei uns. Wenn ihr Fleisch braucht, wird er es für euch jagen.«

Bessas wollte in ein donnerndes Gelächter ausbrechen, doch er besann sich sogleich, und nur ein Schnaufen drang aus seinem Mund. »Das ist schön«, sagte er. Auf Griechisch sagte er zu Myron: »Fast hätte ich gelacht bei dem Gedanken, der kleine Hurensohn könnte ein besserer Jäger sein als ich. Doch dann fiel mir ein, daß er ja davon lebt, und diese vergifteten Pfeile sind gewiß nicht zu unterschätzen. Außerdem sind unsere eigenen Pfeile fast verbraucht.«

So marschierten sie weiter nach Süden. Als der See breiter wurde, änderte sich die Gestalt des Ostufers; schroffe Klippen und Landzungen erhoben sich aus dem Wasser. Adimoku erwies sich als so tüchtig, wie er sich eingeführt hatte.

»Ich dachte, ich verstehe etwas von der Pirsch«, sagte Bessas, nachdem er mit dem Pygmäen auf der Jagd gewesen war.

»Aber, fürwahr, nichts wußte ich. Dieser Bursche windet sich durch das Gras wie eine Schlange, bis er seine Antilope anspucken kann. Und dann – ping! – bohrt sich der kleine Giftpfeil dem Tier in den Hals, und schon liegt es da.«

Überdies zeigte sich, daß Adimoku auch ein ausgezeichneter Sammler war; er schleppte fremdartige Wurzelknollen, Pilze, Eidechsen und andere, wenig vertraute Lebensmittel körbeweise herbei.

»Die dummen Mbabantu legen Samenkörner in den Boden«, erzählte Dzaka. »Dann wachsen Pflanzen, und sie essen die Pflanzen. Und dann kommt ein Jahr, da sterben alle Pflanzen, und die Mbabantu sterben auch, weil sie nicht wissen, wie sie sonst etwas zu essen finden sollen. Wir Tikki-Tikki haben niemals Hunger.«

»Aber manchmal«, wandte Myron ein, »Nimmt sich ein Löwe einen von euch zur Speise, nicht wahr?«

Dzaka überlegte. »Das ist wahr. Aber schließlich sind auch Löwen hungrig.«

Während sie so marschierten, bemerkte Myron, daß sich die Landschaft veränderte: Im Südwesten, wo der See den Himmel berührte, erhoben sich dicht über dem Horizont ein paar weiße Flächen. Schließlich erkannte Myron, daß er auf eine ferne Kette mächtiger, schneebedeckter Berge blickte. Meistens waren sie von Wolken so verdeckt, daß die verschneiten Gipfel nicht zu sehen waren. Aber manchmal, vor allem frühmorgens, standen sie nackt und klar am Horizont, oben weiß und darunter dunkelblau. Für Myrons Augen sahen sie geheimnisvoll und bedrohlich aus. Wohl bezweifelte er, daß an dem Märchen von den Salzriesen etwas Wahres sei, aber daß seltsame Wesen –

Zeus mochte wissen, welcher Natur – dort hausten, hielt er durchaus für möglich.

Zugleich aber erkannte er in diesem Anblick eine gewisse harte Schönheit. Er behielt dieses Empfinden aber für sich, denn er wußte, daß jeder vernünftige Mensch einen Mann, der in schneebedeckten Bergen so etwas wie Schönheit entdeckte, für verrückt halten würde.

»Ja«, sagte Dzaka, »das sind Kilima Mwezi, die Berge des Mondes. Seht ihr das Salz auf den Gipfeln?«

Myron schickte sich an, ihm zu erklären, was Schnee sei, doch dann besann er sich eines besseren.

»Siehst du, Bessas«, sagte er statt dessen, »dies beweist, daß meine Theorie über die Erde richtig ist. Hast du beobachtet, wie diese Berge scheinbar aus dem See wuchsen, als wir uns ihnen näherten? Folglich muß die Oberfläche der Erde in der Tat gekrümmt sein wie die einer Kugel. Hoffentlich werde ich diese Reise überleben, damit ich Xerxes meine Entdeckung mitteilen kann.«

»Erzähle mir mehr über diesen Großkönig«, forderte Dzaka ihn von seinem Platz auf Bessas' Schultern aus auf. Geschichten vom Leben im Perserreich schienen den Pygmäen endlos zu faszinieren, und Myron fand dabei Gelegenheit, seine Kenntnisse der Mbaba-ntu-Sprache zu vervollkommnen.

»Du sagst, der Großkönig hindert die kleinen Könige daran, gegeneinander zu kämpfen«, sagte Dzaka. »Könnte er die Akulangba und die Mbaba-ntu auch daran hindern, die Tikki-Tikki zu töten?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Myron. »Bisher reicht seine

Herrschaft nicht bis in dieses Land. Wo aber seine Soldaten nicht hinkommen, kann er nicht befehlen.«

»Aber Bessas ist doch einer seiner Krieger«, wandte Dzaka ein und deutete unter sich. »Und er kommt in dieses Land.«

»Nun, ich nehme an, wir könnten den König wohl fragen, ob er die Tikki-Tikki nicht beschützen will.«

»Verwickle du uns nicht in weitere ungeheuerliche Aufgaben«, brummte Bessas. »Einen Drachen zu fangen, den es anscheinend nicht gibt, und einen Königsschatz zu holen, der von Dämonen bewacht wird, genügt mir, ohne daß ich noch versuche, diplomatische Beziehungen zwischen Persepolis und den Mondbergen einzurichten!«

»Da wir gerade von dämonenbewachten Burgen sprechen«, sagte Myron, »was ist denn das dort drüben, auf jener Landzunge?«

Unter dem grau verhangenen Himmel ragte ein Vorgebirge in den Heuschreckentöter hinaus, das sich an seinem äußeren Ende zu einem Berg erhob. Zu allen Seiten dieses Berges fielen kahle Klippen steil ins Wasser ab, und nur ein schmaler Grat führte zum Festland. Auf dem Gipfel des Berges ragte etwas Kleines, Dunkles empor. Es war regelmäßiger geformt als ein natürlicher Felsen, was auf ein Gebäude von Menschenhand hindeutete.

»Das ist sie«, sagte Bessas grimmig.

Die Pygmäen schnatterten in der Sprache der Tikki-Tikki miteinander. Dann erklärte Dzaka: »Adimoku sagt, wenn es euch recht ist, möchte er dieses Steinhaus nicht betreten. Er hat zwar schon einen Elefanten getötet, aber von Dämonen versteht er nichts. Ich möchte übrigens auch nicht hinein.«

»Ich denke, wir können euch entschuldigen«, meinte Bessas. »Überhaupt ist es heute schon zu spät, diese Festung zu erreichen. Es wäre dunkel, ehe wir dort ankämen, und ich ziehe es vor, mit Dämonen bei Tageslicht zu kämpfen, wenn ich schon mit ihnen kämpfen muß.«

Sie schlugen ihr Lager am Rande eines Bachbettes auf, in dem ein Rinnsal aus der Ebene dem Heuschreckentöter zurieselte. Einige hundert Schritte weit entfernt starrte Takartas Burg finster auf sie herab, eine schwere dunkle Masse mit scharfen Umrissen und verschwommenen Konturen. Der Himmel war noch immer bewölkt, und eine mondlose Nacht senkte sich auf sie herunter und verschluckte alles, was ihr Lagerfeuer nicht mehr beleuchten konnte.

Myron konnte sich nicht erinnern, je eine dunklere Nacht miterlebt zu haben. Wenn er sich an den Rand der Uferböschung stellte, konnte er den geisterhaft fahlen Spiegel des Heuschreckentöters unter sich kaum erkennen. Aus der Ferne kam das Schnaufen des Hippopotami und das Trompeten eines Elefanten.

Bessas trat neben ihn und starrte durch die undurchdringliche Dunkelheit zu der unsichtbaren Burg hinüber. »Mir ist«, murmelte der Baktrier, »als würden wir von dort drüben beobachtet.«

»Falls es so ist«, antwortete Myron, »dann sind es keine Menschen, die uns beobachten. Wären Menschen dort, sähe man ein Licht. Vielleicht haben sie flammende Augäpfel wie euer Ahriman, mit denen sie die Finsternis erhellen. Was macht Kothar?«

»Er treibt Teufel aus. Ich habe ihm gesagt, wenn er wirklich

ein paar gute Zaubersprüche gegen Dämonen weiß, dann sei dies der Augenblick, sie anzuwenden.«

Sie spähten zu dem Syrer hinüber, der vor einem kleinen Feuer hockte. Er hatte ein scheußliches kleines Elfenbeinbildnis aufgestellt, das er in irgendeiner afrikanischen Stadt erstanden hatte, und murmelte wild gestikulierend vor sich hin.

Bessas fuhr herum und starrte wieder zu der Festung hinüber, den Kopf erhoben wie ein wildes Tier, das lauschte. »Hörst du das?«

»Nein. Was?«

»Es trommelt in der Burg.«

»Oh. Jetzt höre ich es auch«, sagte Myron.

Aus der Dunkelheit, durch das Summen und Zirpen der nächtlichen Insekten, ertönte ein fernes Rollen, als trommle jemand mit den flachen Händen in schneller Folge auf einen großen, dröhnenden Gegenstand.

»Da ist etwas –« sagte Bessas. »Gehen wir ein Stück näher heran!«

»Mein lieber Freund«, flüsterte Myron, »ich glaube zwar nicht so fest an Dämonen wie du, aber ich bin sicher, in dieser Finsternis würde ich von einer Klippe stürzen.«

»Da magst du recht haben.« Der Baktrier klang beinahe erleichtert, als sei ihm, nachdem er seinen Mut gezeigt hatte, jede Ausrede willkommen, ihn nicht weiter unter Beweis stellen zu müssen. »Du bist an der Reihe mit der ersten Wache.«

Während seiner Wache hörte Myron das Trommeln noch einmal. Es kribbelte ihm in den Eingeweiden bei diesem Klang, und er warf mehr Holz auf das Feuer. Als er an der Reihe war zu

schlafen, wälzte er sich rastlos umher; als er schließlich doch einschlief, war ihm, als stehe er vor dem Eingang der Burg, und ein afrikanischer Gott mit Klauen und Fangzähnen stürme heraus und hetze ihn über die Savanne. Mit einem Aufschrei fuhr er hoch, als das Ungeheuer seine Klauen in ihn schlug.

Bessas, Myron, Kothar, Merqetek, Ajang und die Araber suchten sich vorsichtig einen Weg über den abgerundeten Felsengrat, der auf die Landzunge hinausführte, wo Takartas Festung stand. Bessas schritt aus wie ein Mann ohne Furcht. Kothar folgte ihm; er trug sein afrikanisches Idol in der einen, ein Kreuz aus zwei zusammengebundenen Zweigen in der anderen Hand. Unaufhörlich murmelte er Zaubersprüche und Gebete. Alle anderen blickten zutiefst verängstigt drein. Myron, der die Nachhut bildete, mußte sie in scharfem Ton antreiben, damit sie weitergingen.

Totenstille lag über der Festung des kushitischen Exilkönigs. Als sie näher kamen, sah Myron, daß sie aus unbehauenem Feuerstein und ohne Mörtel gebaut war; die Steine – die größten unter ihnen so dick wie ein Männerkopf- hatte man roh zusammengefügt. Es war ein Schanzwerk von der Art, wie es jemand, der etwas vom Steinmauerbau verstand, aber in der Wildnis gestrandet und auf einfache Primitive als Arbeitskräfte angewiesen war, wohl errichten würde.

Trotzdem war es ein imposantes Bauwerk. Die Mauern waren unregelmäßig gekrümmt; sie folgten den Konturen des Berges. Wäre die Burg quadratisch gewesen, hätte die Länge der Seiten wohl fünfundzwanzig oder dreißig Schritte betragen. Die Außenmauer war zwischen acht und zehn Kubit hoch; die Schwankungen waren eine Folge der Unebenheiten des Bodens.

Innerhalb der Mauern waren höhere Bauten zu sehen.

Eine Bresche klaffte in der Mauer vor ihnen, wo sich das Haupttor befunden hatte. Vor dieser Öffnung blieb Bessas zögernd stehen; er legte einen Pfeil auf seinen Bogen. Die anderen drängten sich hinter ihm; Neugier und Grauen rangen in ihnen. Alle standen still da und lauschten. Myron bemerkte morsche Holzsplitter, die Überreste eines Tores. Termiten und Moder hatten das meiste vernichtet.

»Ich höre nichts«, sagte Bessas leise. »Kothar, walte deines Amtes.«

Kothar hob die Hände und sang:

»Seiest du ein Geist, der da kommt aus der Erde,
oder ein Geist, der da kommt aus den Wassern,
oder ein Geist, der da kommt aus dem Feuer,
oder ein Geist, der da kommt aus der Luft,
oder ein Gott, der da kommt aus dem Himmel,
oder ein Dämon, der da kommt aus der Unterwelt,
oder der Geist eines Mannes, der da liegt unbestattet,
oder ein Geist, um den niemand sich kümmert,
oder ein Geist, dem niemand sein Opfer bringt,
oder ein Geist, dem niemand sein Trankopfer ausgießt,
oder der Geist eines schlechten Menschen,
oder der Geist eines, der keine Nachkommen hinterließ,
bei den heiligen Namen, hebe dich von hinnen!
Im Namen Eis, hebe dich von hinnen!

Im Namen Ashtarths, hebe dich von hinnen!

Im Namen Hadads, hebe dich von hinnen!

Im Namen Anaths, hebe dich von hinnen!

Im Namen Shamashs, hebe dich von hinnen!

Im Namen Tammuz', hebe dich von hinnen!

Im Namen Sahars, hebe dich von hinnen!

Im Namen Reshaps, hebe dich von hinnen!

Im Namen Dagons, hebe dich von hinnen!

Im Namen Atahs, hebe dich von hinnen!

Im Namen aller baalim und baalath, hebe dich von hinnen!

Und weichest du nicht, möge El dich vernichten!

Und weichest du nicht, möge Ashtarth dich mit Krankheiten heimsuchen!

Und weichest du nicht, möge Hadad dich mit seinem Donnerkeil treffen!

Und weichest du nicht, möge Reshap dich mit Flammen verbrennen!

Und weichest du nicht…

Obwohl Myrons Herz nervös klopfte, konnte er den ironischen Gedanken nicht unterdrücken, daß dieser Teil der Zeremonie wohl dazu gedacht war, den feindseligen Geist zu Tode zu langweilen. Kothars Geleier nahm kein Ende; er beschrieb alles, was dem Dämon zustoßen würde, wenn er nicht Reißaus nahm:

Du sollst haben keine Speise zum Essen,
du sollst haben kein Wasser zum Trinken,
nicht gutes Wasser, nicht faules Wasser,
nicht süßes Wasser, nicht Meerwasser,
nicht Wasser aus dem Schlangenfluß,
nicht Wasser aus dem Euphrat;
du sollst keinen Ort finden zum Rasten,
nicht bei Tag und nicht bei der Nacht…

Und Kothar endete mit einem gewaltigen Fluch:

Verflucht seist du im Namen Eis und aller Götter!
Verflucht seist du bei den heiligen Namen, die zu nennen verboten!
Verflucht seist du von jetzt an bis ans Ende aller Zeit!
Verflucht seist du …

»Das«, stellte Kothar schließlich fest, »sollte genügen.«

»Dann los«, sagte Bessas und trat durch die Öffnung.

Beim Hindurchgehen sah Myron, daß die Außenmauer ungeheuer dick und nach unten hin deutlich abgeschrägt war. An der Innenseite bildeten mehrere Trennwände einzelne Kammern; Lücken in den oberen Steinlagen dieser Trennwände zeigten, wo Holzbalken eingelassen gewesen waren, um eine Decke zu tragen.

Im Mittelpunkt der Einfriedung erhob sich ein zweistöckiges

Gebäude, dessen oberes Stockwerk allerdings nur eine Art Laube war. Sämtliche Räume glotzten dachlos zum Himmel. An mehreren Stellen waren die Trennwände eingestürzt, und unregelmäßige Steinhaufen bedeckten den Boden. Ein eigentümlicher Moschusgeruch, den Myron nicht einzuordnen wußte, erfüllte die Festung.

Ein Farbenkontrast zog Myrons Blicke auf sich. Vom steingepflasterten Boden des Hofes hob er einen elfenbeinernen Schwertgriff auf, dessen geschnitzter Knauf die Form eines Geierkopfes hatte. Der Rost hatte die Klinge zerfressen, und nur ein rotbrauner Fleck auf den Steinen war geblieben; das Elfenbein war verwittert und dunkel. Aber es war eine schöne Waffe gewesen. Die anderen fanden jetzt ähnliche Überreste: einen kleinen goldenen Ohrring, ein kupfernes, grün angelaufenes Amulett, eine bronzene Gürtelschnalle …

»Athar liebe uns – was ist denn das?« rief einer der Araber.

Er wies auf verstreut am Boden liegende Menschenknochen an der Ecke des inneren Gebäudes. Bessas beugte sich über sie.

»Sie sind anscheinend nicht zerbrochen oder zermalmt worden, wie wenn ein wildes Tier sich über sie hergemacht hätte«, grunzte der Baktrier. »Aber wenn der Kerl sich einfach hinlegte und starb, wieso sind seine Gebeine dann so wild durcheinandergeworfen? Hier sind ein paar Rippen. Dort sind noch mehr. Da ist der Schädel, als habe ihn jemand im Spiel umhergerollt –«

Ein schriller, schrecklicher, ohrenbetäubender Schrei erscholl, und alle fuhren wie bei einem Krampf zusammen. Myron drehte sich um, und was er sah, ließ ihm schier das Herz stocken. Alle schrien auf.

Hinter einer der Mauern kam ein Wesen hervor. Es ging zwar auf allen vieren, aber seine Gestalt war doch die eines riesenhaften Menschen. Bis auf das Gesicht war der ganze Körper von langem schwarzen, grau durchzogenem Haar bedeckt. Die Gesichtshaut war schwarz, und der Schädel darüber wölbte sich zu einer hohen, haarigen Krone. Kleine, tiefliegende Augen funkelten unter mächtigen knochigen Brauenwülsten hervor. Die Nase war breit und flach, und die nach vorn geöffneten Nüstern waren beweglich.

Das Ungeheuer erhob sich auf seine Hinterbeine, die kürzer als die eines Menschen waren, dafür hingen seine Arme länger herab; seine Körpergröße entsprach der eines großen Mannes. Mit den flachen Händen trommelte es sich auf die Brust, wobei jene dröhnenden Laute entstanden, die Myron in der Nacht gehört hatte.

Jemand schleuderte einen Speer, doch so ungeschickt, daß die Spitze die Bestie an der Schulter nur leicht verwundete. Sie riß das breite Maul auf, entblößte Fangzähne wie die eines Löwen und brüllte auf.

Am nächsten stand Merqetek dem Ungeheuer; er war nur mit einem Kurzschwert bewaffnet. Unter allgemeinen Schreckensschreien taumelte der Dankala zurück und zerrte an seinem Schwertgurt. Der nächstbeste war Myron.

»Aus dem Weg!« brüllte Bessas. »Laßt mich schießen!« Der Dämon ließ sich auf alle viere fallen und kam mit entsetzlicher Schnelligkeit zähnefletschend herangelaufen. Mit dem langen Arm holte er weit aus, und Merqetek flog durch die Luft. Dann stürzte das Ungeheuer sich auf Myron. Im letzten Augenblick richtete es sich erneut auf die Hinterbeine auf und breitete die

Arme aus.

Fast schon zu spät erinnerte Myron sich daran, wie man ihn viele Jahre zuvor in Miletos gelehrt hatte, sich als Fußsoldat einer anstürmenden Reitertruppe entgegenzustellen. Er umfaßte seinen Speer, beugte das Knie und stemmte den Schaft seiner Waffe gegen einen aus dem Boden ragenden Stein. Als das Ungeheuer sich auf ihn warf, drang ihm die Speerspitze in den Bauch.

Wieder kreischte der Dämon, aber statt zurückzuweichen, stürzte er sich immer wieder nach vorn und versuchte sein Opfer zu ergreifen. Die Speerspitze drang ihm aus dem Rücken heraus, als er sich an dem sieben Fuß langen Schaft entlang seinem Gegner entgegendrängte. Sein langer Arm schlug zu, und schwarze Fingernägel schlitzten Myrons Unterarm auf. Er mußte seine Hände fast bis ans Ende des Speerschaftes zurückziehen, um zu vermeiden, daß er bei den Handgelenken gepackt wurde, aber er ließ seine Waffe nicht los.

Die Bestie holte noch einmal aus und griff wiederum nach Myron, und jetzt war sie wohl nah genug, um ihn zu fassen. Aber Bessas' Bogen sang, und ein gefiederter Pfeil bohrte sich in die Brust des Ungetüms. Einen Augenblick später hatten Bessas und Ajang ihm ihre Speere mit aller Macht in die Flanken gerammt, und das Wesen kippte nach hinten. Jetzt fanden auch die anderen den Mut zum Angriff, und bald beendete ein Speerstich ins Herz die Qualen des Ungeheuers.

Merqetek raffte sich auf, zerschrammt, aber nicht zerschmettert.

»Das also ist es«, stellte Bessas fest, »was aus König Takarta geworden ist! Es ist wohl kein echter Dämon, wenn

gewöhnliche Waffen ihn töten können. Aber was, beim Lande des Schweigens, ist dieses Wesen dann?«

»Laß uns die Pygmäen fragen«, schlug Bessas vor und wischte sich mit dem Hemdzipfel das Blut vom Arm. Dann ging er zum Tor und rief ihre Begleiter herbei.

Furchtsam näherten sich die Pygmäen; Dzaka humpelte auf einem Bein und hatte Adimoku einen Arm um den Hals gelegt. Aber als die beiden das Ungetüm erblickten, brachen sie in schrilles Gelächter aus.

»Das ist kein Dämon«, behauptete Dzaka. »Das ist nur ein *nyani mkubwa* – ein großer Affe! Da drüben – « er wies nach Westen, zum fernen, waldbewachsenen Ufer auf der anderen Seite des Sees – »da gibt es viele. Wir Tikki-Tikki lassen sie in Ruhe, und sie stören uns auch nicht. Aber jetzt – *e!* – können wir ein Festmahl veranstalten!«

»Den sollen wir essen?« fragte Bessas. »Ich käme mir vor wie ein Kannibale.«

»Und wer«, fragte Myron, »hat uns getadelt, weil wir kein Menschenfleisch essen wollten, als wir bei den Akulangba zu Gast waren?«

»Wohl wahr, kleiner Mann. Aber vorläufig stehen wir vor unserer nächsten Aufgabe: Wir müssen Takartas Schatz finden. Sucht ihn, Freunde. Nun, was gibt's, ihr Mädchen?« fragte er mit mildem Ärger, als Salîmat und Phyllis durch das Tor hereingestürzt kamen.

»Du lebst!« schrien sie, und mit einem doppelten Würgegriff stürzten sie sich auf ihn und bedeckten sein Gesicht mit ihren Küssen. »Wir hörten euch schreien«, plapperten sie, »und wir

hatten Angst nachzuschauen, ob der Dämon euch etwa alle getötet hat… Doch schließlich konnten wir nicht länger warten … Und da sind wir nun … Und du bist ein böser Mann, daß du deinen armen Frauen nichts sagst…«

»Ja, ja«, unterbrach er mit zärtlicher Schroffheit, »aber jetzt helft lieber bei der Suche.«

So wühlten und gruben ein Dutzend Menschen in der Ruine herum, und keine halbe Stunde war vergangen, als Abras rief: »Ist es nicht dies, o Vater der Pfeile, was du suchst?«

Der Araber hatte die Ecke einer bronzenen, vom Alter grünen Truhe entdeckt; sie ragte aus einem Haufen umgestürzter Steine hervor, die von vielen eifrigen Händen bald beiseite geräumt waren. Die Truhe maß etwas mehr als einen Kubit in der Länge und war mit einem Schieberiegel verschlossen. An beiden Enden ragte ein kräftiger Bronzegriff hervor. Abras packte die beiden Griffe und zog daran; aber so sehr er auch grunzte, die Truhe wollte sich nicht rühren.

Bessas hob sie hoch, und seine Muskeln wölbten sich mächtig.

»Sie muß mehr als ein Talent wiegen«, meinte er, als er sie wieder hinstellte.

Der Riegel hatte sich festgefressen und mußte mit dem Rücken einer Axtschneide losgehämmert werden. Die Scharniere waren ebenso unbeweglich. Eine Schwertklinge, in den Spalt zwischen Deckel und Kasten geschoben, brach den Kasten schließlich auf. Seufzend und knarrend öffnete sich der Deckel.

»Bei den Klauen des Apizemek!« hauchte Merqetek.

Gold und Juwelen boten sich ihren Augen, denen die Zeiten nichts hatten anhaben können. Ringe, Halsketten, Armbänder, Münzen und kleine Barren lagen auf einem großen Haufen durcheinander.

Kothar drängte sich nach vorn. »Laßt mich sehen! Wo ist der Wahre Anthrax?«

»Zurück«, sagte Bessas. »Du hast ihn gefunden, Abras – also laß sehen, ob dieses Armband an deinen dürren Arm paßt.«

Der Araber jauchzte entzückt auf.

Bessas hockte sich vor die Truhe und fing an, zwischen den Stücken herumzuwühlen. Gleich darauf hielt er einen Rubin in die Höhe, groß wie ein Entenei und an einer goldenen Kette befestigt.

»Ist das dein ›Wahrer Anthrax‹?«

Kothar wölbte die Hände, um den Edelstein behutsam entgegenzunehmen, als fürchte er, der Stein könne zerbersten oder verschwinden. Myron sah, daß in den Augen des Syrers ein unheimliches Licht glitzerte.

»Der Wahre Anthrax!« murmelte er. »Einer der berühmtesten magischen Edelsteine der Welt, den Augen der Menschheit dreihundert Jahre lang entzogen, seit den Tagen des assyrischen Reiches, da die Kushiter Khem überrannten und ein federgeschmückter schwarzer Barbar auf dem Thron der Pharaonen saß…«

Bessas streckte die Hand aus, aber Kothar schien ganz entrückt zu sein und starrte in die flammenden Tiefen des Steines. Schließlich schnalzte Bessas scharf mit den Fingern.

»Her damit!«

Kothar schüttelte den Kopf, als erwache er aus einem Traum, und gab den Edelstein zurück.

»Dieser Anthrax gehört General Puerma«, erklärte Bessas und häufte den Schatz wieder in die Truhe. »Ajang, du bist der Wächter dieser Truhe. Solltest du irgend jemanden außer mir dabei antreffen, daß er versucht, sie zu öffnen, töte ihn.« Finster sah er sich im Kreis der Gesichter um. »Ich weiß, ihr alle seid mehr oder weniger brave Männer. Aber der Anblick solchen Reichtums läßt die Tugend auch der edelsten Menschen rasch schwinden.«

Bessas klappte den Deckel herunter, schob den Riegel vor und schlug ihn mit dem Rücken der Astklinge kräftig fest.

»So«, sagte er. »Der Riegel ist festgeklemmt, und es wird einige Mühe erfordern, ihn wieder aufzubekommen. Nun laßt uns einen Ort finden, wo wir uns zusammensetzen und beraten können. Der Anblick dieses toten Dämons behagt mir nicht.«

Sie suchten sich ein Fleckchen am Fuße der Felsenklippe. Langsam und mit regelmäßigen Übersetzungspausen faßte Bessas die bisher durchgestandenen Abenteuer zusammen.

»Zwei Drittel unserer Aufgabe haben wir nunmehr erfüllt. Wir haben das Ohr eines Königs.« Bessas öffnete seine Reisetasche, warf einen Blick hinein und blickte auf. »Noch da, Mithra sei Dank. Takartas Schatz haben wir ebenfalls, wie wir es Puerma versprochen haben. Unseren Drachen jedoch, den haben wir nicht. Kann ein jeder von euch bei allen seinen Göttern beschwören, daß er nichts von einem solchen Wesen weiß?«

Alle beschworen es. »Noch können wir indessen nicht

ausschließen, daß es einen solchen Drachen gibt«, sagte Kothar. »Man hat dirbefohlen, bei den Quellen des Nil zu suchen. Wolltest du diesen Befehl wörtlich befolgen, müßtest du die Quellen all der vielen Flüsse erkunden, die in die Seen dieser Region fließen.«

»Das wäre eine Lebensaufgabe. O Myron, wieviel von dem eineinviertel Jahr, das Xerxes uns eingeräumt hat, ist verstrichen?«

Myron überlegte. »Wir stehen ungefähr am Ende des Kislimu. Das bedeutet, daß fast neun unserer fünfzehn Monate vergangen sind – also drei Fünftel der Zeit.«

»Das ist mehr als die Hälfte, nicht wahr?« fragte Bessas. »Ihr seht, meine Freunde, wir müssen nun unverzüglich heimwärts eilen, will ich das Leben meiner Mutter retten.«

»Großer Bessas«, sagte Umayya, »du bist unser Shaykh. Warum bleibst du nicht stillschweigend in der Hundert-Meilen-Oase und kehrst überhaupt nicht nach Persepolis zurück? Der Großkönig hätte wohl seine Mühe, dich zu finden, wolltest du dich in einen Kaffiyya hüllen, Arabisch sprechen und einen arabischen Namen tragen.«

»Aber der Großkönig hält meine Mutter als Geisel gefangen.«

Dzaka ergriff das Wort. »Habe ich recht verstanden, daß dein Großkönig, so du ohne das Tier zu ihm zurückkehrst, dich töten wird?«

»Ja.«

»Und du würdest nichtsdestoweniger zu ihm gehen, obwohl du das weißt?«

»Das habe ich gesagt.«

»Bei den heiligen *ipi,* ihr müßt ein schrulliges Volk sein! Aber ich hätte einen Vorschlag zu machen.«

»So sprich, kleiner Herrscher.«

»Zuerst sage du mir: Gibt es in eurem Reich die gleichen Tiere wie hier? Den Elefanten? Das Rhinozeros? All die anderen?«

»Einige, wie den Löwen, gibt es auch bei uns, aber die meisten sind unbekannt. Trotzdem wissen die Menschen im Reich von vielen dieser Kreaturen, weil die Kushiter sie von Zeit zu Zeit lebendig fangen und dem Großkönig senden, der sie in seinem Park zu Hagmatana in Käfigen hält.«

»Wenn dein König seltsame Tiere will, dann kann ich dir eines beschaffen, von dem die Perser nichts wissen.«

»Welches?«

»Wir nennen es *okapi.* Es wohnt nur im Großen Wald, in den die Männer des Nordens niemals kommen.« Der Pygmäe deutete über den Heuschreckentöter hinweg zu den urwaldbedeckten Bergen dahinter.

»Was für ein Tier ist das?«

»Es ist ein bißchen wie eine Giraffe und ein bißchen wie ein Zebra.«

Bessas runzelte die Stirn. »Wünschen würde ich mir ein fliegendes Krokodil oder einen feuerspeienden Stier, aber es wird genügen müssen. Ich nehme dein Angebot mit Dank entgegen.«

»Es ist nicht der Rede wert«, sagte Dzaka. »Du hast mich vor dem sicheren Tod gerettet und mein Bein geheilt.«

»Bei Mithra, diese Pygmäen sind das einzige Volk in Afrika,

das Dankbarkeit kennt! Die anderen denken stets nur daran, wie sie den Reisenden möglichst geschwind seine Besitztümer abnehmen können.«

»Ich bin noch nicht fertig«, sagte Dzaka. »Ich bitte dich, noch etwas für mich zu tun.«

»Sprich.«

»Ich möchte mit dir zur Hütte des großen Häuptlings reisen, den du Xerxes nennst, und ich möchte einige meiner Leute mitnehmen. Dann würde ich mich zum Untertan dieses Häuptlings erklären und ihn dafür um seinen Schutz vor den großen Menschen bitten, vor den Akulangba und den Mbaba-ntu und den Vakovi und all den anderen, die uns unablässig und ohne Grund drangsalieren und peinigen und töten.«

»Ich weiß nicht, wieviel sein Schutz hier taugen würde. Es ist mühsam, von unserem Land in eures zu gelangen. Aber ohne einen freien Zugang wüßte ich nicht, wie König Xerxes beim besten Willen seinen schützenden Arm über euch halten könnte.«

»Darauf will ich es ankommen lassen. Es wäre ja zumindest schon eine Hilfe, wenn wir uns als Freunde und Untertanen des Großkönigs bezeichnen könnten.«

18

Die staubige Straße zum Tod

Der Mond des Tebutu stand in seinem zweiten Viertel. Bessas und Myron hockten am Rande ihres Lagers am Nordufer des Heuschreckentöters. Dzakas Pygmäenhorde huschte im Lager umher, und Dzaka selbst saß auf einem Baumstamm, das heilende Bein vor sich ausgestreckt.

»Häuptling Bessas«, sagte der Pygmäe, »in diesem Lande erwartet man von einem, der einem Häuptling seine Aufwartung macht, daß er ein Geschenk mitbringt. Ist es bei eurem Großkönig auch so?«

»Ja.«

»Nun, dann sage mir, ob meine Geschenke annehmbar sind. Wie du weißt, habe ich Tsabi und Begendwe auserkoren, mich zu begleiten. Ich habe mir gedacht, einer von uns wird das Okapi führen, einer wird einen Elefantenstoßzahn tragen, und einer soll einen Topf wilden Honig mitbringen. Der Stoßzahn stammt von einer Elefantenkuh. Der von einem Bullen wäre zwar wertvoller, aber zu schwer, als daß wir ihn tragen könnten. Glaubst du, diese Geschenke werden ausreichen?«

»Ich bin sicher, o König. Ja, ich glaube sogar – bei allen Göttern und Teufeln. Was ist das? Was fehlt dir, Merqetek?«

Der Dankala kam auf das Lager zugetaumelt und hielt sich die Seite. Blut quoll unter seiner Hand hervor.

»Kothar!« keuchte er.

»Was – Kothar? Hat er dich mit dem Messer verwundet?«

»Ja. Er stach mich nieder, weil ich nicht mit ihm fliehen wollte.«

Merqetek brach zusammen. Bessas fing den Führer in seinen Armen auf, ließ ihn sanft zu Boden gleiten und brüllte nach seinen Frauen, die herbeigerannt kamen, um die Wunde zu waschen und zu verbinden. Doch Merqetek wehrte ab.

»Es hat keinen Sinn. Mit mir ist es aus. Ich bitte euch, rächt mich!«

»Unsinn, mein Junge, du wirst wieder gesunden. Was ist geschehen?«

Merqetek sprach stockend und unterbrach sich immer wieder, weil er Blut spucken mußte. »Er behauptete, er habe etwas zu sagen, was ich gewiß gern hören würde. Er gedenke, so sagte er, gen Norden zu fliehen, ins Land der Alabi. Wenn er vor euch bei König Gau wäre, könne er ein Vermögen gewinnen. Aber er brauche einen Gefährten, der sich in der Wildnis zurechtzufinden wisse. Wenn ich mit ihm ginge, würde er seine Reichtümer mit mir teilen. Ich aber weigerte mich, weil ich gelobt hatte, meinen Herrn Bessas zu führen, und ich wäre kein guter Führer, ließe ich ihn im Stich. Überdies dachte ich, ein Mann, der seine Gefährten so leichten Herzens verrät, wird jeden anderen genauso bereitwillig verraten, und mein Anteil an Kothars Vermögen wird wahrscheinlich ein Dolch sein, der mir zwischen die Rippen gestoßen wird, wenn ich schlafe. Als er aber sah, daß ich nicht mitkommen würde, stürzte er sich auf mich, um meine Lippen für immer zu versiegeln. Ich stach zurück, er lief davon, und …«

Merqeteks Stimme wurde zu einem leisen Murmeln. Seine Lider sanken herab. Er atmete zwar noch, schien aber halb bewußtlos zu sein.

»Wie sieht es aus?« fragte Myron.

»Nicht gut«, sagte Bessas. »Wenn wir ihn rächen wollen, sollten wir uns aufmachen.«

»Ist es nicht wichtiger, daß wir uns um ihn kümmern, als daß wir seinen Mörder fangen?«

Bessas zuckte die Achsel. »Wie können wir ihm noch helfen? Es ist mir auch nicht nur um die Rache zu tun. Mir scheint, Meister Kothar verfolgt einen von langer Hand vorbereiteten Plan, uns zu schaden.« Er wandte sich an seine Frauen. »Sorgt für ihn, so gut ihr könnt. Dzaka, ihr brüstet euch, ihr könntet die Spuren von Mensch undTierauf kahlem Felsboden verfolgen, nicht wahr?«

»Jawohl, in dieser Kunst sind wir erfahren.«

»Wohlan, ich brauche einen guten Spurenleser.«

Dzaka stieß einen scharfen Pfiff aus. »Alianga!« Ein Pygmäenjüngling kam mit breitem Grinsen heranstolziert. Nach einer in ihrer rhythmischen Sprache geführten Unterredung sagte Dzaka: »Er wird euch führen. Ich habe ihm gesagt, was er tun soll.«

Bessas befahl Myron und Ajang sich zu bewaffnen und mitzukommen. Zunächst verfolgte Alianga die Spur, die Merqetek auf seinem Weg ins Lager hinterlassen hatte. Hinter der nächsten Anhöhe erreichten sie einen niedergetrampelten Fleck im hohen Gras, wo die beiden Männer gekämpft hatten. Etwas Funkelndes zog Myrons Blick auf sich. Er bückte sich

und hob Merqeteks Messer auf.

»Nimm es mit«, sagte Bessas.

Von hier an war die Spur weniger deutlich, wenn auch Myron hier und da einen Blutstropfen im Gras oder einen Fußabdruck in weichem Boden entdeckte. Trotzdem eilte Alianga im Laufschritt voraus, und nur selten blieb er stehen, um sich umzuschauen.

Stundenlang hasteten sie hinter dem Pygmäen her. Die Sonne erreichte den Zenit und begann zu sinken. Eilends nahmen sie einen Schluck Wasser aus einer Kalebasse und liefen gleich weiter.

Spät am Nachmittag ermahnte Bessas seine Gefährten, still zu sein, denn nun war es möglich, daß sie sich dem Gejagten näherten.

»Woher weißt du das?« fragte Myron.

»So etwas lernen wir Jäger durch Erfahrung. Und jetzt schweig und halte Ausschau nach unserem Mann.«

Das Ausschauhalten führte dazu, daß Myron zweimal stürzte, weil er in Erdlöcher getreten war; aber er kämpfte seine Erschöpfung nieder, rappelte sich auf und stolperte weiter.

Endlich murmelte der Pygmäe etwas und gestikulierte dabei. »Runter!« zischte Bessas.

»Ich sehe niemanden«, erklärte Myron.

»Das glaube ich. Der Schurke sitzt mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, vierhundert Schritt weit vor uns. Wenn ich einen guten Ausguck finden kann, werde ich ihn beobachten, um festzustellen, ob er uns bemerkt hat.«

Bessas kroch im hohen Gras umher. Nach endlosem Warten

kam Bessas zurück.

»Ich glaube, er sieht uns nicht«, flüsterte er. »Wir werden ihn umzingeln. Du und Ajang, ihr schleicht euch rechts herum und stürzt euch von dieser Seite auf ihn – aber nicht zusammen, sondern von weit auseinanderliegenden Punkten. Alianga wird das gleiche von links tun. Tötet ihn nicht, wenn ihr ihn lebend fassen könnt, denn ich würde ihm wohl gern einige Fragen stellen. Solange er nicht zu fliehen versucht, zeigt ihr euch nicht, bis ich rufe.«

Die nächste Stunde verwandten Myron und sein hochgewachsener schwarzer Gefährte darauf, sich ostwärts um den Flüchtenden herumzuschleichen und immer so viel Abstand zu ihm zu halten, daß er sie nicht sehen konnte. Schließlich pirschten sie sich so dicht heran, wie sie es nur wagen konnten, ohne die Entdeckung befürchten zu müssen. Dann duckten sie sich hinter zwei Büsche.

Kothar saß friedlich da und aß. Von Zeit zu Zeit nahm er einen Schluck aus seinem Flaschenkürbis oder griff nach einem Gegenstand, den er um den Hals hängen hatte, und hob ihn vors Gesicht.

Endlich klopfte er sich die Hände ab, stand auf, hängte sich den Kürbis mit seinem restlichen Gepäck auf den Rücken und wollte sich abwenden.

Die Bogensehne sang. Man hörte das schwirrende Pfeifen eines Pfeils und den dumpfen Laut, mit dem er traf. Kothar tat noch einen Schritt und fiel dann vornüber; der Pfeil hatte seine Wade durchbohrt.

Bessas sprang hinter einem Dickicht hervor. Als Myron auf

dem Schauplatz ankam, hatte Bessas den Flüchtenden schon erreicht, den Bogen beiseite geworfen und sein Schwert herausgerissen.

Kothar rappelte sich mühsam auf und hielt mit knapper Not das Gleichgewicht auf seinem unverletzten Bein. Auch erzog sein Schwert, aber er hatte es noch nicht erhoben, als Bessas' Klinge golden im Licht der sinkenden Sonne blitzte und klirrend gegen Kothars Schwert schlug. Die kurze Waffe flog dem Syrer aus der Hand, wirbelte durch die Luft und fiel ins hohe Gras.

Kothar schluckte. »Ich habe gesagt, die Göttin Mertseger wird Rache nehmen. Nun bin ich an der Reihe, Sterblicher, und auch deine Stunde wird kommen. Wenn du mich zu töten gedenkst, so tu es rasch.«

Dem Syrer gelang es trotz seiner zerlumpten Erscheinung, eine gewisse Würde zu bewahren. Das lange blaue Gewand, in dem er Syrien verlassen hatte, umhüllte noch immer seine langgliedrige Gestalt, obgleich am unteren Ende schon so viele Stücke abgeschnitten worden waren, um als Flicken verwendet zu werden, daß das verblichene, fadenscheinige Kleidungsstück ihm inzwischen nicht einmal bis zu den Knien reichte und überhaupt nur mehr aus gestopften und ungestopften Löchern bestand. Seinen hohen Spiralhut hatte er längst verloren; ein schmutziger Stoffstreifen bändigte sein verfilztes Haar. Der säuberlich gestutzte Kinnbart hatte sich zu einem struppigen, rötlichen Vollbart ausgewachsen. Um den linken Arm hatte er sich notdürftig einen Lumpen geknotet, wo Merqetek ihn verwundet hatte.

Bessas lächelte unfreundlich. »Dich töten? Nein! Ich habe mir selbst versprochen, mich lange mit dir zu unterhalten, und

wie sollte ich mich mit einem Leichnam unterhalten? Gewiß, ein Geisterbeschwörer könnte dich wiederbeleben, aber du bist der einzige Geisterbeschwörer weit und breit. Und wie solltest du dich selbst wiederbeleben?« Er lachte rauh. »Dreh dich um.«

Kothar gehorchte, und Bessas packte den Kragen seines Gewandes und riß es herunter, so daß es halb in Fetzen ging. Als es bis zur Hüfte herabfiel, blitzte und klirrte es, und Gold und funkelnde Juwelen rieselten aus dem Gewand, wo es von Kothars Gürtel zusammengehalten worden war.

»Sieh da, sieh da«, rief Bessas. »Da scheint ja einiges von Takartas Schatz aus der Truhe entkommen zu sein! Du mußt zu tief geschlafen haben, Ajang. Hebe dieses Zeug auf, Myron. Und was ist das? Der Wahre Anthrax hängt am Halse unseres überweltlichen Mystikers?«

Er nahm Kothar die Kette mit dem Edelstein ab und stopfte ihn in seinen Beutel. Plötzlich unternahm Kothar einen hinkenden Versuch, in die Freiheit zu entfliehen, aber Ajang hatte ihn mit einem Satz erreicht und hielt ihn fest.

Bessas entkleidete Kothar bis auf das Lendentuch, zog ihm den Pfeil aus dem Bein und befahl: »Zündet ein Feuer an, Männer!«

»Nein!« rief Kothar. »Nicht das, du Barbar!«

»Wer spricht davon, dich zu verbrennen? Dein zartes Fleisch soll nicht einmal angesengt werden – vorausgesetzt, du beantwortest meine Fragen.«

Myron sammelte die Schätze zusammen und entfachte dann mit Feuerstein und Stahl ein Feuer. Als es munter prasselte, schleuderte Ajang den Gefangenen zu Boden und setzte sich auf

ihn. Bessas packte roh einen von Kothars Füßen und hielt ihn über die Flammen.

»So«, sagte er. »Was für ein Plan war das, zu dem du Merqetek überreden wolltest?«

»Das ist meine Sache.«

Bessas zog den Fuß dichter und dichter ans Feuer, bis Kothar zu schreien begann. »Ich will es sagen!«

»Nun?«

»Zu Memphis findet eine Versammlung von Mystikern meines Ordens statt, an der ich teilnehmen wollte, und – *ai!«* Er kreischte, als sein Fuß in die Flammen gedrückt wurde. Der Geruch von verkohltem Fleisch stieg in die Luft.

»Dies«, erklärte Bessas, »wird nun jedesmal geschehen, wenn du lügst. Ich weiß mehr, als du glaubst. Du wolltest aus einem besonderen Grund zu König Gau, stimmt's?«

Kothar wurde von heftigem Schluchzen geschüttelt. »Ich – ich wollte vor euch bei Gau sein. Ich weiß, welche Todesangst er vor Zauberern hat. Wenn ich ihn ein paar Tage lang hätte beschwatzen können, dann hätte er euch allesamt ergreifen und als Zauberer verbrennen lassen.«

»Und warum wolltest du uns schmoren lassen?«

»Du wirst mich nicht töten, wenn ich es dir erzähle?«

»Ich werde tun, was ich für angemessen halte; eine gute Tat verdient eine zweite. Sprich weiter.«

»Ich hatte einem Kollegen versprochen, euch in einem Lande südlich von Ägypten den Garaus zu machen.«

»Um welchen Lohn?«

»Um zehn Pfund Silber, mit denen ich meine Forschungen weitertreiben könnte.«

»Eine gute, runde Summe – wenngleich wahrscheinlich nicht mehr, als dein Anteil an Takartas Schatz betragen hätte.«

»Ich hatte mein Wort verpfändet. Überdies hatte ich sowieso schon mehr als ein Viertel des Schatzes an mich gebracht.«

»Das stimmt. Aber du hattest auch mir einen Eid geschworen.«

»Welcher zivilisierter Mann würde das Wort halten, das er einem Barbaren wie dir gegeben hat? Ich hasse dich für jedes Mal, da du mich vor allen anderen beschämt und beschimpft hast, weil ich kein blutbesudelter Metzger bin wie du.«

»Wer ist dieser Gefährte, für den du all dieses unternahmst?«

»Belkishir, der Hohepriester des Marduk zu Babylon.«

»Bei Apaoshas eisernem Hufen! Was hat dieser Belkishir denn gegen uns?

Stück für Stück entlockte Bessas dem Syrer die Geschichte vom Marduk-Tempel und der Verlegenheit, in welcher man sich dort wegen des Sirrush befand. Ein Teil dieser Geschichte war Kothar aus dem Brief bekannt, den Belkishir ihm geschickt hatte; den Rest hatte er scharfsinnig gefolgert. Die Priester hatten ihren einfältigen Gläubigen gegenüber eine große Echse als jungen Sirrush ausgegeben; dem König Xerxes aber hatten sie ein haarsträubendes Lügenmärchen erzählt und behauptet, sie hätten dieses Wesen von den Quellen des Nil bekommen, und um zu verhindern, daß ihr Betrug ans Licht käme, hatten sie sich verschworen, um Bessas' Expedition den Untergang zu bereiten.

»Dann wußtest du also die ganze Zeit«, sagte Bessas, »daß wir auf der Suche nach den Federn des Fisches waren! Warum bist du so weit mitgekommen, ehe du zuschlugst?«

»Ich wollte Takartas Schatz haben, vor allem den Anthrax.«

»Wer hat die Araber der Banu Tarafa beauftragt, uns zu töten, dort beim Turm der Schnecke?«

»Ich weiß es nicht – *ai!*- ich weiß es wahrhaftig nicht! So glaube mir!«

Das Verhör ging weiter, bis die Sonne unterging und der Abend dämmerte. Bessas konnte jedoch nur noch wenige neue Einzelheiten in Erfahrung bringen. Endlich erhob er sich.

»Das genügt.«

»Was wirst du mit mir anfangen?« wimmerte Kothar und hielt sich den verbrannten Fuß.

»Das wirst du sehen. Ajang, packe ihn bei den Armen. Nun halte sie hoch an diesen Baum – so. Halte sie fest.«

»Gnade! Ich will dein Sklave sein! Ich will alles tun –«

Bessas suchte sich einen schweren Stein. Er nahm Merqeteks Dolch, den Myron bei sich trug, und trieb ihn Kothar mit der Spitze durch beide Unterarme, die Ajang gekreuzt an den Baumstamm drückte. Die Klinge drang zwischen Elle und Speiche hindurch ins Holz. Kothar wand sich und schrie wie eine verirrte Seele, während Bessas den Dolch mit seinem Stein bis ans Heft einhämmerte.

Der Baktrier trat zurück. Kothar stand mit dem Rücken zum Baum, die erhobenen Unterarme mit dem Dolch an den Stamm genagelt. Da er die Arme hoch über den Kopf gereckt hatte, blieb ihm kein Spielraum, sich zu bewegen. Das Blut rann ihm

an den Armen herab, und Tränen strömten ihm über das sonnenverbrannte Gesicht.

»Möge Anath dich zu Brei zerkauen, du Sohn einer Kamelstute!« kreischte er. »Mögen Aleyins acht wilde Eber dich zerfetzen! Möge Terah dich mit seinen Strahlen in den Wahnsinn treiben! Möge …«

»Wohlan«, sagte Bessas, »wenn die Schlange sich da herauswindet und in der Wildnis überleben kann, dann verdient sie zu leben, das gebe ich zu.«

»Du bist ein harter, grausamer Mann«, erwiderte Myron. »Laß mich wenigstens den Dolch aus dem Baum ziehen.«

»Nein, bei Varenas Dämonen! Soll ich ihn nicht gleich küssen und ihm vergeben, damit der Schurke auch die anderen zu Opfern seiner Tücke machen kann? Wer gut ist gegen den Tiger, ist grausam gegen das Lamm. Merqetek war ein braver Junge; verwende dein Mitgefühl auf ihn.« Bessas wandte sich mit ernster Miene ab. »›Blutbesudelter Metzgen, wie? Vermutlich bin ich einer. Aber jetzt ist es zu spät, daran etwas zu ändern.«

»Solange man lebt, kann man stets nur danach trachten, so zu werden, wie man sein möchte.« Myron zuckte die Achseln. »Ich bitte nicht um das Leben dieses Schuftes. Aber das –« mit dem Kopf deutete er hinter sich »- ist eine Rache von der Art, wie Königin Amestris sie üben würde. Deiner ist sie nicht würdig.«

Bessas seufzte. »Du hast recht, wie gewöhnlich.«

Er nahm seinen Bogen und einen Pfeil aus dem Kasten, drehte sich um und schoß auf zwanzig Schritt Entfernung. Der Pfeil traf Kothar mitten ins Herz; er zuckte einmal und

erschlaffte.

»Und nun«, sagte Bessas mit erzwungener Munterkeit, »laßt uns aufbrechen und ein Stück Weges hinter uns bringen, ehe wir unser Nachtlager aufschlagen.«

Wieder im Lager angekommen, beeilten sich Myron und Bessas, die Schatztruhe zu untersuchen. Niemand schien sich am Riegel zu schaffen gemacht zu haben, aber schließlich sagte Myron: »Ich sehe, was er getan hat. Er hat mit der Dolchspitze die Splinte aus den Scharnieren getrieben.«

Als sie den Deckel hochklappten, sah es aus, als wäre die Kiste voll. Kothar hatte den Schatz herausgenommen, beiseitegelegt, was er tragen konnte, Steine auf den Boden der Truhe getan und das restliche Gold und die Juwelen darübergehäuft, so daß niemand den Verlust bemerken würde.

»Ein gerissener Halunke«, brummte Bessas. »Ach, es gibt Menschen, die lieber einen Shekel mit Betrug verdienen als zweie mit ehrlicher Arbeit.«

Der Mond des Tebutu war voll, als eine Schar Tikki-Tikki ins Lager kam. An einem aus Gras geflochtenen Halfter führten sie das Okapi, ein halbwüchsiges junges Männchen.

In Größe und Gestalt hatte das Tier einige Ähnlichkeit mit einem Maulesel, aber es hatte längere Beine und einen kürzeren Körper, und seine Hufe waren gespalten. Sein Fell war von glänzendem, purpurn schimmerndem Schwarz, aber unterhalb der Knie waren die Beine sahnig weiß, und schmale, schwarzweiße Streifen bedeckten das Hinterteil. Seine großen Ohren drehten sich immerfort hierhin und dorthin. Es hatte eine

langgestreckte, schmale Schnauze, und seine Zunge, mit der es die Blätter umschlang, die es fraß, war von erstaunlicher Länge.

»Sie hatten viel Mühe damit«, berichtete Dzaka. »Nachdem sie es gefangen hatten, wollte es tagelang nur auskeilen und nach ihnen treten. Aber jetzt ist es zahm. Wir müssen es gut füttern und tränken und dürfen ihn nicht in der heißen Sonne lassen.«

»Brave Burschen«, lobte Bessas. »Laßt uns feiern!« Und bald darauf tanzte der Baktrier mit all den kleinen braunen Leuten im Kreis herum.

Dann brachen sie das Lager ab. Alle Pygmäen bis auf Dzaka, Tshabi und Bedendwe verschwanden im Busch, und Bessas und seine Gefährten machten sich auf, am Ufer des Astasobas entlang nach Norden zu ziehen.

Eines Nachts rasteten sie in einem Dorf der Mbaba-ntu. Es waren einfache schwarze Bauern, die sich, nachdem sie ihre anfängliche Angst und ihr Mißtrauen überwunden hatten, als freundliche Gastgeber erwiesen.

Die drei Pygmäen jedoch weigerten sich, das Dorf zu betreten; sie behaupteten, man werde sie dort töten. Den Grund dafür erfuhr Myron, als er mit dem Häuptling der Mbaba-ntu redete. Leidenschaftlich rief der Mann: »Wir hassen sie. Ich hasse sie. Jeden einzelnen dieser kleinen Teufel würde ich töten!«

»Weshalb?«

»Weil sie mit ihren Giftpfeilen unsere Ziegen und Rinder schießen und aufessen, als wären es wilde Tiere. Was immer wir sagen oder tun, kann sie daran nicht hindern. Nur ein toter

Pygmäe ist ein guter Pygmäe.«

Als er hörte, wer da kam, verließ Gau, der König der Alabi, seinen Palast, um den Reisenden entgegenzugehen.

»Ich mußte mich vergewissern, daß ihr auch wirklich lebt«, erklärte er. »Die Ptoemphani haben uns berichtet, die Akulangba hätten euch getötet und gefressen. Ich sehe keinen Drachen, aber offenbar habt ihr ein anderes merkwürdiges Tier gefunden. Was für Geschenke habt ihr mitgebracht?«

»Gib ihm deine bronzebeschlagene Keule, Myron«, sagte Bessas. »Für einen Mann zu Fuß ist sie kaum nützlich.«

»Wie hat Ajang sich benommen?« fragte der König.

»Wie ein echter Mann«, antwortete Bessas und klopfte dem baumlangen Alabi-Führer auf die Schulter. »Ich zähle ihn zu meinen vertrauten Freunden. Und wie geht es unserem Shimri?«

»Er lebt, aber ihr werdet sehen, daß er sich verändert hat.«

Sie fanden Shimri unter dem Schilfdach seiner Schmiede; er hämmerte eine Speerspitze auf einem Steinamboß zurecht. Zwei schwitzende junge Alabi gingen ihm zur Hand. Er hielt inne, als er die Gefährten sah.

»Heil euch, St-terbliche. Der große Gott Dagon nimmt eure Verehrung entgegen.«

»Shimri!« sagte Myron scharf. »Erkennst du uns?«

»Ja. Ich – ich kenne euch. Ich kannte euch in meinem früheren Leben. Aber d-das war, bevor ich, Dagon, den Körper des Sterblichen Shimri ben-Hanun in Besitz nahm.«

»Wir sind auf dem Heimweg. Du kannst mit uns nach Gaza

zurückkehren.«

»Was bedeutet mir schon Gaza? Ein Gott ist an jedem Ort daheim. Meine – äh, meine Aufgabe liegt hier; ich muß diese Menschen in den Künsten der Zivilisation unterweisen. Und nun geht, ihr Sterblichen, denn ich habe zu tun.«

»Ist er immer so?« fragte Bessas später, als sie wieder bei König Gau waren.

»Manchmal sitzt er einen ganzen Tag lang da, starrt vor sich hin und spricht nicht. Manchmal wandert er in der Stadt umher, redet mit sich selbst und lacht. Dann wieder geht er zum Fluß und verkündet, er wolle stromabwärts zum großen Meer schwimmen und mit seinen Freunden, den Fischen, spielen. Zweimal haben wir ihn herausgefischt, kurz bevor die Krokodile über ihn herfielen, und seither lasse ich ihn von zwei Männern Tag und Nacht bewachen. Ißt er schon immer so viel wie zwei Männer?«

»Ja.«

»Glaubt ihr, er ist wirklich ein Gott?«

Myron zuckte die Achseln. »Wer weiß? die Frage ist, sollen wir ihn mit nach Hause nehmen, ob er will oder nicht?«

»Nein«, antwortete Gau. »Er will hierbleiben, und er ist nützlich. Laßt ihn. Ich glaube, er ist ein Gott; zumindest haust ein Gott in seinem Körper. Das erklärt seinen mächtigen Appetit, denn er muß genug für sich selbst und für den Gott essen. Wir werden liebevoll für ihn sorgen und ihn ergeben verehren.«

»Aber es ist unsere Pflicht –« hob Myron an, doch Bessas fiel ihm ins Wort.

»Der König hat recht. Es wird uns genug Mühe machen, dieses seltene Tier lebend nach Hause zu schaffen, ohne daß wir uns auch noch einen verrückten Gott aufbürden.«

»Ich weiß nicht-«

»Aber ich weiß es. Und überhaupt, wer könnte glücklicher sein als einer, der sich für einen Gott hält? Weshalb also sollten wir ihn behelligen? Doch nun, o König, sage uns: Wie kommen wir zurück nach Kush? Ich habe keine Lust, die sumpfigen Ebenen nochmals zu durchqueren.«

»Jetzt, in der Trockenzeit, sind sie nicht sumpfig. Aber am einfachsten ist es, mit einem Floß stromabwärts nach Kush zu fahren. Ich werde dem König der Ptoemphani eine Botschaft senden; er soll sich mit den Syrtobern besprechen, damit euer Floß durch den Großen Sumpf geführt wird. König Ochalo ist mir etwas schuldig, nachdem sich seine Leute gegen meine Freunde so schlecht benommen haben. Dann, immer vorausgesetzt, daß ihr göttlicher Hund mit dem Schwanz wedelt, werdet ihr aufbrechen können.«

Myron dachte mit Sorge daran, daß Shimri den Rest seiner Tage hier in der Wildnis zubringen sollte. Aber da Bessas, König Gau und der Judäer selbst übereinstimmend beschlossen hatten, daß er hierbleiben solle, wußte Myron nicht, was er noch tun sollte.

»Er ist er letzte der drei, die Philistäa mit uns verlassen haben«, sagte er zu Bessas.

Der Baktrier runzelte nachdenklich die Stirn. »Meinst du, wir sollten ihren Sippen mitteilen, was aus ihnen geworden ist?«

Myron überlegte. »Vielleicht wäre es besser, nichts zu sagen.

Keiner der drei hat ein Weib daheim, und barmherziger wäre es, ihre Verwandten in dem Glauben zu lassen, daß es ihnen in fernen Landen wohlergeht. Zudem würde mir, da ich nicht glaube, daß Kothars Familie arg um ihn jammern wird, die Aufgabe, dem alten Malko bar-Daniel vom Ende seines Sohnes zu berichten, nicht behagen.«

In der Mitte des Nisanu im einundzwanzigsten Jahr der Regierungszeit Xerxes' stieß ein Floß sanft an den Landungssteg der Fähre am südlichen Nilufer, unweit von Meroê. Das Floß trug zehn Menschen: Myron, Bessas, dessen zwei Frauen, drei Pygmäen und drei Araber.

Es war eine wilde, gefährlich aussehende Bande. Alle waren nackt oder bestenfalls mit Hosen aus Tierhäuten bekleidet. Wer nicht barfüßig war, trug Sandalen aus geflochtenem Gras. Lederne Stirnbänder hielten das lange, verfilzte Haar zusammen. Die Weißen waren von der Sonne braun gebrannt und kaum hellhäutiger als die Pygmäen. Alle waren von hagerer, harter Erscheinung, und alle sahen um einiges älter aus als bei ihrer Abreise. Myrons Bart und Brauen hatten sich silbern gefärbt.

Auf dem hinteren Teil des Floßes war ein geflochtenes Schutzdach für das Okapi errichtet worden. Während der dreimonatigen Flußreise von Boron herauf hatte das Tier darunter wiederkäuend auf einem Bett von Papyrusschilf geruht. Die Frauen hatten es verzärtelt und gestreichelt, bis es so zahm wie ein Hündchen geworden war.

Als sie das Floß festgebunden hatten, legten Myron und Bessas ihre Brustpanzer an, setzten die Helme auf und

schnallten sich ihre Schwerter und Dolche um. Nach der monatelangen, mühseligen Reise waren ihre Waffen, von der schweren Bronzetruhe abgesehen, fast ihr einziger Besitz. Sogar Bessas' kleine silberne Pfeife war fort: Der Häuptling der Syrboter hatte sie als Geschenk bekommen.

Nach einem Wort der Warnung an jene, die das Floß bewachen sollten, lenkten die beiden den Schritt ihrer sandalenbewehrten Füße auf den steilen Pfad hinauf zu der Ebene, in der Meroê lag.

Langsam näherten sie sich dem Soba-Tor, und die gleißend helle Sonne, die hoch am Himmel stand, ließ sie die ledrigen Stirnen runzeln.

Als sie dem Tor nahe waren, streckte Bessas die Hand aus. Myron folgte dem Blick seines Gefährten und sah einige dunkle Gegenstände, die auf der Mauer neben dem Tor aufgereiht waren. Sie beschleunigten ihren Schritt und spähten nach oben, bis sie sahen, daß es Köpfe waren, die dort oben auf Pfähle gespießt waren. Zwei große braune Geier flatterten fauchend auf.

Die Köpfe sahen zwar schon ein wenig mitgenommen aus, aber sie waren noch nicht völlig unkenntlich. Sie hatten Menschen beiderlei Geschlechts und unterschiedlichen Alters gehört. Ein massiger Kopf mit schweren Backen schien bedeutender zu sein als die übrigen, denn er stak auf einem höheren Pfahl.

»Ich glaube«, sagte Bessas langsam, »den kenne ich. Frage jemanden nach ihm.«

Mehrere Kushiter hatten sich genähert, um die Reisenden

anzustarren. Myron redete einen von ihnen an und deutete zur Mauer hinauf.

»Ist das General Puerma?«

»Ja, und seine Familie. Ich weiß nicht, warum, aber der König beschuldigte ihn plötzlich, ein Verräter zu sein, und ließ ihnen allen den Kopf abschlagen, noch ehe sie ein Gebet murmeln konnten.«

»Mein *fravashi* sagt mir, wir sollten still und ruhig zum Floß zurückkehren und weiterfahren«, knurrte Bessas.

»Du hast recht«, sagte Myron. Als sie den Pfad hinuntergingen, stellte er fest: »Also hat der Hohepriester doch gewonnen!«

»In der Tat. Nun, dann brauchen wir unseren Schatz wenigstens nicht mit Puerma zu teilen.«

»Der arme Puerma. Vielleicht tat er falsch daran, sich dem Fortschritt entgegenzustellen, aber er war ganz bestimmt ein freundlicherer Mensch als dieser sauertöpfische Osorkon.«

Sie stießen vom Steg ab. Zwei Tage lang trieben sie verträumt den Nil hinunter und hielten hier und da an einem Dorf an, um sich Proviant zu kaufen; auch Kleidung erstanden sie, denn nachts wurde es jetzt sehr kalt. Ihre neuen Gewänder waren aus dünnem, gefärbtem Leder und dickem, ungefärbtem Sackleinen gemacht. Die beiden Mädchen fingen sogleich an, die Kleider zu ändern und schritten voreinander auf und ab, um sich gegenseitig zu begutachten, als hätten sie die neuesten Moden aus Babylon zu bearbeiten.

Gegen Abend des zweiten Tages – Labid saß gerade am Steuerruder – hob Bessas plötzlich den Kopf.

»Was ist?« fragte Myron, der inzwischen ein genaues Gefühl für die Stimmungen seines Freundes besaß.

»Ich höre etwas – eine Art fernes Donnern.«

»Könnte es nicht sein, daß wir uns der obersten Katarakt nähern?«

»Mithra, ja! Ich hatte sie vergessen.« Bessas erhob seine mächtige Stimme. »Alle Mann an die Paddel, rasch! Kurs auf das rechte Ufer!«

Träge fügte das Floß sich dem hastigen Rudern der Besatzung. Das Donnern wurde lauter, der Fluß reißender. Das Floß strebte schwerfällig dem Ufer zu, aber der Strom riß es immer schneller mit sich.

Myron paddelte aus Leibeskräften: er fragte sich, ob sie ironischerweise im Angesicht der Zivilisation untergehen, ob Männer, Weiber, Tier und Schatz in einem Wirbel von Trümmern durch die Stromschnellen geschleudert werden sollten.

»Schneller!« keuchte Bessas.

»Zu spät!« heulte ein Araber.

»Schweig still und rudere, verflucht!«

Das Ufer kroch näher. *Rhyppapai!* dachte Myron, wir werden es schaffen! Doch mit einem Blick stromabwärts sah er, daß der Rand des Kataraktes, wo die Oberfläche des Flusses in die Tiefe kippte, rasch näherkam.

»Noch einmal mit aller Kraft, Freunde!« rief Bessas. »Drehe uns mit der Nase ein wenig stromaufwärts, Labid!«

Die Pygmäen stammelten vor Entsetzen, und das Okapi stand auf zitternden Beinen da. Das Tosen übertönte jetzt jedes Wort.

Stromabwärts sah Myron den Dunst der Wasserfälle und die Fangzähne der Felsen.

Noch einmal mit aller Kraft… Myron war schwindlig vor Erschöpfung, und fast wäre er über Bord gefallen. Es war offensichtlich, daß sie es doch nicht schaffen würden. Bis zum Ufer war es noch ein gutes Stück – fast so weit wie bis zu den Stromschnellen.

Aber man durfte nicht kampflos untergehen … Wieder stach er sein Paddel in die Flut.

Das Floß neigte sich. Die Frauen kreischten wie Habichte.

Mit bedrohlichem Mahlen und Krachen prallte das Floß gegen einen Felsen am Anfang des Katarakts. Die Männer taumelten durcheinander, und Phyllis stürzte.

»Schafft alles ans Ufer!« brüllte Bessas.

Der Baktrier hatte sein Paddel fallengelassen und war ins schenkeltiefe Wasser gesprungen. Er krümmte den Rücken, stemmte die mächtigen Beine in den Grund, packte eine Ecke des Floßes und hielt es fest; es hing in halsbrecherischem Gleichgewicht vor der Spitze des Felsens, und der geringste Druck nach rechts oder links würde es unweigerlich herumwirbeln und die Stromschnellen hinunterrasen lassen – hundert Männer würden es dann nicht mehr halten können. Aber der Riese umklammerte die Balken mit keuchender Lunge und zum Bersten gespannten Muskeln, und mit Hilfe des Felsens bot er selbst dem unüberwindlichen Flusse noch Trotz.

»Habt ihr nicht gehört? Schafft alles an Land! Lange kann ich es nicht mehr halten! Zum Ufer hin ist das Wasser nur knietief!«

Myron nahm Dzaka auf den Arm und sprang vom Floß. Das

Wasser war wirklich nur knietief, aber in der reißenden Strömung fand der Fuß nur schwer festen Boden. Als er sich umschaute, sah er, daß Labid und Umayya sich mit der Schatztruhe plagten.

Myron legte den Pygmäen am Ufer nieder und eilte zurück, um das Okapi loszubinden. Das Tier sträubte sich, das Floß zu verlassen, bis Salîmat, bedenkenlos praktisch wie immer, dem Tier ihren Dolch ins Hinterteil stach: Da tat es einen Satz nach vorn und riß Myron von den Beinen. Rücklings fiel er ins Wasser und ging unter, aber verzweifelt hielt er das Halfter umklammert, bis er sich wieder aufgerappelt hatte.

Als Myron mit dem Tier ans Ufer gelangt war, sich das Wasser aus der Lunge gehustet und das Okapi an einen Dornbusch gebunden hatte, war auch das Floß geräumt. Die Waffen, die Geschenke der Pygmäen an den Großkönig und was sonst von irgendwelchem Wert war, hatte man ans Ufer geschafft.

»Holt die Stangen!« rief Bessas.

Jetzt, fand Myron, trieb er die Sparsamkeit aber doch über die Grenzen der Vernunft hinaus; er war indessen klug genug, nicht zu widersprechen. Zusammen mit Abras watete er hinaus. Sie zogen die Stangen, die das Sonnendach des Okapi trugen, aus ihrer Verankerung und trugen sie ans Ufer.

Jetzt endlich richtete Bessas sich auf. »Yâ ahî!« jauchzte er und gab seiner Ecke des Floßes einen Stoß. Die Balkenkonstruktion schwenkte weg von ihm und drehte sich um den Punkt, an dem sie den Felsen berührte. Langsam kreisend löste sie sich, stürzte den von scharfkantigen Steinen durchsetzten Wasserfall hinunter und zerbarst mit lautem Krachen. Einige der

Balken wurden in die Luft geschleudert, andere stauten sich an den Felsen, wieder andere schossen abwärts, bis sie nicht mehr zu sehen waren, und begaben sich auf die lange Reise nach Memphis und zum Meer.

Bessas taumelte ans Ufer und setzte sich keuchend auf den Boden. »Bei Mithras Pfoten!« brachte er schließlich hervor. »Das war ein härterer Kampf als damals, als ich von Sakai umzingelt war und mir den Weg ganz allein freikämpfen mußte.« Er legte einen behaarten Arm um jede seiner Frauen. »Gebt mir einen Kuß, ihr beide, und dann geht es weiter.«

»Wofür brauchen wir die Stangen?« fragte Myron.

»Damit will ich Dzaka und den Schatz tragen. Hilf mir, eine Trage und ein Joch zu bauen.«

Ein junger Banu Khalaf galoppierte auf seinem Kamel in die Hundert-Meilen-Oase und schrie: »Unsere Leute kommen aus dem Süden zurück!«

Die verschlafene Oase erwachte zum Leben. Araber stürmten umher, verschwanden in ihren Zelten, um ihren besten Staat anzulegen, stritten wild gestikulierend miteinander und fielen auf die Knie, um ihren Göttern für die Rückkehr ihrer Leute zu danken.

Nach einer Weile kam eine Prozession von Menschen auf kushitischen Eseln in die Oase geschaukelt. Das Okapi trottete am Schluß des Zuges. Die Banu Khalaf sahen einander an.

»Wo, o wo ist unser Shaykh?«

Salîmat sprang von ihrem Tier, umarmte ihren fetten Onkel Naamil und stieg auf einen Holzklotz. Mit dem Ausruf *»Yajama*

'aya!« begann sie eine hitzige Rede und erzählte, welche Abenteuer sie auf der Expedition erlebt hatten. Myron bemerkte, daß sie Bessas nicht nur für die Heldentaten pries, die er vollbracht hatte, sondern auch für viele, die er nicht vollbracht hatte – etwa dafür, daß er einen Löwen erwürgt, einen Elefanten mit einem Fausthieb gefällt sowie eine ganze Kannibalenarmee allein in die Flucht geschlagen hatte.

Als sie zu Zayds Tod kam, brach der ganze Stamm in Tränen aus. Und als sie berichtete, wie Zayd sie Bessas zur Frau gegeben und ihn zum nächsten Shaykh ernannt hatte, schauten die Araber einander verwundert an. Dann rief sie Bessas herbei.

Bessas hakte die Daumen in den Gürtel, stieg auf den Klotz und sagte in passablem Arabisch: »Shaykh Zayd – er möge in Frieden ruhen – hat mir gesagt, er wolle mich zum Nachfolger haben. Nicht mein Einfall war es, aber vielleicht ist er dennoch nicht übel. Wenn ihr mich haben wollt, will ich versuchen, euch ein guter und gerechter Häuptling zu sein. Wenn nicht, werde ich es niemanden verübeln. Es liegt bei euch. Ich will euch nichts über mich erzählen. Salîmat hat das bereits getan. Friede sei mit euch.«

Der Stamm jubelte Bessas zu, wenn auch ein wenig zögernd. Diese Wendung der Ereignisse erregte anscheinend nicht so sehr Freude oder Mißfallen bei ihnen, als viel mehr Ratlosigkeit. Aber Einwände erhob niemand. Als sie vorwärtsdrängten, um Bessas die Hände zu küssen, kam eine Gestalt in persischem Gewand herangeschlendert.

»Bist du Myron, Sohn des Perseus?«

»Ja. Und wer bist du, Herr?«

Gergis ist mein Name. Dein Sklave bringt eine Botschaft von Embas.«

»Von Embas? Ach ja, der Mithras-Priester in Babylon, der uns vor dem nächtlichen Überfall errettete.«

»Ganz recht. Sobald du deinen Gefährten von seinen verehrungsvollen Untertanen trennen kannst, möchte ich mit ihm sprechen.«

Dies indessen war leichter gesagt als getan. Die Hälfte der Banu Khalaf, so schien es, hatten sich ihre Streitereien und Forderungen monatelang aufgehoben, und nun sollte Bessas alles zugleich entscheiden. Schließlich schob er sie von sich.

»Liebe Freunde, laßt mir Zeit bis morgen! Ich werde ausführlich nachdenken müssen, ehe ich in so gewichtigen Angelegenheiten urteilen kann, und ich bin müde.«

Er wandte sich an Myron, und dieser stellte ihm den Perser vor. Bessas und Gergis wechselten rasch ein geheimes Zeichen, und dann fragte Bessas: »Woher wußtest du, daß wir auf diesem Wege zurückkommen würden?«

»Dein Sklave wußte es nicht. Embas hat drei Boten ausgesandt. Einer erwartet euch in Buhen, ein weiterer in Swenet. Mit einem solchen Netz, so dachten wir, würden wir euren Flug aufhalten können, und siehe, es ist geglückt.«

»Und welche Botschaft bringst du?«

»Es ist eine Warnung: Fallen stellt man dir auf dem Weg deiner Heimkehr. Doch gab es da nicht einen Mann namens Kothar bar-Malko, der sich dir angeschlossen hatte?«

»Doch, den gab es. Wir fanden heraus, daß er von dem Priester Belkishir zu Babylon bestochen worden war, uns

ermorden zu lassen. Er ist den Weg alles Irdischen gegangen.«

»Kein Verlust. Aber da du von diesem Komplott schon Kenntnis hast, will ich gleich zum nächsten weitergehen. Weißt du, welche Pläne das Haus Daduchus für deine Zukunft hat?«

»Waren es nicht die Daduchiden, die in Babylon Labashis Halsabschneider auf uns hetzten, und in Marath die Banu Tarafa?«

»Ja.«

»Und sie sind immer noch eifrig tätig?«

»Jawohl. Sie haben neue Banden von Strauchdieben gedungen, die euch irgendwo auf dem Wege von hier nach Persepolis auflauern sollen.«

»Das ist keine erfreuliche Nachricht, Kamerad. Wie können wir diesen Halunken aus dem Weg gehen?«

»Wir können dir nicht mit Gewißheit sagen, wer diese Meuchler sind und wo sie eurer harren, aber wir glauben, daß sie euch in den kleineren Städten an eurem Wege auflauern, in Orten wie Siout und Gaza und Tiphsah..«

»Weshalb sollten sie das tun?«

»Sie denken sich, in einer Großstadt wie Opet oder Babylon könnte ihnen ein Reisender leicht durch die Finger schlüpfen; die Kleinstädte aber kann ein Reisender nur auf der Hauptstraße durchqueren, und die ist leicht zu überwachen.«

Bessas strich sich stirnrunzelnd den Bart. Dann erstrahlte sein verwittertes Gesicht in einem breiten Grinsen. »Sie haben nicht damit gerechnet, daß ich als arabischer Shaykh zurückkehre. Mit unseren Kamelen können wir die Kleinstädte umgehen, und unsere Vorräte können wir in den großen Städten auffrischen.«

»Anscheinend seid ihr wohlgerüstet, um selbst auf euch achtzugeben, und wir haben getan, was wir können. Werden eure Mittel ausreichen, euch nach Persepolis zu bringen?«

»Nicht nur das; ich werde auch diesen Geldverleiher in Babylon aufsuchen und ihm jeden einzelnen Dareikos zurückzahlen. Und wie kann ich dir deine Güte vergelten?«

»Das ist nicht der Rede wert; meine Aufwendungen werden aus der Schatulle des Mithräums beglichen, und der Sohn des Phraates verdient nicht weniger. Wenn du allerdings geruhen wolltest, auf deinem Weg durch Babylon ein Opfer darzubringen, damit die heiligen Werke weiter verrichtet werden können …«

»Es soll geschehen. Und jetzt laßt uns den Staub aus unseren Kehlen spülen. Dein Sklave kann dir nur den Dattelwein seiner neugefundenen Heimat anbieten, aber der ist allemal besser als das Spülicht, das ich in den letzten Monaten habe trinken müssen.«

Bessas' Frauen bedienten sie im Zelt des Shaykhs. Mit gekreuzten Beinen saßen sie auf den Teppichen und Kissen, die Zayd gehört hatten, und tranken und plauderten. Bessas und Myron erzählten von ihren Abenteuern, und Gergis berichtete, was sich unterdessen am persischen Hofe zugetragen hatte.

So sprach er etwa von dem großen athenischen General Themistokles, dem Planer jener Niederlage, die die persische Flotte bei Salamis erlitten hatte. Themistokles hatte sich, bedrängt von politischen Gegnern, die ihm nach dem Leben getrachtet hatten, an den persischen Hof geflüchtet und dem Großkönig auf Gnade oder Ungnade anheimgegeben. Einige Höflinge und königliche Verwandte, deren Familien unter dem

bösen Stern des griechischen Seefeldzuges gefallen waren, wollten den Mann gleich hinrichten lassen. Xerxes aber hatte seine Entscheidung aufgeschoben, bis Themistokles die persische Sprache und die persischen Gebräuche erlernt hatte und sich so auf beste Weise verteidigen konnte. So kam es, daß Themistokles nun beim Oberbefehlshaber Artabanus lebte und persische Sprache und Sitten mit der gleichen Intensität studierte, wie er sie einst auf die politischen und militärischen Angelegenheiten Athens verwendet hatte.

»Und dies«, schloß Gergis, »ist, wie man zugeben muß, gerecht.«

»Wäre Xerxes in allen Fragen so gerecht gewesen, hätte er sich den Beinamen ›der Große‹ erworben«, grollte Bessas.

»Das stimmt. Doch nun muß euer Sklave aufbrechen; ich muß meine Kameraden in Buhen und in Swenet wissen lassen, daß ich unsere Botschaft übermittelt habe. Möge der niemals Schlafende euch freundlich gesonnen sein.«

»Möge der Herr der weiten Weiden dir ein langes Leben und Reichtum schenken«, erwiderte Bessas.

Zusammen mit Myron half er dem Mann, sein Pferd zu satteln, und Gergis galoppierte durch die Wüste nach Westen davon.

»Nun«, sagte Bessas, »wir müssen uns reisefertig machen. Ein reines Dutzend meiner Nomaden wäre, so denke ich, eine angemessene Eskorte. Obendrein werde ich so Gelegenheit haben, die Burschen besser kennenzulernen. Da wir eben von Reichtum sprachen: Komm noch einmal mit mir ins Zelt des Shaykhs. Labid! Abras! Umayya!«

Als Bessas die drei Araber , die ihn bis zum Heuschreckentöter begleitet hatten, um sich geschart hatte, öffnete er die Schatztruhe. Er grub mit beiden Händen hinein, schaufelte einen funkelnden Berg Kostbarkeiten heraus und warf ihn auf den Teppich.

»Dies«, sagte er, »ist euer Anteil an der Beute. Teilt ihn gleichmäßig unter euch auf.«

»Wie sollen wir das anfangen, Herr?« fragte Umayya. »Es ist schwer, den Wert solcher Dinge zu schätzen.«

»Einer soll das Ganze in drei Teile teilen, und die beiden anderen dürfen zuerst wählen. Mit einer Münze könnt ihr entscheiden, wer als erster und wer als zweiter wählt.«

Die drei drückten Küsse auf Bessas' Hände und Gewänder. »Ja, ich weiß, ihr liebt mich«, sagte er, »und ich liebe euch auch. Und nun nehmt euer Zeug und geht.«

Als die Araber hinausgegangen waren, nahm er ein Goldstück nach dem anderen aus der Truhe. »Bestätige mein Urteil, alter Mann: Mich dünkt, dieser Haufen dürfte genügen, um Astes' Nubier zu bezahlen; dies sollte Meister Murashu zufriedenstellen; hierüber müßte das Mithräum glücklich sein; damit sollten die Kamele bezahlt sein, die der Stamm bei unserem Unternehmen verloren hat…«

Sodann schaufelte er den Rest des Schatzes mit vollen Händen aus der Truhe und teilte ihn in mehrere Haufen.

»Erinnerst du dich, wie wir vereinbarten, den Schatz zu teilen? Diese Vereinbarung gilt noch. Kothar und Skhâ sind tot. Shimri ist ein Gott und braucht solch schnöden Reichtum nicht mehr. Salîmat als Zayds Erbin bekommt fünf Teile, ich

bekomme drei, und du bekommst zwei.«

»Was ist mit dem Wahren Anthrax? Er ist das wertvollste Einzelstück, abgesehen von den magischen Kräften, die er vielleicht besitzt.«

»Wir betrachten ihn als einen von zehn Teilen, und ich nehme ihn für mich.« Bessas hängte sich den großen Edelstein um den Hals. »Ich bin derjenige, der seinen Schutz wahrscheinlich am nötigsten braucht. Und jetzt, Lehrer, erwähle dir zwei der Haufen. Ich habe das Gold nicht aufs Gran abgewogen, und die Juwelen habe ich von keinem Gemmenschneider schätzen lassen; das Leben ist zu kurz für solche Haarspaltereien!«

»Diese beiden sind schon recht.« Myron deutete auf die beiden Haufen, die ihm am nächsten lagen.

»Du betrügst dich selbst. Hier nimm noch etwas!« Bessas warf noch eine klimpernde Handvoll auf Myrons Anteil. »Und keinen Widerspruch!«

»Was fängst du mit dem Rest an?«

»Ich lasse ihn in der Obhut meiner Frauen. Salîmat kennt den Stamm und ist zudem ein durchtriebenes Weib; ich bin deshalb zuversichtlich, daß sie vertrauenswürdige Bewacher aussuchen wird.«

»Willst du die Mädchen nicht mitnehmen?«

»Nein. Es scheint, daß ich sie beide geschwängert habe, und da wäre ein langer Kamelritt nur abträglich. Überdies ist es nicht das schlechteste, wenn man gelegentlich Urlaub nimmt von denen, die man liebt.« Bessas lachte tief und grollend. »Wisse, o Myron, daß mein Vater – Gott nehme ihn bei sich auf- drei Frauen hatte, von denen nur noch meine Mutter lebt. Diese drei

aber zankten unablässig miteinander, so daß mein Vater ständig genötigt war, als Schiedsrichter zwischen ihnen zu entscheiden. Ich schwor mir damals, ich würde, wenn überhaupt, nur ein einziges Weib nehmen. Jetzt habe ich diese beiden. Ein hübsches Füllengespann sind sie; sie zanken nicht, sondern sind liebe Freundinnen und Schwestern. Das aber bringt den Herrn des Hauses in eine andere Schwierigkeit. Wenn sie mich überreden wollen, irgend etwas zu tun, dann können sie mir mein Einverständnis stets entlocken, indem sie mich abwechselnd bearbeiten, wie der stete Tropfen den Stein höhlt. Ich habe dir schon gesagt, einem Weibe, das ich liebe, vermag ich nichts abzuschlagen, und liebe ich zwei, so bin ich weich wie Hirsebrei. Vielleicht haben sie nicht mehr soviel Zeit für solche Komplotte, wenn sie erst ihre Kinder zur Welt gebracht haben. Und so, alter Freund, wird dies, sofern es dich nicht gelüstet, dich den Banu Khalaf anzuschließen – was mich überraschen würde, da sie weder gebildet noch sonstwie mit Geistesdingen befaßt sind –, unser letzter gemeinsamer Ritt sein. Wie ging noch gleich der Knittelvers, den ich zu Beginn unserer Reise ersann?

Folgen Diebe und Löwen auch meinen Spuren
suchen auszurauben mich Händler und Huren,
hab' ich Freunde im Rücken mit eisernem Herzen
zieh getrost, bis ich sterb', ich durch staubige Fluren.

Wisse, daß dieser staubige Weg für mich die Straße in den Tod sein kann. Was immer ich sonst getan haben mag, ich habe

Xerxes nicht seinen Drachen gebracht, noch werde ich innerhalb der Frist zurückkehren.«

»Mein lieber Junge, glaubst du wirklich, er würde dich töten lassen, weil du ein Tier nicht fängst, das es nicht gibt?«

»Wer sagt, daß es dieses Tier nicht gibt? Ich und meine Freunde, die Pygmäen, sagen es, und unser Wort steht gegen die feierlichen Versicherungen der heiligen Priester Marduks, die ihrem Betrug nun ganz gewiß nicht abschwören werden! Und Xerxes, der mich nicht liebt, wird diesen Vorwand womöglich nur zu gern ergreifen, um mich pfählen zu lassen.«

»Mußt du denn dann diese Reise nach Persepolis unternehmen? Warum bleibst du nicht hier bei deiner Familie?«

Bessas nahm einen tiefen Zug aus seinem Becher. »Ich muß gehen. Und selbst wenn mit dem alten Froschauge alles ein gutes Ende nimmt, so graut mir doch vor dem, was meine Mutter sagen wird, wenn sie von meinen beiden Ehen erfährt. Seit fünfzehn Jahren bemüht sie sich, mich mit irgendwelchen Töchtern ehrenwerter arischer Familien zu vermählen. Wenn ich an sie denke, fürchte ich mich fast so sehr wie an jenem Morgen, als wir in das Nest des Teufelsaffen eindrangen.«

»Hattest du wirklich Angst? Dann hast du sie meisterlich verborgen.«

Bessas rülpste. »Ha! Fast hätte ich mir ans Bein gepißt. Aber konnte ich denn als der Anführer diesem zusammengewürfelten Haufen zeigen, daß ich mich fürchtete? Bei Ahriman, nein! Ihr Gehorsam wäre von ihnen abgefallen wie die Ketten von einem freigelassenen Sklaven. Laß uns also diese schrecklichen Zukunftsgemälde in dem lausigen Dattelwein der Banu Khalaf

ertränken.

Wenn Geister grimm dir nachts entgegenstreben,
Gewitterwolken schwarz den Himmel überweben,
dann trink, und die Phantome schwinden jäh im Dunst,
trink, und davon sich böse Omen heben.«

Gesang und rhythmisches Händeklatschen wehten von draußen ins Zelt. Ein Araber erschien im Eingang, nickte in einer knappen Verneigung mit dem Kopf und berührte Herz, Lippen und Stirn mit den Fingerspitzen.

» Ya Shaykh! Der Tanz beginnt.«

Bessas stellte seufzend seinen Becher ab. »In Wahrheit bliebe ich lieber hier sitzen, um mit dir zu plaudern und zu trinken. Weh mir, es sind die Plagen eines Fürstendaseins! Willst du nicht auch zum Tanze kommen?«

Myron lächelte. »Nein, danke. Einer der wenigen Vorteile des Alters ist es, daß man sich solchen Possen getrost versagen kann, wenn einem der Sinn nicht danach steht, und diesen Vorteil gedenke ich zu genießen.«

19

Im Palast des Königs

Am Nachmittag des sechzehnten Tages des Abu im einundzwanzigsten Jahr der Regierungszeit König Xerxes' brannte die Sommersonne vom klaren persischen Himmel herab. Der Obereunuch Aspamitres war hastigen Schritts unterwegs zum Palast des Darius, wo sein Herr sich mit dem Zauberer Ostanas zurückgezogen hatte.

»Großkönig!« begann Aspamitres, als er angekommen war. »Eine Schar Araber auf Kamelen ist gekommen, und sie begehren Eure Majestät unverzüglich zu sehen. Ein seltsames Tier haben sie auch mitgebracht, und sie sagen, es sei ein Geschenk.«

Xerxes und Ostanas wechselten einen ahnungsvollen Blick. »Beim Gott, der Arier!« sagte der König. »Sollte es dieser Raufbold aus Zariaspa sein? Als die Frist verstrichen war, ohne daß ich von ihm hörte, glaubte ich, er sei zugrunde gegangen oder geflohen. Doch besser spät als nie. Ich werde diese Leute empfangen.«

»Wird der König der Könige sie im Innern des Apadana empfangen?« fragte der Eunuch.

»Nein; das Tier ist es, was mich am meisten interessiert. Bereite einen Empfang auf den Stufen vor dem Apadana vor.«

Eine halbe Stunde später ertönten die Fanfaren vor der großen Audienzhalle. Speerträger standen aufrecht in Reihe und Glied.

Hinter den Unsterblichen wogte eine Menge so bunt wie ein persischer Blumengarten in voller Blüte. Höflinge, Beamte und Frauen waren zusammengeströmt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Die Sonne funkelte auf Edelsteinen und schimmerte auf vergoldeten Panzern.

Auf dem Pflaster vor den Stufen standen etwa zwanzig Männer in arabischer Kleidung. Ihre sonnengebräunten Gesichter waren schmal und müde. Ein pockennarbiger Riese überragte sie alle. Ganz hinten standen drei kleine braune Männchen in arabischen Kindergewändern und hielten ein exotisches Tier beim Zügel.

Geschminkt und mit duftenden Ölen gesalbt, schritt König Xerxes hinaus in den Portikus des Apadana. Höflinge, Beamte und Araber warfen sich nieder und berührten den Boden mit der Stirn.

»Erhebt euch«, sagte der König.

Ein Türsteher stieß mit seinem Stab auf den Boden. »Mein Herr und König!« rief er. »Bessas von Zariaspa ist zurückgekehrt von der Mission, auf die Ihr ihn entsandt habt!« Und er führte den Riesen nach vorn.

»Bist du Bessas, Sohn des Phraates?« fragte Xerxes und spähte ihm kurzsichtig entgegen.

»Ja, Herr.« Bessas schob die Hände in die Ärmel und verbeugte sich aus der Hüfte.

»So wahr Auramazda lebt, ich hätte dich niemals wiedererkannt! Wie ist es dir ergangen auf deiner Mission?«

»Dem Großkönig zu gefallen, ist Euer Sklave an den Quellwassern des Nil gewesen, so, wie Ihr es befohlen habt, und –«

»Das ist aber kein Sirrush«, unterbrach Xerxes mit scharfem Ton und deutete auf das Okapi.

»Darf Euer Sklave es wagen, den Vorschlag zu machen, daß der Großkönig den jungen Mann zu Ende sprechen lasse?« flüsterte Ostanas.

»Sprich weiter«, sagte Xerxes.

»Euer Sklave«, fuhr Bessas fort, »hat das Land der Großen Seen erreicht, denen der Nil entspringt. Dort habe ich mich auf das sorgsamste unter Bauern und Jägern und Fischern erkundigt, doch alle erklärten übereinstimmend, daß es ein solches Tier in jenen Gegenden nicht gebe, ebenso wenig wie in irgendeiner anderen Region, soweit ich sagen kann. Wenn Eure Majestät es befehlen, kann ich Euch jedoch berichten, wie die Sage von diesem Tier in die Welt gekommen ist. Nun aber bittet Euer Sklave um die Erlaubnis, Euch darzubringen, was er doch hat beschaffen können. Zunächst ist hier das Ohr eines echten Königs. In Ägypten schnitt ich es von der Mumie König Siptahs ab.«

Bessas reichte das Ohr dem Eunuchen, der es dem König übergab. Xerxes befingerte es mit sichtbarem Abscheu und reichte es an Ostanas weiter.

»Sodann bringe ich dem König der Könige den Häuptling eines Jägerstammes aus dem Land, in welchem der Nil entspringt. Er bittet Euch, ihn als tributpflichtigen Herrscher in Gnaden aufzunehmen und ihm Euren Schutz zu gewähren. Hier ist Dzaka, der Häuptling der Östlichen Tikki-Tikki. Dzaka wird begleitet von zwei seiner Untertanen, von Tshabi und von Begendwe, und sie bringen Geschenke, die anzunehmen Eure Majestät, wie sie hoffen, sich gnädigerweise herablassen wird.

Tritt vor, o Dzaka!«

Mit großer Würde hinkte Dzaka nach vorn und hielt seinen Honigtopf in die Höhe. Hinter ihm folgte Tshabi mit dem Stoßzahn, und Begendwe führte das Okapi. Ein Türsteher schritt ihnen voran und geleitete sie die Stufen hinauf, bis Dzaka vor dem König stand. In gebrochenem Persisch sagte er:

»Das ist für dich, König.«

Xerxes lächelte breit und entblößte seine schlechten Zähne. »Ich bin entzückt, Meister Dzaka! Willkommen heiße ich dich in der edlen Gesellschaft aller tributpflichtigen Könige des Reiches. Unter meinem Schutz sollt ihr stehen von heute an, und darauf gebe ich dir meine Hand.«

Nachdem der König mit dem würdevoll dreinblickenden Dzaka einen ernsten Händedruck gewechselt hatte, murmelte Tshabi etwas in seiner Muttersprache und überreichte Xerxes den Stoßzahn, und jener gab ihn Aspamitres. Nunmehr drückte Begendwe dem Großkönig das Halfter des Okapi in die Hand.

»Wie nennt ihr es?« Voller Unbehagen schaute Xerxes dem Tier in die großen, feuchten Augen.

»Okapi«, sagte Dzaka. »Leben in Wald.«

»Ich bin dankbar«, sagte Xerxes; zu Bessas gewandt, fuhr er fort: »Wohlan denn, junger Mann – zwar hast du die Frist überschritten, und auch einen Sirrush hast du nicht gefangen, doch ich kann nicht verhehlen, daß du dich in meinen Diensten wackerer bemüht hast als jener Sataspes, der unterdessen von uns gegangen ist. Ich bin entzückt von meinen neuen Untertanen und dem seltsamen Tier, das sie mir gebracht haben. Ja, ich habe wohl Lust, diesen Augenblick in die Unsterblichkeit

eingehen zu lassen. Wie du siehst, haben meine Künstler an den Wänden der Nord- und der Osttreppe die Tributüberbringer aus allen Ländern, über die ich König bin, abgebildet. Nur zwei Plätze sind noch frei. Sie hatte ich den europäischen Griechen zugedacht, doch – äh – es hat einige Verzögerung in unseren Bestrebungen gegeben, diese Briganten zum Gehorsam zu erziehen. Daher sollen diese Reliefs statt dessen meine neuen afrikanischen Untertanen und ihre Geschenke abbilden. Aspamitres, sieh zu, daß es geschieht. Holt die Künstler herbei und laßt auf der Stelle die Skizzen anfertigen.

Und nun, o Bessas, sage mir, was ist aus dem Mann geworden, der dich begleitete – jenem milesischen Lehrer meiner Söhne, diesem – äh –« Xerxes schnippte mit den Fingern »- Myron. Hieß er nicht so?«

»Er ist hier, Herr. Er hat ein Tagebuch über unsere Forschungsreise geführt.«

»Gut! Es freut mich, Meister Myron, daß du diese gefahrvolle Reise überlebt hast. Du sollst auf meine Kosten untergebracht werden, derweil du deinen Bericht verfaßt. Und ihr beide sollt heute abend mit mir speisen, zusammen mit dem kleinen Häuptling.«

Myron und Bessas verbeugten sich. »Eure Sklaven sind geehrt, Herr«, antworteten sie.

Ein Gemurmel erhob sich unter den zusammengedrängten Höflingen, denn nur selten kam es vor, daß der König mit anderen als den Angehörigen seiner eigenen Familie speiste, und auch dann nur an gewissen Festtagen. Zumeist lebte er in gottähnlicher Zurückgezogenheit. Der König wandte sich an seinen Oberbefehlshaber.

»Artabanus, besorge du diesen Männern eine Unterkunft in der Kaserne, den Arabern in den Mannschaftsquartieren, Meister Myron und Meister Bessas aber in den Offiziersquartieren. Auch den Afrikanern gibst du eine Offizierskammer, und dann beschaffst du Sklaven, die sie alle bedienen sollen. Achte gut auf sie. Auch für dieses – wie heißt es wieder? – dieses Tier suche einen Ort, zu dem du es bringst, wenn die Künstler mit ihrer Arbeit fertig sind. Stelle fest, was es ißt, und sorge, daß ein Vorrat davon gebracht werde, bis es nach Hagmatana in meinen Tierpark geschafft werden kann. Und binde es nicht dort an, wo Rustam es überwältigen kann. Das ist alles.«

Der König wandte sich ab und wollte in den Apadana zurückkehren, doch Bessas rief gepreßt: »Großkönig! Bevor Ihr Euch zurückzieht, erlaubt, daß ich frage…«

Der König drehte sich um, und seine buschigen schwarzen Brauen zogen sich in einem Stirnrunzeln zusammen. »Nun? Sprich.«

»Was ist aus der Mutter Eures Sklaven geworden, Herr?«

»Oh. Es betrübt mich, dir sagen zu müssen, daß die edle Zarina vor einigen Monaten eines natürlichen Todes gestorben ist, trotz der Heilbemühungen meines eigenen Arztes. Ihr Eigentum befindet sich in der Obhut des Kämmerers Aspamitres, der dir alles übergeben wird. Bis heute abend also!«

Als Myron und Bessas in der Kammer, die General Artabanus ihnen gewiesen hatte, allein waren, brach Bessas in heftiges Weinen aus. Er sank auf die Knie, hämmerte mit den Fäusten

auf den Fußboden, und die Tränen strömten ihm über den Bart. Norax, der Sklave, den er zurückgelassen hatte, damit er für seine Mutter sorge, kam herein, warf sich nieder, küßte den Saum an Bessas' Gewand und stimmte in dessen Klagen ein.

»Wie ist die Herrin gestorben?« schluchzte Bessas. »Wenn dieser langnasige Teufel sie getötet hat, dann werde ich – dann werde ich –«

»Nein, Herr«, erwiderte Norax. »Man hat sie gut gepflegt. Sie hatte eine Krankheit in sich, die ihr Schmerzen bereitete. Nach und nach wurde es schlimmer, obgleich deine edle Mutter niemals klagte. Der König sandte seinen eigenen Arzt, den gelehrten Apollonides von Kos, doch selbst er wußte keine Heilung. Und so starb sie schließlich, am zweiten Tag des Shabatu.«

»Bist du sicher, daß sie nicht vergiftet wurde?«

»Ich habe keinen Grund, es zu glauben, Herr. Ihre letzten Worte waren ein Gebet für deine Sicherheit.«

Endlich gelang es Bessas, sich wieder zu fassen und seine Tränen zu trocknen. Er murmelte ein Gebet für die Seele seiner Mutter und fragte den Sklaven dann: »Was ist aus meinem Vetter Sataspes geworden, der den Auftrag hatte, Afrika zu umsegeln?«

»Vor drei Monaten kehrte er zurück und erzählte irgend etwas davon, daß er ungefähr dreihundert Meilen weit an der Westküste südwärts gesegelt, dann aber auf widrige Winde und Strömungen gestoßen sei. Der König hielt es für einen Fall simpler Feigheit, und Sataspes zahlte die Buße, die ihm ursprünglich auferlegt worden war.«

»Ich trauere nicht um ihn, wenn ich bedenke, was ich seinetwegen habe durchmachen müssen«, sagte Bessas grimmig. Er wandte sich an Myron. »Dieser huldvolle Empfang könnte ein günstiges Zeichen sein, aber ich werde mich hüten, einem König zu vertrauen. Wenn jemand dich mästet, kannst du sicher sein, daß er dich bald schlachten wird. Wie, glaubst du, wird es uns ergehen? Wird Xerxes wohl auch mich auf den Pfahl setzen?«

»Das glaube ich nicht. Diese Einladung zum Abendmahl läßt nur Gutes vermuten. Schließlich würde sich manch einer für dieses Privileg mit Vergnügen die Nase abschneiden.«

Unterdessen hatte sich Xerxes wieder in Ostanas' Kammer zurückgezogen. »Mein guter Ostanas«, sagte er hier, »ist dies also das Ende unserer Hoffnung, den Dämon Tod zu besiegen?«

Ostanas, der die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn auf die knochigen ineinander verschränkten Fäuste gestützt hatte, hob den Kopf.

»Mein gnädiger Herr, ich habe angestrengt nachgedacht. Ob es den Sirrush nun gibt oder nicht, ich zweifle nicht daran, daß Meister Bessas in der Tat ein heldenhaftes Unternehmen vollbracht hat. Die kleinen schwarzen Männer und das Tier, das einer mit einem Esel gekreuzten Antilope gleicht, sind der lebende Beweis dafür.

Es kann sein, daß es den Sirrush gibt, daß aber die Priester des falschen Gottes Marduk Euch, weil sie Eure Majestät hassen, hinsichtlich seiner Herkunft belogen haben. Mag sein, daß er in einer anderen Gegend der Welt zu Hause ist. Aber ihn

dann dort aufzuspüren, wäre an sich schon eine Lebensaufgabe, und keiner von uns – es gehe, wie Ihr es wünscht – wird täglich jünger.«

»Was also dann?«

»Ich fürchte, wir werden auf das Blut des Sirrush als Zutat zu unserem Elixir verzichten müssen. Da wir aber die beiden anderen Ingredienzien nun schon einmal besitzen, wäre es eine Schande, wollten wir sie nicht benutzen. Wollen also sehen, was wir als Ersatz beschaffen können.

Unter allen Tieren, die uns bekannt sind, ist dasjenige, dessen Blut dem des Drachen an Glut am nächsten kommt, wohl der Greif, der im Lande der einäugigen Arimaspier lebt, jenseits von Suguda hoch droben im Nordwesten.«

»Verlange nicht, daß ich noch eine Expedition aussende und noch ein Jahr warte!«

»Nein, nein, Herr. Ich habe nur eine beiläufige Bemerkung machen wollen. Nun denn, das Tier, das dem Greif in der Rangordnung folgt, ist der Löwe.«

»Der Löwe, hm? Ich kann nach Hagmatana schicken, man solle mir einen Löwen aus meinem Tierpark herbringen.«

»Halten zu Gnaden, Großkönig, aber ich glaube, selbst dies würde zu lange dauern. Das Ohr des Königs hält sich, aber was ist mit dem Herzen des Helden?«

»Wie meinst du das?«

»Euer Sklave meint, daß wir Bessas jetzt in der Hand haben. Aber wird das so bleiben, wenn wir nach Hagmatana schicken?«

»Er wird jetzt schon bewacht; und ich könnte ihn so fest in Ketten legen lassen, daß nicht einmal der Dämon Azi Dahaka

entfliehen könnte.«

»Aber bedenkt doch, Großkönig! Ein wahrer Held wird kämpfen wie ein Dämon, ehe er sich ergreifen läßt; er wird fliehen oder bei dem Versuch zugrunde gehen. Für unser Elixir aber brauchen wir das Herz eines lebenden Helden.«

»Was also schlägst du vor?«

»Daß wir ihn sofort ergreifen, auf eine Weise, die ich Euch gleich schildern werde. Für das Blut eines Löwen aber werden wir Euren Liebling opfern müssen.«

»Den armen alten Rustam? Niemals! Ich liebe dieses räudige Ungeheuer.«

»Es hilft nichts, Herr. Wir müssen frisch ans Werk gehen, solange der Gute Gott für uns bereithält, was wir dazu benötigen. Wohlgemerkt, o Herr – dieses Elixir wird nicht so wirksam sein wie eines aus Drachenblut. Statt Euch ewiges Leben zu spenden, kann es Euer Leben bestenfalls verlängern – um, sagen wir, tausend Jahre. Aber wenn wir dies schon einmal erreichen können, werden zukünftige Forscher unser Problem vielleicht einer vollendeten Lösung zuführen können, ehe die Wirkung des Trankes schwindet.«

»Im Augenblick erscheint mir eine Frist von tausend Jahren hinreichend.« Der König seufzte. »Manchmal frage ich mich, weshalb ich eigentlich danach trachte, dieses Leben voller Schmerz und Enttäuschung zu verlängern.«

»Faßt Mut, Herr! Denkt an all die großen Werke, die Ihr in Gang gesetzt habt und die Eure leitende Hand brauchen, wenn sie vollendet werden sollen.«

»Du hast natürlich recht, mein Freund. Vergiß meine

melancholischen Reden. Die Welt braucht mich, und so muß ich mich der Welt würdig erweisen, was immer die Gefühle meines Herzens sein mögen. Und – bei der Seele des Heiligen Ochsen, du bist ein gerissener Halunke! Es ist doch klar, daß auch du deinen Teil von dieser Arznei bekommen mußt, wenn du die Forschungen betreiben willst, von denen du eben sprachst, wie?« Xerxes lächelte sardonisch.

»Nun, da Eure Hoheit es erwähnen, sehe ich ein, daß dies in der Tat der Fall ist. Wohlan, Herr, wollen wir unsere Aufgabe in Angriff nehmen ?«

Das königliche Abendmahl wurde in einer der größeren Kammern im Palast des Darius aufgetragen. Flackernde Fackeln in Wandhaltern und blakende Öllampen, die an der Decke hingen, mühten sich, das Licht des schwindenden Tages zu verstärken.

Myron, der eben eine Fasanenbrust von einem Teller aus Lapislazuli verzehrte, überlegte, daß ein privates Abendmahl mit dem König anderswo als eine hochöffentliche Angelegenheit empfunden worden wäre. Neben dem König saßen der Oberbefehlshaber Artabanus, der Kämmerer Aspamitres, der Magier Ostanas und der königliche Leibarzt Apollonides sowie mehrere andere Beamte am Tisch. Das untere Ende teilten sich Myron, Bessas und Dzaka. An die zwanzig Unsterbliche standen in Reihe und Glied an den Wänden. Es waren Soldaten aus einem der persischen Bataillone; sie trugen langärmelige, gefaltete, knöchellange Gewänder und waren mit Lanzen und Streitäxten bewaffnet; Bogenkästen hingen über ihren Schultern.

Bessas, der wieder Wams und Hosen nach arischer Art trug, redete und aß und redete wieder. Einer der Beamten machte sich Aufzeichnungen. Xerxes stocherte sich mit einem goldenen Zahnstocher im Mund herum und stellte forschende Fragen: Welche Reichtümer gab es in diesen neuentdeckten afrikanischen Ländern? Wie war die militärische Stärke ihrer Völker einzuschätzen? Waren sie freundlich oder feindselig? Wie weit würde sich Dzakas Vorschlag, den Schutz des Reiches auf die Tikki-Tikki auszudehnen, durchführen lassen? Wie stand es mit dem Königreich Kush? Was hatte er über die Stärken und Schwächen der Regierung dort in Erfahrung bringen können?

Die Stunden vergingen und die Fackeln begannen zu qualmen. Die Rufe der Wachen, die mit geschulterten Hellebarden auf den Mauern der Palastplattform auf und ab gingen, hallten durch die mondhelle Nacht. Musikalische Klänge wehten aus dem Harem des Königs herüber. Aber unablässig bohrte und fragte der König, als wolle er Bessas noch den letzten Rest an Auskünften entlocken, solange dieser bei der Hand war.

Endlich klatschte der König in die Hände. »Genug der Staatsgeschäfte; schenkt ein den Wein, und schickt die Musikanten… Auf deine heldenhafte Reise, Hauptmann Bessas!«

»Ich danke Euch, Majestät.«

Sklaven gossen Wein aus Halpa aus alabasternen Krügen in kristallene Becher. Allgemein wurde geplaudert, und Myron geriet unversehens in eine freundschaftliche Erörterung der Erdengestalt mit seinem Nachbarn, einen Beamten namens Pharnuchus.

Pharnuchus drohte Myron mit dem Finger. »Ich bin ein schlichter, grober Perser, Meister Myron, und verstehe nichts von euren griechischen Feinsinnigkeiten. Doch ich bin sicher, daß deine Theorie in irgendeiner Weise den Worten unseres begnadeten Zoroaster widerspricht, wenngleich ich im Augenblick das betreffende Gatha nicht herzusagen wüßte.«

Myron legte einige seiner Argumente für die Kugelform der Erde dar. Pharnuchus spielte mit den Locken seines Bartes.

»Nun gut, ich sehe einigen Vorteil darin, daß man nicht befürchten muß, vom Rande der Erde herunterzufallen. Dann wird also das große persische Reich, indem es seine gütige Herrschaft über die Völker der Erde ausbreitet, eines Tages auf der anderen Seite zusammentreffen, nicht wahr? Bei Auramazda, dort wäre ich zu gern dabei! Die nächste Expedition, die wir aussenden, sollte es unternehmen, nicht Afrika zu umschiffen, sondern die ganze Welt! Was meinst du – aber was ficht denn den Hauptmann Bessas an?«

Myron fuhr auf seinem Stuhl herum. Bessas war kraftlos gegen seine Lehne gesunken und atmete schwer. Der Schweiß rann ihm über das pockennarbige Gesicht. Myrons Herz begann von jähem Entsetzen zu pochen, und er beugte sich über seinen Freund, der ihm mit eigenartig leerem Blick anstarrte. Seine Pupillen waren so klein wie Stecknadelköpfe.

»Sag dem König, mir ist schlecht«, murmelte Bessas. »Irgend ein verdammter Schuft muß mir Mohnsaft eingeflößt haben! Nimm den Anthrax.«

»Ist unserem Helden unwohl?« fragte Xerxes vom Kopf der Tafel her. »Ein Becher Wein dürfte doch einem so berühmten Zecher wie Meister Bessas nichts anhaben können!«

Die Lyra und die Flöte verstummten.

»Er ist krank, Majestät«, sagte Myron, und dabei streifte er Bessas die Kette mit dem großen roten Edelstein über den Kopf. Er hoffte, der kurzsichtige König würde diese Bewegung nicht bemerken. »Über ein Jahr lang hat er die Bürde dreier Männer auf seinen Schultern getragen. Jetzt sind seine Kräfte erschöpft.«

»Das ist in der Tat unglückselig.« Der König schnippte mit den Fingern. »Wache! Bringt Hauptmann Bessas hinaus.«

Vier Wachen traten vor, als hätten sie auf diesen Befehl nur gewartet, und trugen den besinnungslosen Bessas davon.

»Ihr Herren«, sagte Xerxes geschmeidig, »es ist schade, daß unsere angenehme Geselligkeit eine solche Unterbrechung finden mußte! Wollen wir hoffen, daß sich Meister Bessas bald erholt. Auch ich werde mich nun zurückziehen, denn die Staatsgeschäfte lasten schwer auf mir. Ihr anderen mögt bleiben, wo ihr seid, und trinken, soviel ihr mögt.«

Der König erhob sich, und alle anderen standen auf und verbeugten sich. Als er, von Unsterblichen umgeben, hinausschritt, nahmen alle wieder Platz – alle außer Ostanas, der dem König folgte.

Blitzhell kam Myron die Erleuchtung. Ohne ein weiteres Wort zu seinem Tischnachbarn sprang er auf und hastete dem König nach.

»Großkönig! Majestät! Euer Sklave bittet um Gehör!«

Xerxes, der mit Ostanas den Korridor hinunterschritt, drehte sich um. Die Leibwächter wirbelten herum und versperrten den Gang mit ihren Waffen, doch der König winkte sie beiseite.

Myron nestelte nach dem Anthrax. »Herr, ich habe hier ein Geschenk, das zu überreichen ich noch keine Gelegenheit hatte.« Er hielt dem Großkönig den roten Edelstein entgegen. »Es ist ein magischer Rubin, den man den Wahren Anthrax nennt. Er hat nicht nur an sich einen Wert, nein, man sagt auch, er sei einzig unter den Juwelen insofern, als er seinen Besitzer beschütze.«

»Wie das?« fragte der König.

»Er verdunkelt sich, wenn sein Träger in Gefahr schwebt.«

»Weißt du etwas darüber, Ostanas?«

Der Zauberer blinzelte im flackernden Zwielicht. »Gehört habe ich von einem solchen Stein schon, und dies mag in der Tat das fragliche Juwel sein. Wenn er es ist, so hat Meister Myron Eurer Majestät wahrlich ein hübsches Geschenk gebracht. Woher hast du ihn?« fragte er Myron.

»Von den Quellen des Nil, wo ein verbannter König von Kush ihn verborgen hatte.«

»Dein König ist dir sehr dankbar, Meister Myron«, sagte Xerxes. »Und was willst du von mir?«

»Herr, darf Euer Sklave zu Euch sprechen nicht wie ein demütiger Untertan zu seinem König, sondern wie ein Mann zu einem Mann?«

»Sprich. Noch nie habe ich den bestraft, der mir schlechte Kunde brachte oder unwillkommenen Rat gab, wie man es geringeren Königen nachsagt.«

»Herr, Bessas hat für Euer Reich Größeres bewerkstelligt, als zehn andere Männer es vermocht hätten. Er hat den Namen und den Ruhm des großen Xerxes in die von Dämonen erfüllten

Urwälder des Vaters Afrika getragen, so weit, wie nie ein zivilisierter Mensch vor ihm gekommen ist. Neue Untertanen hat er Euch gewonnen, nicht mit Gewalt, sondern mit moralischer Autorität.

Ich weiß nun, daß es kein gewöhnlicher Fieber- oder Schwindelanfall war, was ihn soeben die Besinnung hat verlieren lassen, sondern etwas, das die Diener Eurer Majestät getan haben.« Myron begriff, daß er mit diesen Worten sein Leben in die Waagschale geworfen hatte, aber ohne Zögern redete er weiter. »Ich glaube, Ihr wollt ihn töten. Großkönig, er hat Besseres verdient. Verschont ihn.«

Myron hielt den Atem an und erwartete sein Todesurteil. Aber der König lächelte nur betrübt. »Ich könnte dich mit Ausflüchten abspeisen. Aber da du offen zu mir gesprochen hast, will auch ich es tun. Was du verlangst, ist unmöglich. Wisse jedoch, daß es nicht kleinliche Bosheit ist, was mich nötigt, deinen Freund zu verurteilen; nicht einmal sein Anteil an der Ermordung meines Dieners Datas wäre mir Grund genug. Es sind gewichtige Angelegenheiten des Staates, die ihm zum Verhängnis werden; vor ihnen aber muß jeder private Anspruch zurückstehen.

Gleichwohl bin ich dir dankbar für diesen Edelstein. Komme morgen zu mir und erbitte eine Gunst. Ich sage nicht, daß ich dir gewähren werde, was du verlangst – derart unüberlegte Angebote haben schon unselige Folgen für mich gezeitigt –, aber jede vernünftige Bitte will ich dir gewähren. Gott sei dir wohlgesonnen!«

König und Zauberer verschwanden, gefolgt von der Wache, am Ende des Korridors.

Bessas erwachte mit bohrenden Kopfschmerzen und einem üblen Geschmack im Mund. Bis auf sein Lendentuch entkleidet, alle viere von sich gestreckt, lag er flach auf einem großen Holztisch. Als er die Muskeln anspannte, stellte er fest, daß er mit Handgelenken und Knöcheln an den Ecken des Tisches festgebunden war.

Wenn er den Hals verrenkte, sah er, daß er sich in einer langgestreckten Kammer von beträchtlicher Größe befand; überall lagen Manuskripte, und Apparate standen umher, deren Sinn er nicht verstand. In einer Ecke befand sich ein Käfig, in dem eine gestreifte Hyäne auf und ab lief. In einem Herd brannte ein kleines Feuer, und hinter einer offenen Tür lag eine zweite Kammer.

Eine weitere Tür – aus schwerem Holz und mit Kupfer beschlagen – führte vermutlich nach draußen.

Bessas erprobte seine Fesseln. Er spannte seine schwellenden Muskeln an, bis sie knackten, ohne daß die Riemen sich lockerten. Er versuchte, Riemen oder Schnallen mit Fingern, Zehen oder Zähnen zu erreichen, doch ohne Erfolg. Er warf sich hin und her, in der Hoffnung, er werde den Tisch umstürzen, doch dieser stand fest.

Endlich begann er, mit heiserer Stimme zu rufen. »Hilfe! Hilfe!«

Es kam niemand. Bessas knurrte in ohnmächtiger Wut und begnügte sich vorläufig damit, Ostanas Gemach näher zu betrachten. Der größte Teil der Einrichtung sagte ihm wenig, doch zumindest konnte er sich damit unterhalten, daß er sich

vorzustellen versuchte, zu welchen tödlichen Zwecken er sie würde verwenden können. Das ausgestopfte Krokodil dort zum Beispiel, das könnte er Xerxes in den –

Die kupferbeschlagene Tür öffnete sich lautlos. Zwei Männer drängten sich herein; sie trugen eine Art Trage. Zwei andere folgten ihnen, die das andere Ende schleppten. Was auf dieser Trage lag, konnte Bessas zunächst nicht deutlich erkennen; als die Männer sich aber dem Tisch näherten, auf dem er lag, erhaschte er einen Blick auf eine schwarze Mähne und ein lohfarbenes Fell. Dies mußte Rustam sein, der zahme Löwe des Königs!

Hinter dem zweiten Trägerpaar betraten Xerxes und Ostanas die Kammer. Die Männer mit der Trage stellten ihre Last ab und gingen hinaus. Ostanas kam dicht an Bessas heran.

»Er ist wach«, stellte er fest.

Klugheit kämpfte mit hitziger Wut in Bessas' Herzen, und die Klugheit unterlag. »Was ist? Was hast du vor? Was habe ich dir getan?« brüllte er Xerxes entgegen.

Der König warf ihm nur einen Blick zu und fragte Ostanas: »Ist alles bereit?«

»Ja, o Herr. Der Löwe lebt noch, wie Ihr seht, aber ich habe ihn so schwer betäubt, daß ich sein plötzliches Erwachen nicht zu fürchten brauche, während ich ihm sein Blut abzapfe. Was den Mann betrifft, so ist es gleichgültig, ob er schläft oder wach ist.«

»Brauchst du keinen jüngeren Mann, der dir helfen kann?« fragte Xerxes besorgt.

»Vorläufig nicht, Herr. Die übernatürlichen Kräfte, die bei

dieser Kunst heraufbeschworen werden, sind so finster, daß ein ungeübter Gehilfe weniger nützt als keiner.«

Der König beugte sich über den ohnmächtigen Löwen. »So lebe wohl, mein alter Rustam! Du wirst mir fehlen.« Er streichelte die Mähne des Tieres.

Ostanas hantierte mit Tiegeln und Instrumenten, ließ das kleine Feuer aufflackern und hängte einen Topf Wasser zum Kochen darüber. Dann schliff er ein Messer und prüfte die Schneide mit dem Daumen.

»Euer Sklave ist nun bereit, das große Werk zu beginnen«, erklärte er.

»Dann werde ich hinausgehen«, sagte Xerxes.

»Was beim Lande der Dämonen habt ihr vor?« schrie Bessas. »Was für ein König bist du, daß du deine treuen Diener einem Hexenmeister gibst, auf daß er sie für seine Tränke zerstückelt?«

»Würden Eure Majestät es nicht vorziehen zu bleiben?« fragte Ostanas. »Dieses Werk wird in die Geschichte der okkulten Wissenschaften eingehen.«

Xerxes lächelte. »Guter alter Ostanas, wie wenig verstehst du mich nach all den Jahren! Ich hasse Blutvergießen und Tod. Ich weiß, mit meinen Befehlen habe ich Tausende in ihr Verderben geschickt – vielleicht nicht in allen Fällen so gerecht, wie ich es mir gewünscht hätte. Aber im Herzen –« er schlug sich an die Brust »- liebe ich das Leben in Frieden für alle, selbst für die Unwürdigsten. Deine Forschungen habe ich gefördert, weil ich den endgültigen Sieg über den Dämon Tod zu erringen suchte, nicht nur für mich, Xerxes, sondern womöglich für die ganze

Menschheit. Deshalb will ich nicht bleiben und zuschauen, wie du ihm das Herz aus der Brust schneidest, diesem jungen Mann – der, wenn es ihm ein Trost ist, für eine würdige Sache sterben wird. Ach, erinnere mich doch, daß ich mir später diese lügenhaften Marduk-Priester vornehme. Beim Guten Gott, sie werden ihre Verlogenheit bereuen! Ich werde dafür sorgen, daß sie den Tod herbeisehnen!«

Der König ging hinaus. Bessas spuckte nach ihm, doch er traf ihn nicht.

Ostanas pfiff durch die Zähne, die er noch hatte, und nahm seine Arbeit wieder auf. Bessas konnte zwar nicht sehen, was er mit dem Löwen anfing, aber ein rieselndes Geräusch war zu hören.

Die Zeit verging. Das Rieseln wurde zum Tröpfeln. Ostanas betete, und dann nahm er König Siptahs Ohr von einem Regal, warf es in einen Mörser und zerrieb es kräftig mit dem Stößel.

Als das Ohr zu einem Pulver zermahlen war, kniete der Zauberer nieder und betete erneut. Bessas hörte deutlich, was er sagte, aber die Götter und Geister, an die es gerichtet war, gehörten nicht zu denen, die er kannte.

Mit einem Stück Holzkohle zeichnete Ostanas ein Diagramm auf den Boden; dann stellte er sich hinein und erging sich in weitschweifigen Salbadereien mit seinem Zauberstab, drehte sich hierhin und dorthin und murmelte in rhythmischem Singsang.

Dann trat er aus dem Kreis heraus, und schärfte wieder sein Messer.

»Du lausiger alter Sodomit!« fauchte Bessas. »Du bist ja gar

kein Zauberer! Du bist ein schmutziger alter Quacksalber, der dem törichten König weisgemacht hat, daß er mit einem Tränklein sein Leben verlängern könne! Nun, es wird nicht gehen. Ich kenne Zauberer in Ägypten und in Kush, die mehr vermögen als sechs von deiner Art, du verlogene Schlange! Du wirst sterben, und der König wird sterben, und niemand wird sich deiner erinnern! Umherwandern wird dein Geist, heimatlos und ohne Rast! In Mithras Namen, in Jauche soll man dich tauchen! Die Hunde sollen deine Weichteile verzehren! Mit einem stumpfen Messer soll man dich häuten bei lebendigem Leibe! Von der Brücke des Jüngsten Gerichts sollst du fallen, und in ewiger Qual sollst du wohnen im Hause der Lüge!«

Bessas verfluchte Ostanas bis ins zehnte Glied seiner Vorfahren, aber der Zauberer antwortete mit keinem Wort. Statt dessen legte er den Wetzstein nieder und näherte sich Bessas; seine Augen funkelten unter buschigen weißen Brauen. Die Klinge blitzte gelb im Licht der goldenen Lampen.

Plötzlich blieb Ostanas stehen. Er starrte mit halb offenem Mund vor sich hin, und seine Augäpfel rollten zur Seite. Dann wandte er sich zur Tür, hinter der jetzt anschwellendes Gemurmel hörbar wurde. Jetzt ertönten Schreie und Fußgetrappel und Waffengeklirr.

Fluchend legte Ostanas das Messer aus der Hand und eilte zur Tür. Er griff nach dem bronzenen Knauf, öffnete die Tür einen Spaltbreit, öffnete sie weiter. Er schlüpfte hinaus, und in ihrem Käfig lachte die Hyäne.

In seiner Schlafkammer ließ König Xerxes sich von seinen Eunuchen aus seinen Gewändern und in einen Hausmantel helfen.

»Hat Meister Myron heute abend nicht etwas von einer Sitte der Afrikaner berichtet«, sagte er zu Aspamitres, »die jeden Abend einen Zweig zerkauen, bis er faserig ist, und sich die Zähne sodann damit bürsten? Beschaffe mir ein paar Zweige, und wir werden es versuchen. Nein, nicht jetzt! In den nächsten Tagen, meine ich. Nein, ich will heute abend keine Frauen. Hinaus jetzt, alle. Ein Licht könnt ihr brennen lassen. Gute Nacht!«

Die Eunuchen gingen hinaus und nahmen den königlichen Wasserkrug, Waschbecken, Handtuch, Trinkbecher und Nachttopf mit. Xerxes hob die Hände und begann sein Nachtgebet.

»Wie Auramazda der beste aller Herren ist, so ist Zoroaster der Richter, seiner heiligen Rechtschaffenheit gemäß, er, der er uns des Lebens gute Gedankenfülle von Ahura Mazdah und seinem Reiche bringt, er, der er eingesetzt ist zum Hüter der Armen.

Rechtschaffenheit aber ist das beste aller Güter, und so soll uns geschehen, wie wir es uns ersehnen, und Rechtschaffenheit führt uns zum Heil.

Lasset die geliebte Bruderschaft herbeikommen, zu fördern Zoroasters Männer und Frauen, zu fördern den guten Gedanken. Wer immer auch verdient den kostbaren Lohn, für den erbitte ich den begehrten Preis der Rechtschaffenheit, die Auramazda verleihen wird.«

Der König warf den Mantel ab, und einen halben Ush lang stand er so da, nackt bis auf die purpurnen, duftenden Beutel, die sein Haar und seinen Bart umhüllten. Mißvergnügt schaute er hinunter auf seinen Spitzbauch, schleuderte seufzend seine Pantoffeln beiseite und setzte sich aufs Bett.

Lange betrachtete Xerxes den Wahren Anthrax, der an der Kette um seinen Hals hing, dann schlüpfte er unter die Decke.

Gerade hatte der König sich zum Schlafen zurechtgelegt, als das Klopfzeichen an seiner Kammertür ertönte. »Herein!« rief er.

Artabanus' dunkle flinke Augen erschienen im Türspalt.

»O König!« sagte der Oberbefehlshaber in leisem, dringendem Ton. »Etwas von großer Wichtigkeit hat sich ereignet!«

»Was im Namen Auramazdas ist es? So stehe nicht dort in der Tür herum, murmelnd wie ein altes Weib, sondern komm her und rede!«

»Ihr seid in Gefahr, Herr!« sagte der Hyrkanier und trat ein. »So groß ist die Bedrohung, daß ich meine Söhne mitgebracht habe, damit sie mir helfen, Euch zu beschützen. Kommt herein, Knaben! Eilt euch!«

Sieben junge Arier drängten sich in die Kammer.

Xerxes betrachtete seinen Rubin. »Nun, ihr müßt euch irren. Seht doch, wie hellrot dieser Zauberstein – *ak!*

Der größte unter den Söhnen des Artabanus hatte die langen Arme ausgestreckt und Xerxes beim Halse gepackt, und kraftvoll wühlten sich seine Daumen unter den purpurnen Bartbeutel und drückten die königliche Luftröhre zu. Im selben Augenblick stürzten sich die vier ältesten Söhne auf Xerxes' Arme und Beine und hielten ihn nieder.

Xerxes quollen die Augen aus den Höhlen. Sein Mund öffnete sich, doch nur ein rasselndes Krächzen drang heraus. Er wehrte und sträubte sich, uns sein Gesicht lief blau an.

Artabanus zog ein Kurzschwert unter seinen Gewändern

hervor und beugte sich über die sich windende Gestalt des Königs.

Wieder und wieder stieß er die Klinge in Xerxes' behaarte Brust und zischte dabei: »Dies ist für deinen Bruder Masistes… und dies für all die alltäglichen Demütigungen und Beleidigungen, die ich von dir habe erdulden müssen… und dies ist für die schweinsköpfige Dummheit, die uns bei Salamis um den Sieg gebracht hat… und dies-«

»Er ist tot«, sagte einer der Söhne.

»Ja, wahrhaftig!« sagte Artabanus und wischte seine Klinge am duftenden Bartbeutel des Königs ab. »An die Arbeit, meine Söhne!«

So starb Xerxes, der Sohn des Darius – ein großer Reformator, ein großer Verwalter und ein großer Baumeister, aber wegen grundlegender Mängel seines Charakters eben doch kein großer König.

Myron kam in Ostanas Kammer gestürzt. »Bessas! Diesen ganzen besudelten Palast habe ich schon durchstöbert! Lebst du noch?«

»Ich nehme es an. Was, bei den sieben Höllen Babyloniens, geht hier vor?«

»Xerxes ist ermordet worden!«

»Gut. Wer hat's getan?«

Myron sägte mit seinem Messer an den Gurten herum, die Bessas' Handgelenke hielten. »Ich weiß es nicht. Manche sagen, es war Aspamitres, andere – *ea!* Was sucht der Löwe hier?«

Bessas lachte leise und grollend. »Keine Angst. Der alte

Rustam ist's, und er ist tot. Hier, gib mir das Messer.«

Seine Handgelenke waren frei, und Bessas setzte sich auf und hatte mit zwei Schnitten die Riemen an seinen Fußknöcheln durchtrennt. Er rieb sich die geschwollenen Hände und Füße. »Meine Glieder sind voller Ameisen, so straff waren die Fesseln. Laß uns verschwinden, ehe die Unsterblichen wild werden und anfangen, jeden niederzustechen, der ihnen über den Weg läuft.«

In den Hallen draußen herrschte größte Verwirrung. Schreiend rannten die Menschen durcheinander. Einige suchten andere aufzuhalten, sie faßten sie bei ihren Gewändern und brüllten ihnen Fragen zu; die so gepackten aber rannten nur um so hastiger weiter und kreischten noch lauter.

Ein fetter alter Eunuch eilte pustend vorüber und stützte sich dabei auf einen elfenbeinernen Amtsstab mit goldener Spitze. Bessas riß ihm den Stab aus der Hand.

»Ich brauche ihn dringender als du, Großvater. Zur Kaserne!«

Mit langen Schritten eilte der Baktrier durch die Hallen und Gänge, die ihn von seinem Dienst bei den Unsterblichen her vertraut waren. Myron trabte hinter ihm drein.

»Ah, dabist du ja!« rief eine mächtige Stimme. Myron und Bessas wirbelten herum. Der ihnen da mit gezücktem Schwert entgegenstürmte, war Zopyrus, Sohn des Bagabyxas.

»Meinen Leuten bist du entkommen, aber mir entkommst du nicht!« fauchte der Edelmann. »Anstifter warst du bei der Schändung meiner kleinen Tochter, nicht wahr?«

»Ertrinken will ich im Bitteren Fluß!« rief Bessas. »Willst du noch immer meinen Kopf, Zopyrus? Hier ist er!«

Mit wirbelndem Stahl kam Zopyrus heran. Myron, der nur mit seinem kleinen Tischmesser bewaffnet war, wich hilflos zurück. Während er sich noch umschaute, ob er nicht etwas fände, das sich als Wurfgeschoß oder als Keule verwenden ließe, hatte Zopyrus sich bereits auf Bessas gestürzt.

Der Baktrier war fast nackt und unbewaffnet bis auf den Stab des Eunuchen, und diesen Stab faßte er nun, wie er es bei den Ägyptern in Siout gesehen hatte: mit der einen Hand in der Mitte, mit der anderen einen Fuß daneben. So hatte er zwei Enden, mit denen er zuschlagen konnte, ein längeres und ein kürzeres.

Er parierte Zopyrus' ersten Streich und auch den zweiten. Zopyrus stach zu, und Bessas schlug die Schwertspitze zur Seite. Dann vollführte er eine Finte und versetzte dem Perser gleich darauf einen harten Hieb auf den Kopf. Zopyrus schüttelte den Kopf und blinzelte. Wieder schlug Bessas zu. Zopyrus parierte, und Bessas rammte ihm das Ende des Stabes in die Magengrube.

Der Perser krümmte sich zusammen und hustete. Bessas holte weit aus, der Stab sauste durch die Luft hernieder und zersplitterte krachend an Zopyrus' Schädel. Der Daduchide stürzte polternd zu Boden. Sein Schwert rutschte klirrend über den Marmor.

»Ich will dem Kerl nur rasch den Kopf ab-«, begann Bessas und hob das Schwert auf.

»Im Namen Zeus', nein!« rief Myron. »Du kannst nicht alle Daduchiden töten; tötest du aber nur einen, machst du alles nur noch schlimmer! Komm weiter!«

»Schon gut, schon gut! Aber ich warne dich, alter Mann; diese Weichherzigkeit wird noch dein Tod sein!«

Zwei Wochen später saßen Myron und Bessas bei Myrons Freund Uni, dem ägyptischen Priester in Shushan, zu Tische. Becher mit Wein standen vor ihnen. Bessas sprach.

»Seht ihr? So hat mein Traum sich doch noch erfüllt. ›0 Mensch, der du suchst, was gesucht wird vergebens‹ und ›das, welches haust hoch über der Flut‹, damit ist der Sirrush gemeint, den es nicht gibt. ›Rot soll hervorbringen Rot, und Blut ruft zu Blute‹, da geht es ohne Zweifel um den Wahren Anthrax und um Xerxes' Blut. ›Setzt Vertrauen du nur mehr in flüchtigen Schein‹, damit sind die Zauberkräfte gemeint, die dem Stein fälschlich zugeschrieben werden und die vielleicht dazu beigetragen haben, meine Haut zu retten. Ich denke, er verlieh Xerxes – er war ein abergläubiger Kerl, wenngleich in vieler Hinsicht ein heller Kopf – ein falsches Gefühl der Sicherheit; er starrte auf den Stein, um zu sehen, ob er sich verdunkle, während er sich hätte vergewissern sollen, daß seine Wachen auf ihrem Posten waren.«

»Ich wußte, daß das Ding nichts taugte«, warf Myron ein. »Ich hatte ja gesehen, wie Kothar es in aller Ruhe betrachtete, als Bessas sich an ihn heranpirschte, um auf ihn zu schießen.«

»Und ›eine schreckliche Tat in enger Kammer‹ ist natürlich der Mord an Xerxes«, schloß Bessas.

»Nun würde ich Xerxes' Schlafgemach aber nicht eben als eng bezeichnen«, wandte Myron ein.

»Vielleicht nicht. Aber es kann ja sein, daß der Geist des

Artabanus dieses Wort aus Gründen des Versmaßes zu benutzen genötigt war. Dies sind Probleme, die wir Poeten nur allzu gut kennen.«

»Bitte schweift nicht ab, meine Söhne«, bat Uni. »Es juckt mich, zu hören, wie es weiterging.«

Bessas nahm den Faden wieder auf. »Nun, als Xerxes tot war, liefen Artabanus und seine Söhne ins Quartier des Prinzen Artaxerxes. Sie weckten ihn, und Artabanus erzählte dem Jüngling, sein Bruder Darius habe den König ermordet, und er müsse seinen Herrn nun rächen. Artaxerxes, jung und außerdem schlaftrunken, wappnete sich und rief seine Leibwache. Er zweifelte nicht an Artabanus' Worten, denn es war bekannt, daß der junge Darius seinen Vater, den König, haßte, weil dieser sein Weib verführt hatte. Artaxerxes begab sich also in die Gemächer seines Bruders, zerrte ihn aus dem Bett und metzelte ihn nieder.«

»Welch blutrünstige Nacht!« bemerkte Uni. »Ich bin froh, daß ich nicht da war, als so schreckliche Taten vollbracht wurden. Was geschah dann?«

»Als Artabanus sah, daß alles einen günstigen Verlauf nahm, rief er in der Absicht, den Thron für sich zu erobern, seinen Söhnen zu: ›Nun kämpfet um das Reich, meine Söhne!‹ Alle fielen über Artaxerxes her und verwundeten ihn auch, so daß das Geschick des Reiches einen halben Ush lang an einem dünnen Faden hing.«

Bessas trank einen Schluck Wein, und Myron nahm derweil den Faden auf. »Sowohl Aspamitres, der Kämmerer, als auch Bagabyxas waren, wie ich hörte, an der Verschwörung beteiligt; ich weiß allerdings nicht, in welchem Maße. Ohne Zweifel aber

hatte der Kämmerer die Palastwachen abgelenkt, so daß sie nicht in der Nähe waren, als Artabanus zuschlug. Auch Bagabyxas hegte ja einen Groll gegen Xerxes. Du erinnerst dich, daß er Xerxes' Tochter Amytis geheiratet hatte. Als er sie später vor dem König des ehebrecherischen Treibens bezichtigte, ließ der König sie mit milder Schelte davonkommen. Indessen hatte er, so heißt es, kein Verlangen danach, die ganze Dynastie ausgewechselt zu sehen, denn dann hätte ein Bürgerkrieg das Reich zerrissen. So kam er dem jungen Artaxerxes zu Hilfe. Die beiden konnten die Angreifer so lange abwehren, bis die Wachen herbeigelaufen kamen und Artabanus und seine Söhne niederschlugen. Bagabyxas hat bei diesem Handgemenge eine schwere Verwundung davongetragen, aber davon kann er genesen. Der Zauberer Ostanas, so heißt es, ist nach Ägypten geflohen.«

»Der Ehrgeiz muß Artabanus um den Verstand gebracht haben«, meinte Uni. »Selbst wenn er Artaxerxes hätte töten können, wäre immer noch ein rechtmäßiger Sohn Xerxes' am Leben gewesen: Hystaspes, der in Baktrien ist. Der Hochadel hätte sich um ihn geschart.«

»Und wenn es ihm gelungen wäre, sich des Hystaspes zu entledigen«, ergänzte Myron, »wäre der Prätendent Orontes aufgetaucht, um seinen Anspruch geltend zu machen.«

»Das wohl nicht«, sagte Uni. »Orontes ist tot.«

»Tatsächlich?«

»Während ihr euch durch den afrikanischen Urwald kämpftet, ergriff Orontes in Syrien das Banner der Revolte. Der Unterstatthalter von Phönikien hob einheimische Truppen aus und marschierte durch das Tal des Freiheitsflusses hinauf, um sich

ihm entgegenzustellen. Um seine Armee – arabische Söldner hauptsächlich – über den Schlangenfluß zu bringen, errichtete Orontes eine Bootsbrücke. Aber bei der ersten Attacke zerstoben seine Araber und ergriffen die Flucht. Als Orontes bei seinem Rückzug zu seiner Brücke gelangte, sah er, daß fliehende Söldner sie zerstört hatten; er versuchte, den Fluß mit seinem Pferd schwimmend zu durchqueren, und ertrank.«

»Seltsam, daß wir keine Gerüchte von seinem Aufstand gehört haben«, sagte Bessas.

»So seltsam ist es nicht«, widersprach Bessas. »Du hast uns durch endlose Wüsten stolpern lassen, hast alle Städte gemieden und nur selten so lange innegehalten, daß man mehr als sechs Worte mit den Einheimischen wechseln konnte.«

»Aber was wurde denn aus euch in dieser Nacht des großen Gemetzels?« wollte Uni wissen.

»Wir gelangten in die Kaserne«, erzählte Bessas weiter, »und dort sammelten wir Araber und Pygmäen um uns und verbarrikadierten uns in einem Teil des Gebäudes. Wir bereiteten uns darauf vor, zu kämpfen, wenn es sein müßte, denn wir konnten die Kamele nicht aus den Stallungen herausbekommen und fliehen.

Zum Glück hatte ich Freunde unter den Unsterblichen, die unter ihren aufgeregten Soldaten die Ordnung aufrechtzuerhalten wußten. Artaxerxes hatte nichts gegen uns, und die Daduchiden hatten in Anbetracht von Bagabyxas' Verwundung und der Beule an Zopyrus' Schädel anderes im Sinn, als uns weiteren Verdruß zu bereiten. Und nun sind wir hier.«

»Was sind nun deine Pläne, mein Sohn?« fragte Uni den Baktrier.

»Ich werde mich nach Thadamora begeben, um bei Shaykh Alman Kamele zu kaufen. Von dort ziehe ich in meine Hundert-Meilen-Oase, um die Führung meines Stammes zu übernehmen –falls die Banu Khalaf sich in meiner Abwesenheit nicht gegen mich erhoben und sich einen anderen zum Shaykh erwählt haben. Sodann muß ich Dzaka und seine Kameraden – die, wie ich fürchte, von der Zivilisation einigermaßen enttäuscht sein werden – in den Urwald ihrer Ahnen zurückbringen. Danach werde ich Zayds Werk weiterführen und die Handelsstraßen durch die Wüste im Süden Ägyptens weiter ausbauen. Da wir Kamele haben und die anderen Händler in dieser Gegend nicht, dürfte uns dies recht bald gelingen.«

»Vorausgesetzt«, gab Uni zu bedenken, »daß jene Händler, die du ja damit ruinieren wirst, sich nicht zusammentun und dir Schwierigkeiten bereiten.«

»Wohl wahr; vorausgesetzt auch, daß ich die Vorliebe meiner Araber für das Rauben und Morden im Zaum werde halten können. Aber das zeigt, wieviel man doch lernen kann. Noch vor wenigen Jahren hätte ich meine Wüstenräuber mit Vergnügen auf ihren Raubzügen begleitet. Aber inzwischen habe ich eingesehen, daß der wahre Reichtum nicht die Beute eines Raubzuges ist, nicht einmal ein Schatz wie der Hort des Takarta – denn um derlei werden die Steuereintreiber des Königs dich flugs erleichtern, wenn sie deiner habhaft werden. Nein, eher ist es ein Netzwerk von befestigten Handelsrouten und Beziehungen und zufriedenen Kunden, welches, wenn es sorgsam gepflegt wird, auf lange Zeit Gewinn abwerfen wird.«

Er lachte tief und grollend. »Vor zwei Jahren hätte ich solche Gedanken niederstem Krämergeist zugeschrieben und erklärt, edles Handwerk seien nur der Kampf, das Piratentum und die Pferdezucht. Und jetzt, bei Mithra, bin ich ein ebensolcher Söldner wie mein Tyrer!«

»Wasist denn mit deinen Ländereien in Baktrien?« fragte Myron.

»Darum mag sich die Nachwelt kümmern. Ich habe, was ich brauche – meinen Stamm von arabischen Halsabschneidern –, und warum sollte ich das aufgeben, um nach einem Schemen zu greifen? Hat nicht irgendein griechischer Geschichtenerzähler eine Fabel von einem Hund mit einem Knochen ersonnen, der sein Spiegelbild im Wasser sieht?« Bessas schüttelte den Kopf. »Es ist sündhaft, so zu sprechen, aber seit ich weiß, daß meine Mutter tot ist, sehe ich alles viel klarer.«

»Und wie soll deine Zukunft aussehen, o Myron?« fragte Uni.

»Ich habe folgende Pläne: *Alpha: Ich* werde meinen Anteil von Takartas Schatz in die Obhut deines Tempels zur Aufbewarung geben. *Beta:* Ich werde zwei Pferde oder Maultiere kaufen, die mich in die Stadt meiner Geburt tragen sollen.«

»Brauchst du keinen Sklaven, der dir zur Hand geht?« fragte Uni.

»Bessas hat mir Norax geschenkt.«

»Und dieser«, ergänzte Bessas, »wird unseren weichherzigen Myron bald mit seinen Schmeicheleien dahin gebracht haben, daß er ihn freiläßt.«

»Gamma: Ich werde mich nach Miletos begeben, ein Haus

erwerben, mich niederlassen und sehen, ob ich nicht einige Freunde aus meiner Jugendzeit ausfindig machen kann, sollten sie noch in jener Gegend leben. *Delta:* Ich werde zwei Bücher schreiben, deren Titel ich mir schon ausgedacht habe. Das eine wird *Aithiopika* heißen und von meinen Beobachtungen in Afrika berichten. Das andere aber wird *Peri tes morphes tes oikoumenes* oder ›Über die Gestalt der Erde‹ genannt werden. Du wirst von meinem Ruhm als Entdecker noch hören. Und *epsilon* – nun, da werden wir sehen. Vielleicht werde ich mein Glück im Westen versuchen, wo Pythagoras von Samos, wie ich höre, eine ganze Bruderschaft von Philosophen zusammengebracht hat.«

»Warum willst du nicht in Shushan bleiben, um deine Bücher zu schreiben?« schlug Uni vor.

»Den ganzen heißen Sommer hindurch in diesem Ziegelofen von Stadt bleiben? Mein lieber Uni, der einzige behagliche Ort in dieser Stadt ist das tiefste Kerkergewölbe unter der Zitadelle, aber das läßt wohl in anderer Hinsicht manches zu wünschen übrig. Doch von Zeit zu Zeit werde ich sicher herkommen, um von meinem Gelde etwas zu holen.«

»Warum willst du nicht mit mir nach Ägypten zurückgehen?« meinte Bessas. »Ich könnte dich in meinem neuen Geschäft gut gebrauchen, denn du feilschst gerissener und rechnest schneller, als ich es je können werde.«

»Danke, alter Freund, aber das Schreiben ist mir jetzt wichtiger. Überdies habe ich genug vom Reisen, denn ich werde allmählich zu alt für solche Strapazen. Ich habe meine Abenteuer erlebt, habe die Mondberge gesehen und mit dem großen schwarzen Menschenaffen gekämpft, und ich bin heil

und gesund zurückgekehrt.«

»Nun, wann immer du nach Ober-Ägypten kommst, wird in den Zelten der Banu Khalaf ein Platz für dich sein. Bei Ishtars Nabel, die Morgenröte erhellt schon den Himmel! Wir haben die ganze Nacht geredet. Nun muß ich aber gehen.«

Uni gähnte. »Willst du nicht noch ein wenig schlafen?«

»Aber nein! Ich kann auf dem Rücken eines Kamels dösen.«

»Dann gib acht, daß du im Schlaf nicht herunterfällst, denn das wäre ein tiefer Fall.«

»Da sorge dich nicht –«

Es klopfte hallend an Unis Hauspforte, und Rufe ertönten.

»Ya Shaykh!Yalla!«

»Da sind meine Sanddiebe«, sagte Bessas. »Entschuldigt mich; ich muß meine braunen Kobolde wecken.« Bessas ging hinaus.

Uni sah Myron an. »Ich finde immer noch, du brauchst ein Weib.«

»Derselbe alte Uni – stets versucht er, mich zu verheiraten! Warum soll ich etwas ändern, wenn es mir ohne Weib so gut geht?«

»Es wundert mich, daß du das makedonische Mädchen nicht geheiratet hast.«

»Ich habe daran gedacht; ja, eine Zeitlang habe ich sogar geglaubt, ich sei in sie verliebt. Aber sie hatte wenig zu sagen, was mich interessiert hätte. Besitz oder Ansehen hätte sie mir auch nicht eingebracht; dies aber sind für einen Griechen die wichtigsten Gründe für eine Eheschließung. Obendrein war sie

nicht einmal halb so alt wie ich; wir hätten also nur die betrübliche Geschichte vom alten Bagabyxas und seiner jungen Prinzessin wiederholt. Gewiß, wenn ich eine warmherzige Witwe finden könnte – vorläufig aber gilt meine wahre Liebe einzig Gaia, der Göttin der Erde, deren reizende Gestalt ich der ganzen Menschheit bekannt machen muß.«

Sie gingen zur Tür, um dem Baktrier und seinen Arabern Lebewohl zu sagen. Bessas zog seinen Kaffiyya zurecht, rieb seine Nase an Unis, umschlang Myron in einer Umarmung, die dem Hellenen fast die Rippen gebrochen hätte, und versetzte dem Freund einen herzhaften Kuß. Dann schwang er das Bein über den Rücken seines knienden Kamels.

»Mögen die Götter euch wohlgesonnen sein!« rief er.

Der Freund, den nur für eine Stunde du verläßt,
ist vielleicht fort für immer, und nur Trauer ist der Rest.
Doch der, dem du für immer sagst Lebwohl,
den triffst du wieder, und dann gibt 's ein frohes Fest.

Er sah seinen alten Lehrer ein letztes Mal an und brüllte: *»Yâ ahî!« Sein* Kamel erhob sich ruckweise, mit dem Hinterteil zuerst, und die der Pygmäen taten es ihm nach. Mit klappernder Ausrüstung und wehenden Kopftüchern schaukelte die Karawane im Trab auf die Brücke zu, die sich über den Khavaspa spannte. Die aufgehende Sonne sandte ihre schrägen Strahlen durch die schmale Straße und besprenkelte die Gewänder der Männer und die Leiber der Kamele mit leuchtendem Rot.

Nachbemerkung des Verfassers

Für den Titel dieses Romans (*The Dragon of the Ishtar Gate*) habe ich Willy Ley zu danken, der mit erlaubte, den Titel des neunten Kapitels in seinem Buch *The Lungfish, the Dodo, and the Unicorn* zu verwenden. Hier können Sie alles über den *sirrush* lesen, und auch über die Spekulationen, die seine Entdeckung hervorrief, nachdem Koldewey um 1900 herum das Ishtar-Tor ausgegraben hatte. Meine Geschichte basiert zu einem Teil auf Koldeweys Vermutung, daß die Marduk-Priester irgendein Reptil (vermutlich eine Warneidechse) ihren Gläubigen gegenüber als Sirrush ausgaben.

Der Roman beruht außerdem auf der Geschichte des Sataspes, wie Herodot sie erzählt (IV, 43), und auf der Tatsache, daß die beiden jeweils letzten der dreiundzwanzig Delegationen von Tributüberbringern, die in die beiden Stützmauern des Apadana zu Persepolis eingemeißelt sind, unverkennbar drei afrikanische Pygmäen abbilden. Einer von ihnen trägt einen Topf, einer einen Elefantenstoßzahn, und einer führt ein Okapi am Halfter. Obgleich das Relief seit Jahrzehnten bekannt ist, erkannte man erst kürzlich, um was für ein Tier es sich handelt. Noch Olmsteads monumentale *Geschichte des persischen Reiches* (1948) beschreibt das abgebildete Tier als eine »merkwürdig verkürzte Giraffe«.

Dieses Relief beweist, daß unter der Herrschaft König Xerxes' (486-465 v. Chr.) jemand aus dem Achämenidenreich in ein Land gereist ist, in dem es Pygmäen und Okapis gab, und daß er zurückgekehrt ist und davon berichtet hat. Nach heutigen

Begriffen würde dies bedeuten, daß der Reisende den Ituri-Wald im nordöstlichen Kongo erreichte. Zur Zeit von Xerxes waren Pygmäen in Afrika weit verbreitet, und auch der Lebensraum des Okapi war wahrscheinlich größer als heute. Da das Okapi für das Leben im dichten tropischen Regenwald eingerichtet ist, kann es nicht weit außerhalb des heutigen Kongo vorgekommen sein, denn östlich der Linie Kongo-Uganda beginnt offenes Parkland, und Galeriewälder gibt es nur noch an den Flußufern (im Altertum mag der Wald sich wohl weiter ausgedehnt haben, da die Afrikaner durch das alljährliche Abbrennen des Grases noch nicht weite Gebiete entwaldet hatten).

Über den Kontakt, der in jener Zeit zwischen dem Mittelmeergebiet und der zentralafrikanischen Seenregion eröffnet wurde, ist außer der Tatsache, daß es ihn gegeben hat, nichts weiter bekannt. Wer immer die drei Pygmäen und ihr Tier an Xerxes' Hof geholt hat, muß ganz ähnlich haarsträubende Abenteuer erlebt haben wie die, die meinen fiktiven Figuren widerfahren.

Für die Leistung jenes unbekannten Forschers, der ein lebendes Okapi nach Persepolis brachte, gibt es eine Parallele aus späterer Zeit. Von D. N. Wilber erfahre ich, daß um das Jahr 1402 der Sultan von Ägypten dem Tatarenkönig Timur eine Giraffe schenkte und daß die arme Giraffe vermutlich den ganzen Weg von ihrer vermutlichen Heimat im Sudan bis nach Samarkand zu Fuß zurücklegte – also weit über dreitausend Meilen.

Danach geriet die Episode mit dem Okapi in Vergessenheit, abgesehen von dem Wissen – auf welches klassische Autoren anspielen (Äschylos, Anaxagoras, Euripides, Aristoteles,

Poseidonius, Diodorus, Claudius Ptolemäus und andere) –, daß der Nil aus Regen- oder abgeschmolzenem Schneewasser an hohen Äquatorialbergen entspringt. Diese Berge werden gelegentlich als »Silberberge«, manchmal auch als »Mondberge« bezeichnet, vermutlich wegen des Schnees auf dem Ruwenzori. Bis im 19. Jahrhundert europäische Forscher in dieses Land vordrangen, glaubte man allgemein nicht, daß Berge in einer so tropischen Region von Schnee bedeckt sein könnten. Die Entdeckung des Mount Kenya, des Kilimandscharo und des Ruwenzori erbrachte den Gegenbeweis.

Es scheint, daß die Reiseroute zwischen der mediterranen Welt und Zentralafrika nicht lange offen war. Ich nehme an, daß sie unpassierbar wurde, als die nilotischen Negervölker im südlichen Sudan lernten, Eisen zu schmelzen, und ihre Speere mit eisernen Spitzen versehen konnten. Dadurch wurden sie gefährlicher als zu der Zeit, da ihre Speere noch Hornspitzen hatten. Da sie oft genug von Sklavenjägern überfallen worden waren, attackierten sie Fremde vermutlich, sobald sie ihrer ansichtig wurden.

Viele Jahrhunderte lang hielten sich die Nilvölker so alle Ausländer vom Leibe, bis die Fremden durch ihre Feuerwaffen einen neuerlichen großen Vorteil erlangten. Jetzt nahmen Araber, Türken und Ägypter sowie Abenteurer und Gesindel aus vielen anderen Nationen die Sklavenjagd am oberen Nil wieder auf.

Eindeutig historische Gestalten dieses Romans sind König Xerxes sowie seine Beamten und Verwandten: Achämenes, Apollonides, Artabanus, Aspamitres, Bagabyxas, Tithraustes und Zo-pyrus, außerdem Murashu, der Bankier, und sein Sohn

Belhatin, König Saas-herqa (dessen Kartusche sich auf mehrere Arten lesen läßt, z. B. als Sa'as-heriqa, Si'aspiqa, Asäs-heraq etc.) und verschiedene Nebenfiguren oder bereits Verstorbene wie Arnestris, Artaxerxes, Darius, Iranu, Masistes, Nabu-rimanni, Sataspes, Themistokles und Vaus.

König Takarta ist eine Phantasiegestalt; seinen Vorgänger Kar-kamon und seinen Nachfolger Astabarqamon hingegen hat es gegeben. Wann und warum die kushitische Hauptstadt von Nepata nach Meroê verlegt wurde, ist nicht genau bekannt; die Verlegung könnte jedoch ungefähr so vonstatten gegangen sein, wie es in dieser Geschichte dargestellt wird.

Drei Figuren stehen auf der Grenzlinie zwischen Historie und Legende. Salîmat ist eine arabische Kriegerprinzessin, nach der die Selima-Oase (die in der Geschichte Hundert-Meilen-Oase heißt) genannt wurde. Ostanas (oder Osthanes) ist ein halb legendärer Magier, der bei Plinius und bei Diogenes Laertius vorkommt und dessen Lebensgeschichte bei späteren Alchimie-Autoren weiter ausgeschmückt wird.

Die Figur des Orontes wurzelt in zwei Sätzen ohne großes historisches Gewicht, die sich bei antiken Autoren finden. Der Geograph Strabo sagt vom Orontes-Fluß, er habe »früher Typhon geheißen, wurde dann aber nach dem Orontes benannt, jenem Mann, der eine Brücke über ihn errichtet hatte« (XVI, II, 7). Der byzantinische Historiker Johannes Zonaras schreibt, der Orontes habe »früher angeblich Ophites geheißen und wurde später nach dem Sohn des Perserkönigs Kambyses genannt, der in ihm ertrank« (XIII, 8).

Nun war Typhon ein Drache der griechischen Mythologie, und *ophites* ist ein griechisches Wort für »schlangenartig«. In

anderen Quellen heißt der Fluß Draco, »Drache«. Wir können also vermuten, daß der ursprüngliche semitische Name für diesen Fluß etwa wie »schlangenhaft« oder »reptilisch« bezeichnete; daher nenne ich den Fluß in meiner Geschichte »Schlangenfluß«. Die Legende, derzufolge sein Bett von einer fliegenden Schlange gegraben worden sein soll, basiert auf dem, was Strabo berichtet (loc. cit).

Indessen kann der Fluß eigentlich nicht nach dem mutmaßlichen Orontes benannt worden sein, denn schon sein ursprünglicher Name weist einen starken Anklang zu »Orontes« auf. In ägyptischen Inschriften des 15. Jahrhunderts v. Chr. erscheint er als Yernet oder Yerset (wobei die letztere Version vermutlich auf einem Schreibfehler beruht), und in assyrischen Inschriften des 9. Jahrhunderts heißt er Arantu. Falls es den Menschen Orontes gegeben hat, dann könnte die Ähnlichkeit zwischen seinem Namen (der im Altpersischen wahrscheinlich etwa Auravanda gelautet haben dürfte) und dem des Flusses Anlaß zu der Legende geboten haben, der Fluß sei nach dem Manne benannt worden, obwohl der Name des Flusses mindestens tausend Jahre älter ist.

Die Hauptfiguren der Geschichte – Myron, Bessas und ihre Gefährten – sind Phantasiegestalten. Es ist nicht bekannt, wer als erster vermutete, die Erde sei rund, aber die Idee taucht irgendwann im dem Jahrhundert meiner Geschichte zum ersten Mal auf. Einige antike Autoren, etwa Aristoteles, schreiben sie einem der Anhänger des Philosophen Pythagoras zu – möglicherweise dem Philolaos von Crotona, der wahrscheinlich etwa in der Zeit, in der meine Geschichte angesiedelt ist, geboren wurde und von dem man nur wenig Genaues weiß. Der

sich wandelnde Anblick des Himmels bei einer Forschungsreise, die sich über viele Breitengrade hinzog, mag sehr wohl der erste Anlaß für eine solche Hypothese gewesen sein.

Während die Namen griechischer, babylonischer und anderer nicht-persischer Personen in einer möglichst brauchbaren Annäherung an ihre ursprüngliche Form wiedergegeben wurden, erscheinen die persischen Namen in latinisierter griechischer Gestalt. Dies geschieht, weil das Wiedergeben von altpersischen Namen mit Schwierigkeiten verbunden ist; in manchen Fällen ist die altpersische Form nicht bekannt, in anderen ist sie ungewöhnlich lang oder schwer auszusprechen.

Für diejenigen, die sich für die ursprünglichen Formen dieser Namen interessieren, füge ich eine Liste altpersischer Namen bei, in der die altpersische und die klassische Variante enthalten ist. Wie man sieht, verwandten Griechen und Römer kein konsequentes System der Transkribierung persischer Namen. Die mit einem Stern versehenen Namen habe ich analog zu bekannten Formen selbst gebildet.

KLASSISCH	ALTPERSISCH
Achämenes	Hakhamanish
Arsaces, –kes	Arshaka
Arsames	Arshama
Artabanus, –nos, Artapanus	Artabanush
Artaxerxes	Artakhshathra
Aryandes	Haruvanta
Aspamitres	Aspamithra
Astes	Ashta
Bagabyxas*, Bacabasus, Bagazos, Megabyzes, –myxos	Bagabukhsha
Bardias*, Mardos, Merdias, Smerdis	Bardiya
Bessas*, –us, –os, Besas	Besha
Cam-, Kambyses	Kambujiya
Cy-, Kyaxares	Hua-, Uvakhashatra
Cyrus, Kyros	Kurush
Daduchus, –douchos, Daou-, Dauchas,	Datavahya, Daduhya
Darius, Dareios, Dareiaios	Darayavahush, Dareyavosh
Datas, –is	Data
Daurises	Davirisha
Embas	Emba
Gomates	Gaumata
Haraspes	Haraspa

Hydarnes	Vidarna
Hystapes	Vishtaspa
Izates	Yazata
Mazae-, Masdaeus, –aios	Mazdai
Masistes	Mathishta
Ochus, –os	Vahauka
Pharnuchus, –nouchos	Farnukha
Phraates	Frahata
Sataspes	Sataspa
Teaspes	Chaispish
Tithraustes	Chithravahishta
Vaus*	Vahush
Xerxes	Khshayarsha
Zamaspes	Jamaspa
Zarina, –naia	Zarinari
Zoroaster, –astres, Zarathroustes, Zaravastes, Zathraustes, Zarates	Zarathushtra

Leser, denen der Name Skhâ Mühe bereitet, mögen ihn einfach aussprechen wie »ska«.

Was die Ortsnamen angeht, so finden sich in den Gegenden, in denen die Geschichte spielt, drei Schichten von Namen: Präklassische Namen (babylonische, aramäische, ägyptische Namen etc.), klassische (griechische oder lateinische) Namen und postklassische (mittelalterliche), zumeist arabische Namen. Den meisten Orten in der Geschichte habe ich ihre ältesten bekannten Namen gegeben, mit Ausnahme solcher Fälle, bei denen eine jüngere Form sehr viel besser bekannt ist. Daher heißt es Marath (und nicht Marathus oder Amrit), aber Damaskus (und nicht Dar Mesheq oder Damaskos oder Dimishq oder esh-Shams). Die alten und modernen Formen dieser Ortsnamen schlage man nach in Baedekers *Ägypten und der Sudan* (1929) und *Palästina und Syrien* (1912). Die Karte am Ende des ersten Bandes von Baikies *History of Egypt* (1912) und Karte Nr. 20 in Shepherds *Historical Atlas* enthalten ebenfalls zahlreiche Varianten von Ortsnamen. Die präklassischen Formen von Meroê und Napata waren Barua und Nepita (oder Nept).

Alle im Roman vorkommenden Orte sind real, mit Ausnahme von Ravonga und der Festung Takartas, die es nicht gegeben hat. Es ist also eine Vermutung, daß Plinius' Tenupsis in der Nähe des modernen Kaka gelegen haben und daß Boron das moderne Bor und das antike Karutjet das moderne Korti gewesen sein könnte, denn wo diese Orte wirklich gelegen haben, ist nicht mit Sicherheit bekannt. Den Turm der Schnecke (Burj al-Bazzäq, also genauer »der Schnecken«) in Marath (= Amrit) gibt es; mit seinem Alter allerdings habe ich mir einige

Freiheit genommen; man kennt es zwar nicht genau, aber manche Archäologen halten ihn doch für jünger, als er meiner Geschichte nach sein könnte. Mit dem Grab König Siptahs verhält es sich hingegen so, wie ich es beschrieben habe.

Antike Geographen unterschieden zwischen dem Weißen und dem Blauen Nil und nannten sie Astapous und Astasobas, wobei keine Einigkeit darüber bestand, welcher Arm welchen Namen trug. Da am Blauen Nil einst eine Stadt namens Soba lag, der Weiße Nil aber einen Zufluß namens Sobat hat, kann man so oder so argumentieren.

Die meisten der erwähnten afrikanischen Stämme werden von Plinius genannt. Da »authentischere« Formen ihrer Namen nicht bekannt sind, habe ich mich an den lateinischen orientiert. Dabei habe ich angenommen, daß die Alabi, die Bugaiter, Bugaitae oder Bougaeitai, die Dankala, die Mattiter, die Nubae oder Nubier, Ophiriter und Shaikaru der antiken Autoren identisch sind mit den modernen Aliab Dinka, den Bega oder Bisharin, den Dongolavi, Madi, Nuba und Nubiern, Afar oder Danakil und Shankalla. Vielleicht stimmt dies in allen Fällen, vielleicht nicht.

Die Gebräuche, die den Kushitern und den anderen Völkern am oberen Nil zugeschrieben werden, beruhen auf denen, die von den ersten europäischen Forschern, die im 18. und 19. Jahrhundert in diese Gegenden gelangten, geschildert werden. Anmerkungen antiker Autoren, denen zufolge die Neger am Weißen Nil nackt gingen, sich mit Asche oder Ton einschmierten, sich bestimmte Zähne zu ziehen pflegten und Rinder züchteten, lassen vermuten, daß die Nilvölker ihre Gebräuche im Laufe von zweitausend Jahren nur wenig

geändert haben.

In den zentralafrikanischen Episoden ist das, was die afrikanischen Personen sprechen, Swahili (mit wenigen Ausnahmen). Natürlich wurde Swahili (eigentlich Kiswahili) im 5. Jahrhundert v. Chr. noch nicht gesprochen; es ist eine Handelssprache, die sich im Laufe der letzten Jahrhunderte an der ostafrikanischen Küste entwickelt hat. Ihre Basis ist ein vereinfachtes Bantu, aber sie enthält überdies einen großen Minderanteil von arabischen und anderen nicht-afrikanischen Sprachelementen.

Andererseits weiß aber niemand, was für Sprachen vor 2400 Jahren in der afrikanischen Seenregion gesprochen wurden. Man kann nur vermuten, daß sie mit den heute dort gebräuchlichen verwandt waren. Die Swahili-Sätze sollen deshalb dazu dienen, das rechte fiktionale Gefühl zu vermitteln, nicht aber dazu, den Leser zu täuschen. So ist *kahawa* das Swahili-Wort für Kaffee, dem arabischen *gahwa* entlehnt. *Nagana* ist eine Verballhornung des modernen Zulu-Wortes für eine Viehkrankheit, die das Bakterium *Trypanosoma brucei* verursacht, welches wiederum von der Tsetse-Fliege, *Glossina rhodesiensis,* verbreitet wird.

Der Tag, an dem die Geschichte beginnt, der 3. Nisanu im 20. Jahre Xerxes, wäre nach unserem Kalender der 8. April 466 v. Chr. Xerxes wurde 465 ermordet, und zwar nicht vor dem 4. August und nicht nach dem 8. August; so habe ich den 6. August als sein Todesdatum angenommen. Diodorus, Ctesias *(apud* Photius) und Justin geben einen jeweils anderen Bericht über die Mordtat; ich habe mich an den ersteren gehalten, weil er am besten in meine Geschichte paßte. Die Datumsangaben

entspringen durchgängig dem babylonischen Kalender, auch wenn die Kalendersituation im Achämenidenreich durch den einige Jahrzehnte zuvor durch Darius unternommenen Versuch, das ägyptische Sonnenjahr zum Standard für das gesamte Reich zu erheben, kompliziert wurde. Ein Mondkalender nach babylonischem Vorbild hat für den Verfasser historischer Romane einen großen Vorteil: Er kann nämlich jederzeit mühelos feststellen, wie der Mond zu jedem gegebenen Datum aussah, ohne gleich im Planetarium anzurufen.

Der »Pfennig« in der Geschichte entspricht dem Zwölftel eines Shekel. Die Menschen benutzten damals so schwerfällige (und noch unhandlichere) Angaben wie »drei vierundzwanzigstel Shekel«. Eigene Namen für kleine Münzen gab es noch nicht, und die Münzen an sich waren noch nicht weit verbreitet. Als Gewicht entsprach ein Shekel einem sechzigstel Pfund (wobei das babylonische Pfund ziemlich genau dem deutschen entspricht). Eine Silbermünze dieses Gewichts hatte etwa die Größe eines amerikanischen Vierteldollar oder eines britischen Shilling, aber ihre Kaufkraft lag etwa beim Zehn- bis Zwanzigfachen eines Dollars im Jahr 1960. Der Dareikos, die Standard-Goldmünze der Achämeniden, war zwanzig Shekel Silber wert.

Die »Boote« und die »Asche« waren zwei Arten der Todesstrafe, die unter den Achämeniden verwendet wurden. Bei der ersteren wurde der Verurteilte in ein sargähnliches Behältnis gelegt, aus dem seine Extremitäten herausschauten, und dann zum Schmoren in die Sonne gestellt. Bei der »Asche« setzte man ihn auf einen Balken über einem tiefen Aschebett, und dort ließ man ihn sitzen, bis er herunterfiel und in der Glut versank.

Die Regeln des ägyptischen Damespiels oder Tjau (bei den

Römern später als *Ludus latrunculorum,* das »Räuberspiel« bekannt) hat Edward Falkener in seinem Buch *Games Ancient and Oriental and How To Play Them* (1892, 1961) rekonstruiert. Wenn Falkener recht hat, spielt man auf einem Brett mit zwölf mal zwölf Feldern. Jeder der beiden Spieler zu Anfang hat dreißig Steine (»Hunde«) in fünf Reihen vor sich aufgestellt, und zwar mit jeweils einem Feld Abstand wie beim modernen Damespiel. Jeder Stein darf in jede Richtung, waagerecht, senkrecht oder diagonal, verschoben werden, und man darf einen gegnerischen Stein überspringen, wenn das darunterliegende Feld frei ist. Aber ein gegnerischer Stein kann nur genommen werden, wenn es dem Spieler gelingt, zwei seiner eigenen Steine diesem einander gegenüber zu plazieren, diagonal oder orthogonal (wohingegen man aber seine eigenen Steine zwischen zwei gegnerische schieben darf, ohne sie zu verlieren). Es ist kein schlechtes Brettspiel, aber eine Partie dauert sehr viel länger als beim modernen Damespiel.

Die Recherchenreise für diesen Roman erwies sich als überaus abwechslungsreich. In Uganda wurde ich von einem kamerascheuen Nilpferd gehetzt. Im Kongo versuchte ich unvernünftigerweise, mich wie Tarzan an einer dieser lose herabhängenden Dschungellianen weiterzuschwingen und rüttelte mir dabei einen Schwärm giftiger Ameisen auf den Kopf.

Meine amüsanteste Erinnerung aber gilt einem Ereignis, das sich zutrug, als ich von Khartoum zu den Ruinen von Meroê fuhr (hin und zurück ein Fünfzehn-Stunden-Ausflug, zu dem man einen allradgetriebenen Wagen braucht, weil die Piste so sandig ist). Als ich am Straßenrand tote Kamele liegen sah, auf

denen pittoresk die Geier hockten, dachte ich mir, was in all dem Müll in meinem Arbeitszimmer noch fehlte, sei ein hübsch ausgebleichter sudanesischer Kamelschädel.

Ich versuchte meinem Fahrer zu erklären, was ich wollte. Da ich das arabische Wort für »Schädel« nicht wußte, sagte ich ihm, ich wolle den Kopf eines Kamels haben, *ras al-jamal.* Oh, sagte Tejani, das sei leicht zu machen. Wir würden in Shendi haltmachen, und dort könnte ich ein Kamel kaufen, ihm den Kopf abschneiden und mitnehmen! Meine Frau ist von Herzen dankbar, daß ich diesem Vorschlag nicht gefolgt bin.

L. Sprague de Camp